H. SPERLING
BUCHBINDEREI
LEIPZIG.

Diese Ausgaben, so sehr auch gefällige Ausstattung und billiger Preis zu ihrer Beliebtheit beigetragen haben mögen, zeichnen sich vor allen durch ihre **Korrektheit** aus, welche ihnen durch die größte Sorgfalt kritischer Forschung zu Theil geworden ist und ihnen eigenen Werth verleiht.

Deutsche Nationalliteratur.

Kritische Textrevision von **Heinrich Kurz.**

Goethe, in 12 Bänden (mit allen abweichenden Lesarten). 9 Thlr. 15 Sgr.

Ausgeschieden sind nur die den Fachgelehrten interessirenden Werke, also die naturwissenschaftlichen Schriften, und was dem Herausgeber von ganz untergeordnetem Werth erschien.

Goethes Gedichte, in 2 Bänden. 1 Thlr. 10 Sgr.

Vollständigste aller Ausgaben.

Schiller, in 6 Bänden. 4 Thlr. 25 Sgr.

Eine zweite Ausgabe ohne die Uebersetzungen, Fragmente und kleineren prosaischen Schriften, in 4 Bänden, kostet geb. 3 Thlr. 10 Sgr.

Lessing, in 5 Bänden. 3 Thlr. 22½ Sgr.

Gedichte. — Die sämmtlichen dramatischen Werke. — Die wichtigsten der ästhetischen, kritischen und philosophischen Werke.

Herder, in 4 Bänden (mit allen abweichenden Lesarten). 3 Thlr. 20 Sgr.

Gedichte. — Blätter der Vorzeit. — Dramatische Stücke. — Volkslieder. — Der Cid. — Legenden. — Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. — Briefe zur Beförderung der Humanität. — Ueber den Ursprung der Sprache. — Vermischte Abhandlungen.

Wieland, in 3 Bänden. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Oberon. — Poetische und prosaische Erzählungen und Märchen. — Romane. — Göttergespräche.

H. von Kleist, in 2 Bänden. 1 Thlr. 10 Sgr.

Sämmtliche Dramen. — Erzählungen. — Sämmtliche Gedichte.

Chamisso, in 2 Bänden. 1 Thlr. 10 Sgr.

Sämmtliche Gedichte. — Peter Schlemihl. — Reise um die Welt.

E. T. A. Hoffmann, in 2 Bänden. 1 Thlr. 10 Sgr.

Die vorzüglichsten Novellen, Erzählungen und Märchen.

Schillers sämmtliche Werke, große kritische Ausgabe mit sämmtlichen Lesarten. In 9 Bänden. 7⅓ Thlr.

Größere Vollständigkeit als bei irgend einer seitherigen Ausgabe, — Wiederherstellung des ursprünglichen Textes, — Anführung aller Quellen und abweichenden Lesarten aus der Vergleichung des Wortlauts sämmtlicher Original-Drucke, — systematisch-chronologische Anordnung.

☞ Die Preise gelten für die gebundenen Ausgaben.

Diese äußerlich schon uniformen Klassiker-Ausgaben, deutsche wie ausländische, lassen erkennen, daß sie auch in einem innern Verhältniß der Entwickelung, der Ergänzung und der Zusammengehörigkeit zu einander stehen, daß sie sich einem einheitlichen Plan einfügen und einem gemeinsamen Gesichtspunkte unterordnen.

Ausländische Literatur.

In neuen deutschen Uebertragungen.

Französische Literatur.

Beaumarchais, Figaros Hochzeit, von Fr. Dingelstedt. 12 Sgr.

La Bruyère, Charaktere, von K. Eitner. 20 Sgr.

Chateaubriand, Erzählungen, von M. von Andechs. 14 Sgr.

Le Sage, Der hinkende Teufel, von L. Schücking. 16 Sgr.

Mérimée, Ausgewählte Novellen, von Ad. Laun. 15 Sgr.

Molière, Charakterkomödien (Misanthrop, Tartüff, Gelehrte Frauen), von Ad. Laun. 20 Sgr.

Racine, Dramen (Andromache, Mithridat, Athalia, Britannicus), von Ad. Laun. 17½ Sgr.

Rousseau, Bekenntnisse, von L. Schücking. 2 Bände. 1 Thlr. 10 Sgr.

Rousseau, Ausgewählte Briefe, von Fr. Wiegand. 12 Sgr.

St. Pierre, Paul und Virginie, von K. Eitner. 12 Sgr.

Sand, Ländliche Erzählungen (Der Teufelssumpf, Franz der Champi), von Aug. Cornelius. 15 Sgr.

Staël, Corinna, von M. Bock. 22½ Sgr.

Töpffer, Rosa und Gertrud, von K. Eitner. 14 Sgr.

Italienische Literatur.

Dante, Göttliche Komödie, von K. Eitner. 22½ Sgr.

Leopardi, Gedichte, von R. Hamerling. 12 Sgr.

Manzoni, Die Verlobten, von E. Schröder. 2 Bände. 1 Thlr. 10 Sgr.

☞ Die Preise gelten für die gebundenen Ausgaben.

Es versammeln sich in der Reihe dieser Ausgaben die hervorragendsten Schriftsteller aus den Blüthe-Epochen der Literaturen, der deutschen wie der ausländischen. In beiden sind die werthvollsten Resultate sprachlicher und historischer Forschung, in letzteren aber die größtmögliche Meisterschaft der Uebersetzungskunst zur Geltung zu bringen gesucht.

Spanische und portugiesische Literatur.

Cervantes, Don Quijote, von Edm. Zoller. 2 Bände. 1 Thlr. 20 Sgr.

Camoëns, Die Lusiaden, von K. Eitner. 16 Sgr.

Cid, Romanzen, von K. Eitner. 15 Sgr.

Spanisches Theater, von M. Rapp, L. Braunfels und H. Kurz. 3 Bände. (I. Die Anfänge. Gil Vicente. Lope de Rueda. Cervantes. — II. Lope de Vega. — III. Tirso de Molina. Calderon. Moreto. Rojas. Alarcon.) 2 Thlr. 20 Sgr.

Skandinavische und russische Literatur.

Björnson, Bauernnovellen, von E. Lobedanz. 15 Sgr. — **Dramatische Werke**, von E. Lobedanz. 22½ Sgr.

Tegnér, Frithjofs-Sage, von H. Viehoff. 12 Sgr.

Holberg, Komödien, von Robert Prutz. 1 Thlr.

Puschkin, Ausgewählte Werke, von F. Löwe. 12 Sgr.

Alterthum und orientalische Literatur.

Aeschylos, Dramen (Orestie, Prometheus), von A. Oldenberg. 15 Sgr.

Homer, Odyssee, von F. Ehrenthal. 18 Sgr.

Sophokles, Dramen, von H. Viehoff. 20 Sgr.

Kalidasa, Sakuntala, von E. Meier. 12 Sgr.

Morgenländische Anthologie. Eine Auswahl klassischer Dichtungen, von E. Meier. 15 Sgr.

☞ Die Preise gelten für die gebundenen Ausgaben.

Englische Literatur.

Amerikanische Anthologie, von A. Strodtmann. Erster Theil: **Gedichte.** 15 Sgr. — Zweiter Theil: **Novellen.** 15 Sgr.

Burns, Lieder und Balladen, von K. Bartsch. 15 Sgr.

Byron, ausgewählte Werke, von Schäffer, Strodtmann, Janert, Stadelmann und Grüzmacher. 4 Bände (I. Poetische Erzählungen. — II. Harolds Pilgerfahrt. Lyrische Gedichte. — III. Don Juan. — IV. Dramatische Werke). 3 Thlr. 12 Sgr.

Chaucer, Canterbury-Geschichten, von W. Hertzberg. 25 Sgr.

Defoe, Robinson Crusoe, von K. Altmüller. 17½ Sgr.

Goldsmith, Der Landprediger von Wakefield, von K. Eitner. 14 Sgr.

Milton, Das verlorene Paradies, von K. Eitner. 17½ Sgr.

Scott, Das Fräulein vom See, von H. Viehoff. 12 Sgr.

Shakespeares sämmtliche dramatische Werke. Dingelstedtsche Ausgabe, mit **Biographie** (von R. Genée) und den **Sonetten.** 10 Bände. 7 Thlr. 10 Sgr.

Die einzelnen Stücke, geheftet:

Von W. Jordan:

Macbeth (2½ Sgr.).
Romeo und Julie (3 Sgr.).
König Lear (4 Sgr.).
Cymbelin (3¾ Sgr.).
Richard der Dritte (3¾ Sgr.).
Othello (3¾ Sgr.).

Von H. Viehoff:

Richard der Zweite (3 Sgr.).
Titus Andronicus (2½ Sgr.).
Julius Cäsar (3 Sgr.).
Coriolan (3¾ Sgr.).
Heinrich der Vierte (6½ Sgr.).
Heinrich der Fünfte (3 Sgr.).
Heinrich der Sechste (9 Sgr.).
Heinrich der Achte (3 Sgr.).

Von Ludwig Seeger:

Hamlet (4½ Sgr.).
Timon von Athen (3½ Sgr.).
König Johann (3 Sgr.).

Von Karl Simrock:

Wintermärchen (3½ Sgr.).
Viel Lärmens um Nichts (3 Sgr.).
Der Liebe Lohn verloren. Die beiden Edelleute von Verona (7 Sgr.).
Gleiches mit Gleichem (3 Sgr.).
Perikles (2½ Sgr.).
Walpurgisnachtstraum (2½ Sgr.).
Die Kunst einen Trotzkopf zu brechen (2½ Sgr.).
Die lustigen Weiber von Windsor (3 Sgr.).
Der Kaufmann von Venedig (2½ Sgr.).
Antonius und Cleopatra (3¾ Sgr.).
Ende gut, Alles gut (3 Sgr.).
Troilus und Cressida (3½ Sgr.).

Von Fr. Dingelstedt:

Der Sturm (2½ Sgr.).
Komödie der Irrungen (2½ Sgr.).
Was ihr wollt (2½ Sgr.).
Wie es euch gefällt (3 Sgr.).

Shakespeares Sonette, von F. A. Gelbcke. 12 Sgr.

Shakespeares Leben und Werke, von R. Genée. 1 Thlr. 10 Sgr.

Shelley, Ausgewählte Dichtungen, von A. Strodtmann. 17½ Sgr.

Sterne, Empfindsame Reise, von K. Eitner. 14 Sgr. — **Tristram Shandy,** von F. A. Gelbcke. 25 Sgr.

Tennyson, Gedichte, von A. Strodtmann. 14 Sgr.

☞ Die Preise gelten für die gebundenen Ausgaben.

Transatlantische Novellen.

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

Transatlantische Novellen.

Uebersetzt

von

Karl H. Baum.

Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1871.

RBR
Jantz
#321

Einleitung.

In der Romandichtung und Novellistik Nordamerika's hat, wo nicht die Nachahmung, so doch der Einfluß europäischer, besonders englischer Vorbilder bis heute eine nationale Selbständigkeit noch nicht völlig aufkommen lassen, obschon sich unter den äußerst zahlreichen Pflegern dieses Gebiets einige Autoren finden, die zu den geachtetsten und — auch diesseits des Oceans — gelesensten Schriftstellern gehören.

Als Begründer der amerikanischen Romanliteratur ist Ch. Brockden Brown zu nennen, der Verfasser von „Wieland or the Transformation" (1798), dem er später die Romane „Ormond", „Arthur Mervyn", „Edgar Huntley", „Jane Talbot", „Clara Howard" folgen ließ. Geboren 1771 in Philadelphia aus einer Quäkerfamilie und in der That eine ächte Quäkernatur, sanftmüthig und ohne Falsch, dabei schwächlich und träumerisch, legte er sich, nachdem er vergeblich versucht hatte, sich für die Juristerei zu interessiren, auf die Schriftstellerei, für die er eigentlichen Beruf fühlte, und entwickelte unter keineswegs günstigen äußern Umständen eine umfangreiche und vielseitige Thätigkeit. Außer den genannten Romanen hat Brown ververschiedene „Magazines" und „Registers" herausgegeben, politische Essays, ein Lehrbuch der Geographie und eine Abhandlung über Architektur geschrieben und Verschiedenes übersetzt. Seine Romane zeichnen sich durch seine supranaturalistischen Ansichten aus, erhalten aber den Leser in fortwährender Spannung. Er liebt und versteht es, die Phänomene des Gewissens zu analysiren, die Natur des Menschen mystischen und außergewöhnlichen Einflüssen auszusetzen und oft ganz überraschende Konsequenzen daraus zu ziehen. Sein Stil ist nicht gerade glänzend, aber seine Darstellung ist glatt, und die Analyse der Seelenzustände beweist philosophischen Sinn. Brown starb 1810, noch nicht vierzig Jahre alt.

Elf Jahre nach Browns Tode begann J. Fenimore Cooper mit seinem „Spion" die lange Reihe seiner Romane, die ihn zum Stolz der Amerikaner, wie nicht minder zum Liebling der europäischen Lesewelt machten. Zu Burlington im Staat Newyersey am 15. Sept. 1789 geboren, diente er mehre Jahre auf der Marine, zog sich dann nach Cooperstown am Otsegasee (einer von seinem Vater gegründeten Ansiedelung) ins Privatleben zurück und widmete sich, durch den Erfolg seines „Spion" ermuntert, der Schriftstellerei. Im Jahr 1827 begab er sich nach Europa, von wo er erst nach zehn Jahren in die Heimat zurückkehrte. Dort starb er am 14. Sept. 1851. Cooper ist wohl der selbständigste und originalste Nachfolger W. Scotts. Sein eigenthümlicher Boden ist die heimatliche amerikanische Welt und das Meer mit seinen Stürmen und Schiffen. In der Schilderung des Indianer- und Ansiedlerlebens, in der Beschreibung der primitiven Sitten und Bräuche seines Landes und der Darstellung amerikanischer Naturscenen hat er kaum seines Gleichen. Der „Spion" und sein Seitenstück „Lionel Lincoln" sind Gemälde aus dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege und in einem Stile geschrieben, dem die hellen und düstern Erinnerungen aus jener Periode eine wohlthuende patriotische Wärme einhauchen. Mit den „Pioneers" (1823) begann er seine „Lederstrumpfgeschichten", ein fünfaktiges Romandrama, das außer dem genannten Werke noch „The last of the Mohicans", „The Prairy", „The Pathfinder" und „The Deerslayer" umfaßt, und das insbesondere das amerikanische Waldleben mit seinen Schönheiten und Schrecken, seinen Gefahren und Freuden in der ganzen Wildheit seiner Poesie zum Gegenstand der Darstellung nimmt. Nicht minder heimisch zeigt sich Cooper auf der Wasserwüste des Oceans in den Romanen „The Pilot", „The Wather witch", „The Red-rover" ꝛc., und man darf ihn mit Recht den Schöpfer des modernen Seeromans nennen. Wo Cooper diese Gebiete, Wildniß und Meer, verläßt, wird er trivial und unerquicklich.

Gleichen Ruhm erntete, nur auf einem andern Gebiete der Novellistik, Coopers Zeitgenosse Washington Irving. Vertritt jener den romantischen und historischen Roman, so haben wir in diesem den Repräsentanten des humoristischen und Familienromans zu begrüßen, der eine der W. Scott, der andere der Ol. Goldsmith Amerika's. Geboren am 6. April 1783 zu Newyork aus wohlhabender Familie, erregte er, noch ziemlich jung, zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit

durch seine „Humoristische Geschichte von Newyork von Dietr. Knickerbocker", nahm 1812 am Krieg mit England Theil und wandte sich später, durch den Verlust seines Vermögens gezwungen, ausschließlich der Schriftstellerei zu. Die Jahre 1815 bis 1832 verlebte er in Europa, besonders in Spanien und England. Im Jahr 1841 ging er als amerikanischer Gesandter abermals nach Spanien, wo er bis 1846 blieb, und verbrachte dann den Rest seines Lebens auf seinem Landgute Wolferts Roost am Hudson, wo er am 28. November 1859 starb. Irving tritt uns überall mit einer Liebenswürdigkeit und Anmuth entgegen, die sonst nicht gerade ein hervorstechender Zug des amerikanischen Charakers ist. Ein feiner Blick für die gesellschaftlichen Eigenthümlichkeiten der Nationen zeichnet ihn aus, und zu dieser Beobachtungsgabe gesellt sich ein graziöser Humor, der die grellen Tinten vermittelt und lebensvolle Farben über seine Darstellung ausstreut. Er hat sich zuerst durch sein geistvolles „Skizzenbuch" (1820) in weiteren Kreisen beliebt gemacht. Ihm folgte „Bracebridge-Hall" (1822), ein modernes Idyll, das die originellsten Charakterbilder in feinsinniger Zeichnung vorführt; ferner die „Tales of a traveller" (1823) und als Seitenstück seines Skizzenbuchs „The Alhambra" (1832), worin er mit jugendlich frischen Farben liebliche Bilder der Romantik malt. Von andern novellistischen Produktionen zu schweigen, sei hier nur noch seiner Reisebeschreibungen und historischen Arbeiten gedacht, als deren bedeutendste sein „Life of Washington" zu bezeichnen ist.

Neben diesem älteren Dreigestirn der amerikanischen Romanliteratur erwähnen wir zunächst einiger Autoren, deren hauptsächlichste Bedeutung auf ihren lyrischen Produktionen beruht, die aber auch im Roman Namhaftes geleistet haben. So vor Allen H. Wadsworth Longfellow (geb. 1807 zu Portland in Maine), dessen auf deutschem Boden spielende Novelle „Hyperion", ohne eigentliche Intrigue und Handlung, besonders durch ihre landschaftlichen Schilderungen, ihre poetischen Gefühlsergüsse und feinen Bemerkungen über Kunst und Literatur fesselt und namentlich für uns Deutsche interessant ist durch die Huldigungen, die der Dichter darin dem deutschen Volke, seinem Geist und seiner Literatur darbringt. Ganz im Geiste der deutschen Romantiker ist das eingeflochtene Märchen von der „Quelle der Vergessenheit" gehalten. Eine zweite Novelle Longfellows, „Kavanagh", führt uns das idyllische Stillleben Neuenglands vor. Neben Longfellow der geniale, leider nicht zur völligen

Reife gelangte Dichter Edg. Allan Poe (geb. 1813 zu Baltimore, † 1849 zu Newyork), deſſen Novellen, geſammelt unter dem Titel „Tales of the Grotesque and of the Arabesque“ (1844), faſt ſämmtlich ſtiliſtiſche Meiſterwerke ſind und durch feſſelnde Darſtellung ſich auszeichnen, aber auch ſämmtlich eine krankhafte Vorliebe für das Phantaſtiſche, Excentriſche und Grauſenhafte zur Schau tragen.

Von den zahlreichen Autoren, die neben und nach den Genannten auf dem Gebiet der Novelliſtik thätig waren, können wir hier nur die bedeutenderen namhaft machen: Herm. Melville, H. Smith, Joſ. C. Neal, Nath. Parker Willis, Catharina M. Sedgwick, James Paulding, Verfaſſer der Romane „Koningsmark“ (1823), „The Dutchman's Fireside“ (1831), „Westward Ho!“ (1832), „The old Continental“ (1846) ꝛc.; John Pendleton Kennedy, der in ſeinem „Swallow Barn“ (1832) die erſte und einzige Schilderung des Pflanzerlebens in Virginien gab, außerdem die rührende Erzählung „Horse Sho Robinson“ (1834) und „Rob of the Bowl“ (1838) ſchrieb; Richard Dana, ausgezeichnet in der pſychologiſchen Erzählung, wie Timothy Flint, Jam. Hall und Andere in Schilderungen des Lebens im Weſten; S. Fay, Will. Ware („Letters from Palmyra“), Allſton („Monaldi“), Judd („Margaret“), Harriet Beecher-Stowe („Uncle Tom's Cabin“) und viele Andere. Als der bedeutendſte und gefeiertſte aber von allen neueren amerikaniſchen Romandichtern iſt Nathaniel Hawthorne († 1865) zu nennen, der ſich in gleichem Grade durch die Vollendung ſeines Stils wie durch ſeinen ſcharfen pſychologiſchen Blick auszeichnet. Eine Hinneigung zum Geheimnißvollen und Seltſamen iſt auch bei ihm charakteriſtiſch. Sein „Twicefold Tales“ und die Romane „The Scarlett Letter“, „The House of the Seven Gables“, „Romance of Monte Beni“ (1859) haben in Amerika wie in Europa allenthalben eine ſehr günſtige Aufnahme gefunden.

Dolph Heyliger.

Von

Washington Irving.

In früheren Zeiten, als die Provinz New-York noch unter der Tyrannei eines englischen Gouverneurs, Lord Cornbury, seufzte, der seine Grausamkeiten gegen die holländischen Bewohner so weit trieb, daß er keinem Geistlichen oder Schullehrer gestattete, ohne seine besondere Erlaubniß in ihrer Sprache zu predigen oder zu lehren, in dieser Zeit lebte in der kleinen alten Stadt Manhattoes eine gutmüthige Frau, die unter dem Namen Frau Heyliger bekannt war. Sie war die Wittwe eines holländischen Seekapitäns, der in Folge zu schwerer Arbeit und zu vielen Essens, zu der Zeit, als alle Einwohner in panischem Schrecken auszogen, um den Platz gegen den Einfall eines kleinen französischen Kapers zu befestigen, plötzlich am Fieber starb (1705). Er hinterließ ihr nur ein sehr mäßiges Vermögen und einen kleinen Sohn, das einzige, das von mehren Kindern übrig geblieben war. Die gute Frau mußte sich sehr einschränken, um durchzukommen und dabei den nöthigen Anstand zu behaupten. Indessen da ihr Mann als ein Opfer seines Eifers für das öffentliche Wohl gefallen war, kam man allgemein darin überein, „daß etwas für die Wittwe gethan werden müsse", und in der Hoffnung auf dieses „etwas" lebte sie einige Jahre ganz erträglich; zu gleicher Zeit hatte Jedermann Mitleid und sprach gut von ihr, und das half auch mit.

Sie lebte in einem kleinen Hause, in einer kleinen Straße, Gartenstraße genannt, wahrscheinlich nach einem Garten, der da einmal in früherer Zeit gewesen war. Da ihre Bedürfnisse jedes Jahr größer, das Gerede des Publikums aber, „daß etwas für sie geschehen müsse", geringer wurde, so sah sie sich um, wie sie selbst etwas für sich thun könne, um ihr unbedeutendes Einkommen zu vermehren und ihre Unabhängigkeit zu bewahren, die bei ihr etwas galt.

In einer Handelsstadt lebend, hatte sie etwas von ihrem Geiste eingesogen und beschloß, etwas in der großen Lotterie des Handels zu wagen. Plötzlich erschien daher, zur großen Verwunderung der ganzen Straße, an ihrem Fenster eine große Reihe von Königen und Königinnen aus Ingwerbrot, mit ihren krummen Säbeln, nach unveränderlicher königlicher Art und Weise. So gab es auch einige zerbrochene Gaukler, einige mit Zuckerpflaumen, andere mit Schnellkügelchen gefüllt; ferner gab es Kuchen verschiedener Art, Gerstenzucker, holländische Puppen, hölzerne Pferde, hier und da mit Gold verzierte Bilderbücher, und dann Stränge von Garn oder ein hängendes Pfund Lichter. An der Hausthüre saß die Katze der guten alten Dame, eine anständige, sittsam aussehende Standesperson, die jeden Vorübergehenden zu mustern und seinen Anzug zu kritisiren schien; ab und zu dehnte sie ihren Rücken und schaute neugierig aus, um zu sehen, was an der anderen Seite der Straße vorging; aber wenn zufällig ein unnützer Landstreicher von Hund herbeikam und sich unhöflich erwies — potz tausend — wie richtete sie da ihre Haare in die Höhe, wie knurrte und grollte sie und streckte ihre Pfoten aus! Sie war so aufgebracht wie eine alte garstige Jungfer, wenn sich ihr ein sittenloser und unverschämter Bursche nähert.

Obgleich nun die gute Frau bis auf diese niedrigen Mittel ihrer Existenz heruntergekommen war, so nährte sie doch immer ein Gefühl von Familienstolz, denn sie stammte von den Vanderspiegels von Amsterdam ab; die gemalten und eingerahmten Familienwappen hingen über ihrem Kaminsims. Wirklich war sie bei allem ärmeren Volk des Ortes sehr geachtet; ihr Haus war ein Versammlungsort der alten Weiber in der Nachbarschaft; sie kamen da im Winter Nachmittags zusammen, sie saß strickend an einer Seite des Kamins, ihre Katze schnurrend an der anderen, vor ihr der singende Theekessel: so plauderten sie zusammen bis spät am Abend. Für Peter de Groodt, auch der lange Peter oder Peter Langbein genannt, den Todtengräber und Küster der kleinen lutherischen Kirche, der ihr intimer Freund und das Orakel an ihrem Kamin war, stand immer ein Armstuhl bereit.

Ja, der Domine selbst hielt es nicht unter seiner Würde, hin und wieder bei ihr vorzusprechen, sich nach ihrem Gemüthszustand zu erkundigen und ein Glas von ihrem besonders guten Kirschgeist zu trinken. Insbesondere fehlte er nie am Neujahrstag und wünschte ihr ein glückliches neues Jahr; die gute Dame aber, die in manchen Stücken etwas eitel war, setzte eine Ehre darein, ihm einen so großen Kuchen zu verehren, wie nur irgend einer in der Stadt war.

Ich habe bereits gesagt, daß sie einen Sohn hatte. Er war das Kind ihres Alters, aber kaum ein Trost für sie, denn unter allen bösen Buben war Dolph Heyliger der muthwilligste. Nicht daß der Bursche wirklich lasterhaft gewesen wäre, er war nur voll Muthwillen und Scherz und hatte einen kühnen, aufgeweckten Geist, der bei reicher Leute Kind gepriesen, bei Armen verwünscht wird. Er war immer in Händel verwickelt, seine Mutter unaufhörlich von Klagen über muthwillige Streiche gequält, die er hatte ausgehen lassen; es wurden Rechnungen für Fenster geschickt, die er zerbrochen hatte; mit einem Worte, er hatte noch nicht sein vierzehntes Jahr erreicht, als die ganze Nachbarschaft von ihm sagte, er sei ein gottloser Bube, der gottloseste in der ganzen Straße. Ja, ein alter Herr in einem dunkeln Rock, mit einem schmalen rothen Gesicht ging so weit, daß er Frau Heyliger versicherte, ihr Sohn würde früher oder später an den Galgen kommen.

Diesem allen ohngeachtet liebte die arme Seele doch ihren Knaben. Es schien, als ob sie ihn um so mehr liebte, je schlimmer er wurde, und als ob er um so höher in ihrer Gunst stieg, je mehr er in der Gunst der Welt verlor. Mütter sind närrische, thörichte Wesen, nichts kann ihre Thorheiten wegraisonniren. Und in der That, die Liebe zu ihrem Kinde war Alles, was dem armen Weibe in dieser Welt geblieben war; wir dürfen uns deßhalb nicht wundern, daß sie für ihre guten Freunde, welche ihr zu beweisen suchten, daß Dolph der Strick erwarte, nur taube Ohren hatte.

Doch muß man auch dem kleinen Spitzbuben Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hing sehr an seiner Mutter; mit Wissen

verursachte er ihr niemals Kummer, und wenn er Unrecht gethan hatte, und er sah, wie sich die Augen seiner armen Mutter ernst und sorgenvoll auf ihn hefteten, so erfüllte dieß sein Herz mit Gram und Reue. Aber er war ein unbedachtsamer junger Bursche, der nicht um die Welt einer Versuchung zu Scherz und Possen widerstehen konnte. Obgleich fähig zum Lernen, wenn er selbst dazu aufgelegt war, war er dabei doch immer geneigt, sich durch faule Kameraden verführen zu lassen, herumzulungern, Vogelnester zu suchen, Obstgärten zu berauben oder in dem Hudson zu schwimmen.

Auf diese Weise wuchs er auf, ein langer, lümmelhafter Bursche, und seine Mutter war sehr in Verlegenheit, was sie mit ihm machen, oder wie sie ihn auf einen Weg leiten sollte, für sich selbst zu sorgen, denn er stand in so einem schlechten Ruf, daß ihn niemand anstellen wollte.

Sie hielt manche Berathungen mit Peter de Groodt, dem Todtengräber und Küster, der ihr erster Geheimerath war. Peter war in keiner geringeren Verlegenheit als sie selbst, denn er hatte keine große Meinung von dem Burschen und glaubte, es würde nie etwas Gutes aus ihm werden. Einmal hatte er ihr gerathen, ihn zur See zu schicken — ein Rath, der nur in den verzweifeltsten Fällen gegeben wird. Aber Frau Heyliger wollte von einem solchen Gedanken nichts hören; sie konnte es nicht für möglich halten, Dolph aus ihren Augen zu lassen. Eines Tages saß sie in großer Verlegenheit strickend am Kamin, da trat der Küster mit einem Gesicht von ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und Heiterkeit ein. Er kam gerade von einem Leichenbegängniß. Es war das eines Knaben von Dolphs Alter, der Lehrling bei einem berühmten deutschen Doktor gewesen und an der Lungensucht gestorben war. Wahr ist es, es ging ein Geflüster, daß der Verstorbene ein Opfer der mit ihm von dem Doktor angestellten Experimente geworden sei; er versuchte nämlich die Wirkungen einer neuen Mischung oder einer beruhigenden Arznei.

Wahrscheinlich aber war dieß ein bloßes Gerede, das Peter de Groodt nicht der Erwähnung werth hielt, obgleich, wenn wir Zeit zu philosophiren hätten, es ein eigener Gegen-

stand des Nachdenkens sein würde, warum die Familie eines Doktors so mager und leichenartig ist und die eines Fleischers so wohlbeleibt und roth.

Wie ich schon sagte, betrat Peter de Groodt das Haus der Frau Heyliger mit ungewöhnlicher Heiterkeit. Es war ihm während des Leichenbegängnisses ein Gedanke in den Kopf gekommen, über den er heimlich lachte, als er die Erde in das Grab von des Doktors Schüler schaufelte. Es fiel ihm ein, daß jetzt die Stelle des Verstorbenen bei dem Doktor erledigt war, und daß sie ganz für Dolph geeignet sei. Der Junge hatte Fähigkeiten, konnte eine Mörserkeule handhaben und eine Bestellung trotz einem Buben in der Stadt machen; was brauchte es mehr für einen Schüler?

Der Vorschlag des klugen Peters war für die Mutter eine wahrhaft glorioſe Erscheinung. Sie sah in Gedanken Dolph schon mit einem spanischen Rohr an seiner Nase, einen Klopfer an seiner Thüre und ein M. D. am Ende seines Namens — mit einem Worte, als einen der ersten Leute der Stadt.

Die Angelegenheit wurde bald ins Werk gesetzt; der Küster hatte einigen Einfluß auf den Doktor, denn sie hatten in ihren verschiedenen Berufsgeschäften doch Manches zusammen zu thun, und am nächsten Morgen berief und führte er den Knaben in seinen Sonntagskleidern zu Doktor Karl Ludwig Knipperhausen, um mit ihm eine Untersuchung vorzunehmen.

Sie fanden den Doktor in einem Armsessel sitzend, in einem Winkel seines Studirzimmers oder Laboratoriums, mit einem großen Buche in deutscher Sprache vor sich. Er war ein kurzer, fettleibiger Mann, mit einem dunkeln, eckigen Gesichte, das durch eine schwarze Sammetmütze noch dunkler erschien. Er hatte eine kleine, mit Buckeln besetzte Nase, wie eine Himbeere, und ein paar Brillen, die an jeder Seite seines dunkeln Gesichts wie ein paar Bogenfenster glänzten.

Dolph fühlte sich von Ehrfurcht erfüllt, als er zu dem gelehrten Manne eintrat, und blickte mit kindischer Bewunderung um sich auf die Möbeln dieses Studirzimmers, welches ihm fast wie die Höhle eines Zauberers erschien. In der Mitte stand

ein Tisch mit Klauenfüßen, mit Mörser und Keule, Flaschen und Apothekerbüchsen und ein paar kleinen polirten Wagen. An einem Ende befand sich eine schwere Kleiderpresse, die in ein Gefäß mit Arzneiwaaren und Mischungen paßte; gegenüber hing des Doktors Hut und Mantel, ein Stock mit goldenem Knopf, und auf der Spitze grinste ein menschlicher Schädel. Längs des Kaminsimses waren Glasgefäße, in welchen sich Schlangen und Eidechsen und ein menschlicher Fötus in Weingeist befanden. Ein Kabinet, dessen Thüren offen standen, enthielt drei ganze Repositorien voll Bücher, von denen einige mächtige Foliobände waren; eine Sammlung, dergleichen Dolph noch nie zuvor gesehen hatte. Da jedoch die Bibliothek nicht das ganze Kabinet einnahm, hatte des Doktors wirthschaftliche Haushälterin das Uebrige mit Einmachtöpfen besetzt und rings herum unter den ehrwürdigen Hülfsmitteln der heilenden Kunst Schnüre mit rothem Pfeffer und großen Gurken zur künftigen Aussaat aufgehängt.

Peter de Groodt und sein Schützling wurden mit großer Würde und Feierlichkeit von dem Doktor, der ein sehr kluger, würdevoller, kleiner, nie lächelnder Mann war, aufgenommen. Er musterte Dolph mit Hülfe seiner Brille von Kopf zu Fuß, von oben und unten, und dem armen Jungen fiel der Muth, als diese großen Gläser auf ihn starrten wie zwei Vollmonde. Der Doktor hörte Alles, was Peter de Groodt zu Gunsten des jungen Kandidaten zu sagen hatte, benetzte dann seinen Daumen mit der Zungenspitze und wendete bedächtlich Seite um Seite des großen schwarzen Buches vor ihm um. Endlich nach manchen Hm's und He's, Streichen des Kinns und aller Unschlüssigkeit und Ueberlegung, mit welcher ein kluger Mann zu Werke geht, wenn er im Begriff steht etwas zu unternehmen, zeigte sich der Doktor bereitwillig, den Burschen als Schüler anzunehmen, ihm Bett, Kost und Kleidung zu geben und in der Heilkunst zu unterrichten; wogegen er bis in sein einundzwanzigstes Jahr in seinen Diensten bleiben mußte.

So sehen wir denn unsern Helden aus einem unglücklichen Burschen, der wild in den Straßen umherrennt, in einen Stu-

denten der Medicin umgewandelt, der unter den Auspicien des gelehrten Doktors Karl Ludwig Knipperhausen fleißig die Mörserkeule handhabt. Es war ein glücklicher Wechsel für seine zärtliche alte Mutter. Sie erfreute sich an dem Gedanken, daß ihr Sohn seiner Vorfahren würdig werden würde, und sah schon den Tag voraus, wo er im Stande sein werde, seinen Kopf so hoch zu tragen wie der Rechtsanwalt, der in dem Hause gegenüber wohnte; oder vielleicht gar wie der Domine selbst.

Doktor Knipperhausen war in der Pfalz in Deutschland geboren, von wo er wegen religiöser Verfolgung mit mehreren seiner Landsleute in England eine Zuflucht gefunden hatte. Er war einer von den fast dreitausend Pfälzern, die dann unter dem Schutze des Gouverneurs Hunter im Jahre 1710 von England nach Amerika herüber kamen. Wo der Doktor studirt, wo er seine medicinischen Kenntnisse erlangt und wo er sein Diplom erhalten hatte, ist schwer zu sagen, denn niemand weiß es; doch ist das ausgemacht, daß seine tiefe Gelehrsamkeit und seine ungewöhnlichen Kenntnisse der Gegenstand des Gespräches und der Bewunderung des gemeinen Volkes nahe und ferne waren.

Seine Praxis war ganz verschieden von der anderer Aerzte; sie bestand in geheimnißvollen Mischungen, die nur ihm bekannt waren, bei deren Zubereitung und Anwendung er, wie man sagte, immer die Sterne zu Rathe zog. Die Meinung von seiner Geschicklichkeit, welche insbesondere die deutschen und holländischen Bewohner nährten, war so groß, daß sie in verzweifelten Fällen ihre Zuflucht zu ihm nahmen. Er gehörte zu den untrüglichen Doktoren, die immer schnelle und überraschende Kuren bewirken, wenn der Kranke bereits von allen gewöhnlichen Aerzten aufgegeben worden ist; es müßte denn sein, daß der Fall schon zu lange gedauert hätte, bevor er in seine Hände gelangte. Des Doktors Bibliothek war das Tagesgespräch und Wunder der Nachbarschaft, ja man könnte fast sagen des ganzen Fleckens. Das gute Volk schaute mit Ehrfurcht auf einen Mann, der drei ganze Repositorien voll Bücher, einige von ihnen so groß als eine Familienbibel, gelesen hatte. Die Mitglieder der kleinen lutherischen Kirche stritten sich oft darum, wer wohl der

Klügste sei, der Doktor oder der Domine. Einige von seinen Bewunderern gingen gar so weit, daß sie sagten, er wisse mehr als selbst der Gouverneur — mit Einem Wort, man glaubte, daß seine Wissenschaft gar keine Gränze habe!

Nachdem Dolph in des Doktors Familie aufgenommen worden war, wurde ihm die Wohnung seines Vorgängers übergeben. Es war eine Dachstube eines alten holländischen Hauses, in dem der Regen an die Schindeln schlug, der Blitz leuchtete und der Wind bei stürmischem Wetter durch die Risse pfiff; wo endlich ganze Schaaren hungriger Ratten, gleich donischen Kosaken, allen Fallen und dem Rattengifte zum Trotz herumgaloppirten.

Er befand sich bald bis über die Ohren in den medicinischen Studien, mußte vom Morgen bis in die Nacht Pillen drehen, Tinkturen filtriren oder in einem Winkel des Laboratoriums die Mörserkeule führen. Während dem nahm der Doktor, wenn er nichts weiter zu thun hatte, oder Kranke erwartete, seinen Sitz in einem anderen Winkel, und überblickte in seinem Morgenanzug und in seiner Sammetmütze den Inhalt einiger Foliobände. Wahr ist es, das einförmige Schlagen der Mörserkeule oder vielleicht das dumpfe Summen der Fliegen lullte dann und wann den kleinen Mann in Schlummer, aber dann sperrte er wieder die Augen weit auf und sah emsig wieder in das Buch.

Es befand sich auch noch eine andere Person im Hause, der Dolph zu gehorchen verbunden war. Obgleich Junggeselle und ein Mann von großer Würde und Gewicht, stand der Doktor doch, gleich manchem klugen Mann, unter dem Pantoffel. Er war vollkommen der Herrschaft seiner Haushälterin hingegeben, einer sparsamen, geschäftigen, ärgerlichen Hausfrau, mit einer kleinen, runden, gesteppten deutschen Haube und mit einem am Gürtel einer außerordentlich langen Taille klappernden Schlüsselbund. Frau Ilse (oder Frau Ilsy, wie sie ausgesprochen wurde) hatte ihn auf seinen verschiedenen Reisen von Deutschland nach England und von England nach der Provinz begleitet; sie gouvernirte seinen Haushalt, sowie ihn selbst; leitete ihn mit einer milden Hand, führte aber eine hohe Sprache gegen alle übrige

Welt. Wie sie eine solche Uebermacht erlangt hatte, wissen wir nicht zu sagen. Es ist wahr, das Volk sagte — aber was sagt das Volk nicht Alles, seit die Welt steht? Wer kann sagen, wie die Frauen im Allgemeinen es anfangen, um die Oberherrschaft zu gewinnen? Es giebt Männer, das ist wahr, die hier und da Herren in ihrem eigenen Hause sind, aber wer hat je einen Junggesellen gekannt, der nicht unter dem Pantoffel seiner Haushälterin gestanden hätte?

Aber Frau Ilsy's Gewalt beschränkte sich nicht blos auf des Doktors Haushalt. Sie war eine von den geschäftigen Klätscherinnen, welche die Geschäfte aller Anderen besser als sie selbst verstehen; deren allsehende Augen und allsprechende Zungen der Schrecken der ganzen Nachbarschaft sind.

Nichts von einiger Wichtigkeit verlautete in diesem kleinen Flecken, Frau Ilsy wußte es. Sie hatte ein Häuflein alter Bekannter, die immer mit einigen kostbaren neuen Bissen zu ihrer Wohnung eilten; ja, sie kramte bisweilen ein ganzes Buch geheimer Geschichten aus, während sie die Thüre zur Straße in der Hand hielt und mit einer dieser geschwätzigen Bekannten im rauhen December schwatzte.

Man kann sich leicht denken, daß Dolph, zwischen dem Doktor und der Haushälterin in der Mitte, ein sehr unruhiges Leben hatte. Da Frau Ilsy die Schlüssel und buchstäblich die Herrschaft über die Küche hatte, so führte es zum Verderben, sie zu beleidigen, und er fand das Studium ihres Charakters schwieriger als selbst das der Medicin. Wenn er nicht in dem Laboratorium beschäftigt war, schickte sie ihn dahin und dorthin, und am Sonntag mußte er sie in die Kirche hin und zurück begleiten und ihr die Bibel tragen. Manchmal stand der arme Bursche auf dem Kirchhof frostig und hauchte sich in die Finger oder hielt sich die erfrorene Nase, während Ilsy und ihre Basen zusammenstanden, die Köpfe schüttelten und einige unglückliche Seelen herunterrissen.

Bei allen Vortheilen machte Dolph doch nur sehr kleine Fortschritte in seiner Kunst. Dieß lag gewiß nicht an dem Doktor, denn er gab sich unermüdet mit dem Burschen ab, hielt

ihn streng an Mörser und Mörserkeule, oder setzte ihn in Trapp, Flaschen und Pillenschachteln in die Stadt zu tragen; und wenn er einmal in seinem Fleiß nachließ, was er gern zu thun pflegte, gerieth der Doktor in Harnisch und fragte, ob er wohl dächte seine Profession zu lernen, wenn er sich nicht eifriger zum Studiren anschickte. Die Wahrheit ist, daß er immer noch Neigung zu Spiel und Possen hatte, wie in seiner Kindheit; in der That war die Gewohnheit mit den Jahren stärker geworden und hatte sich gesteigert, weil sie gehindert und beschränkt worden war. Er wurde täglich unfolgsamer und verlor sowohl die Gunst des Doktors als der Haushälterin.

Zu gleicher Zeit wurde der Doktor immer wohlhabender und berühmter. Besonders rühmte man seine Geschicklichkeit in Behandlung von Fällen, von denen gar nichts in den Büchern stand. Er hatte verschiedene alte Weiber und junge Mädchen von Bezauberung geheilt, eine schreckliche Krankheit, in jenen Tagen fast so herrschend in der Provinz wie die Wasserscheu in unseren Zeiten. Er hatte soeben eine starke Bauerndirne vollkommen hergestellt, welche krumme Näh- und Stecknadeln ausbrach, was man als ein verzweifeltes Stadium der Krankheit betrachtet. Man flüsterte sich auch zu, daß er die Kunst besitze, Liebespulver zu bereiten, und manche Liebeskranke beider Geschlechter gingen ihn um seinen Rath an. Aber alle diese Fälle bildeten den geheimen Theil seiner Praxis, wobei man sich nach dem bekannten Ausdruck auf „Verschwiegenheit und Ehre verlassen konnte". Dolph mußte deßhalb, wenn immer solche Konsultationen stattfanden, seine Studien einstellen, obschon man sagte, daß er mehr von den Geheimnissen der ärztlichen Kunst durch das Schlüsselloch lernte, als durch alle seine Studien zusammengenommen.

Wie nun der Doktor immer wohlhabender wurde, fing er an, seine Besitzungen zu erweitern und, gleich anderen großen Männern, an die Zeit zu denken, wo er sich auf dem Lande zur Ruhe setzen könne. Zu diesem Zwecke hatte er sich wenige Meilen von der Stadt ein Landgut oder, wie es die holländischen Ansiedler nannten, eine Bowerie gekauft. Es war der Sitz einer

wohlhabenden Familie gewesen, die vor einiger Zeit nach Holland zurückgekehrt war. In der Mitte desselben stand ein großes Wohnhaus, noch wohl erhalten, das aber in Folge gewisser Gerüchte nur das verzauberte Haus genannt wurde. Entweder dieser Gerüchte oder seiner wirklichen Unheimlichkeit wegen konnte der Doktor keinen Miethsmann finden; und um es nun nicht verfallen zu lassen und darin einmal wohnen zu können, setzte er einen Bauer mit seiner Familie in einen Flügel, mit der Bedingung, das Landgut gegen einen Antheil am Gewinn zu bebauen.

Der Doktor fühlte sich nun in der ganzen Würde eines Gutsherrn. Er hatte ein wenig von dem deutschen Stolz auf Landbesitz in seinem Charakter und betrachtete sich fast als Besitzer einer Herrschaft. Er begann sich über die Beschwerden seines Geschäfts zu beklagen und liebte es auszureiten, „um seine Saaten zu besehen". Seine kleinen Reisen aufs Land waren mit einem Geräusch und einem Gepränge verbunden, die in der ganzen Nachbarschaft Aufsehen erregten. Sein glasäugiges Pferd stand, stampfend und die Fliegen abwehrend, eine volle Stunde vor dem Hause. Dann wurde des Doktors Sattelzeug herbeigebracht und aufgelegt. Dann, nach einer kleinen Weile, wurde sein Mantel aufgerollt und mit Riemen festgeschnallt; ferner wurde sein Regenschirm auf den Mantel geschnallt, während ein Haufe zerlumpter Buben, diese neugierige Klasse von Wesen, vor der Thüre versammelt war. Endlich kam der Doktor, in Kourierstiefeln, die ihm bis über die Kniee reichten, und mit einem aufgekrämpten Hut, der bis über die Stirne herab schlappte. Da er ein kurzer, fetter Mann war, so kostete es einige Zeit, ehe er in den Sattel kam, und wenn es so weit war, so brauchte er wieder einige Zeit, den Sattel und die Steigbügel gehörig in Ordnung zu bringen, was Alles die Bewunderung der Straßenjungen erregte. Wenn er sich aufgesetzt hatte, hielt er in der Mitte der Straße still oder trottirte zwei- oder dreimal zurück, um noch einige Befehle zu ertheilen, worauf die Haushälterin von der Thüre, oder Dolph aus dem Studirzimmer, oder die schwarze Köchin aus dem Keller, oder das Stubenmädchen aus dem Dachfenster antwortete. Gewöhnlich

wurden ihm zu guter Letzt noch einige Worte nachgerufen, gerade wenn er um die Ecke bog.

Die ganze Nachbarschaft wurde durch dieses Gepränge und diese Umstände in Bewegung gesetzt. Der Schuhflicker verließ seinen Leisten, der Haarkräusler ließ sein frisirtes Haupt mit dem Kamm darin aus der Hand; eine Menge Menschen sammelte sich an des Gewürzkrämers Thüre, und man hörte die Worte von einem Ende der Straße zum andern murmeln: „Der Doktor reitet auf sein Landgut."

Das waren goldene Augenblicke für Dolph. Kaum war der Doktor aus dem Gesicht, so ruhten Mörser und Mörserkeule, er kehrte dem Laboratorium den Rücken, um für sich selbst zu sorgen, und der Student trieb tolle Streiche.

In der That, man muß gestehen, der junge Bursche, wie er so aufwuchs, war auf dem besten Wege, die Voraussagung des alten kupferigen Herrn zu erfüllen. Er war der Rädelsführer aller Feiertagsspäße und mitternächtlichen Streiche, bereit zu allen Arten von muthwilligen Possen und albernen Abenteuern.

Es giebt nichts Lästigeres als einen Helden von einem kleinen Maßstab oder vielmehr einen Helden in einer kleinen Stadt. Dolph wurde bald der Abscheu aller trägen, alten Bürger, die alles Geräusch haßten und keinen Gefallen am Spaß fanden. Die guten Frauen aber hielten ihn für nicht viel besser als einen ruchlosen Menschen, nahmen, wie die Bruthennen, ihre Töchter unter ihren Schutz, wenn er sich nur blicken ließ, und zeigten ihn ihren Söhnen zur Warnung. Niemand schien ihn viel zu achten, mit Ausnahme der wilden Gesellen des Ortes, die sein offenherziges kühnes Benehmen für ihn einnahm, und der Neger, die immer auf jeden müßigen Taugenichts schauen, als wäre es ein Gentleman. Auch der gute Peter de Groodt, der sich gewissermaßen als einen Patron des Burschen betrachtete, fing an, an ihm zu verzweifeln und schüttelte zweifelhaft den Kopf, als er eine lange Litanei der Haushälterin anhörte und dabei ein Glas von ihrem Himbeerliqueur schlürfte.

Nur seine Mutter ließ trotz aller Verkehrtheit ihres Jungen nicht von ihrer Zuneigung, und ließ sich durch die Erzählungen

seiner bösen Streiche, mit welchen ihre guten Freunde sie unabläſſig regalirten, nicht irre machen. Sie genoß in der That sehr wenig von dem Vergnügen, deſſen sich reiche Leute erfreuen, wenn sie ihre Kinder immer loben hören; aber sie betrachtete alle dieſe üble Nachrede als eine Art von Verfolgung, die er erdulden mußte, und liebte ihn nur um ſo mehr. Sie ſah ihn aufwachſen als einen ſchönen, ſchlanken, gut ausſehenden Burſchen und betrachtete ihn mit dem geheimen Stolz eines mütterlichen Herzens. Es war ihr großer Wunſch, daß Dolph wie ein Gentleman erſcheinen ſollte, und alles Geld, das ſie erübrigen konnte, verwendete ſie darauf, ſeiner Taſche und ſeiner Garderobe aufzuhelfen. Sie ſah nach ihm aus dem Fenſter, wenn er in ſeinem beſten Anzug vorbeiging, und das Herz lachte ihr im Leibe. Einmal, als Peter de Groodt an einem ſchönen Sonntagsmorgen überraſcht von ſeiner netten Erſcheinung bemerkte: „Ja, das muß man ſagen, Dolph wird ein hübſcher Junge!“ traten der Mutter die Thränen in die Augen. „Ach, Nachbar, Nachbar“, rief ſie: „ſie mögen ſagen, was ſie wollen, der arme Dolph wird noch ſeinen Kopf ſo hoch tragen wie die Beſten unter ſeines Gleichen.“

Dolph Heyliger hatte jetzt faſt das einundzwanzigſte Jahr erreicht, und der Termin ſeines mediciniſchen Studiums ging gerade zu Ende; indeſſen muß man geſtehen, daß er von ſeinem Fache wenig mehr verſtand, als damals, wo er zuerſt des Doktors Thüre betrat. Dieß entſprang indeſſen nicht aus Mangel an Verſtand, denn er bewies ungewöhnliche Fähigkeiten, ſich anderer Zweige des Wiſſens zu bemeiſtern, die er nur in Zwiſchenzeiten ſtudirt haben konnte. Er war z. B. ein tüchtiger Spieler und gewann an den Weihnachtsfeiertagen alle Gänſe und Truthühner. Ebenſo war er ein geſchickter Reiter; er war berühmt als Springer und Ringer; er ſpielte erträglich die Geige, ſchwamm wie ein Fiſch und war der Erſte im Ball- oder Kegelſpiel.

Alle dieſe Talente aber ſetzten ihn in den Augen des Doktors nicht in Gunſt; dieſer wurde im Gegentheil immer mürriſcher und unerträglicher, je näher der Termin ſeiner abgelaufenen Lehrzeit rückte. Dazu ſuchte Frau Ilſy jede Gelegenheit auf, einen Sturmwind ihm um die Ohren ſauſen zu laſſen,

und selten traf sie außer dem Hause mit ihm zusammen, ohne ihrer Zungenfertigkeit freien Lauf zu geben, so daß endlich das Klappern ihrer Schlüssel, wenn sie in seine Nähe kam, für Dolph wie das Läuten der großen Glocke klang. Nur die nie verschwindende gute Laune des unbedachtsamen Burschen setzte ihn in den Stand, alle diese häusliche Tyrannei ohne offene Empörung zu ertragen. Es war klar, daß der Doktor und seine Haushälterin daran waren, zur Zeit, wenn der Termin zu Ende ging, den armen Jungen aus dem Neste zu werfen, ein kurzer Prozeß, dessen sich der Doktor öfter bei unnützen Schülern zu bedienen pflegte.

Wirklich war der kleine Mann in der letzten Zeit in Folge verschiedener Sorgen und Plagen, die ihm aus seinem Landsitze erwuchsen, ungewöhnlich reizbar geworden. Der Doktor wurde häufig durch die über sein altes Haus umgehenden Gerüchte und Erzählungen beunruhigt und fand es schwer, den Landmann und seine Familie zu bewegen, auch unentgeltlich da zu bleiben. Jedesmal, wenn er nach dem Landgut ritt, wurde er durch neue Klagen über seltsame Geräusche und furchtbare Erscheinungen, durch welche die Bewohner bei Nacht geängstigt wurden, belästigt; und der Doktor kam ärgerlich und zornig nach Haus und ließ seine Galle an dem ganzen Haushalt aus. Es war ihm aber der Aerger nicht zu verübeln, denn die Sache ging sowohl seinen Stolz als seinen Beutel an. Es drohte ihm der gänzliche Verlust irgend eines Ertrags seines Eigenthums, und dann, welche Demüthigung für einen Landgutbesitzer, Herr eines verzauberten Hauses zu sein!

Man bemerkte sehr bald, daß der Doktor trotz aller Plagen sich niemals entschloß, in dem Hause selbst zu schlafen; ja er konnte nie dazu beredet werden, auf dem Gut zu bleiben, wenn es dunkel geworden war, sondern trat seinen Rückweg nach der Stadt an, sobald die Fledermäuse anfingen im Zwielicht herumzufliegen. Die Sache war aber die, der Doktor glaubte im Geheimen an Geister, da er den früheren Theil seines Lebens in einem Lande zugebracht hatte, wo sie ganz besonders häufig zu finden waren; ja es wird erzählt, daß, als er noch ein Knabe

war, er einmal sogar den Teufel auf dem Harzgebirge in Deutschland gesehen habe.

Endlich kamen des Doktors Aergernisse über diesen Punkt zu einer Krise. Eines Morgens, als er eben halb schlummernd über einem Buch in seinem Studirzimmer saß, fuhr er plötzlich zusammen, weil die Haushälterin hereinstürmte.

„Das ist eine schöne Geschichte", rief sie, als sie eintrat. „Da ist Claus Hopper mit Sack und Pack von dem Landgut gekommen und schwört, daß er nichts mehr damit zu thun haben wolle. Die ganze Familie hat fast vor Furcht den Verstand verloren, denn es herrscht ein solches Lärmen und Toben in dem alten Hause, daß sie nicht ruhig in ihren Betten schlafen können."

„Donner und Blitz!" rief der Doktor ungeduldig. „Hat das Geschwätz über das Haus denn kein Ende? Was sind das für Narren! lassen sich von einigen Ratten und Mäusen so in Furcht setzen, daß sie ihre schöne Wohnung aufgeben."

„Nein, nein", sagte die Haushälterin, indem sie ihren Kopf schüttelte und beleidigt that, daß man ihre schöne Geistergeschichte in Zweifel zog, „da handelt es sich um etwas Anderes als um Ratten und Mäuse. Die ganze Nachbarschaft spricht von dem Hause und von den Erscheinungen, die darin gesehen worden sind. Peter de Groodt sagt mir, daß die Familie, die Ihnen das Haus verkauft hat und nach Holland gezogen ist, mehre seltsame Anspielungen darüber habe verlauten lassen und geäußert habe: sie wünschte Ihnen viel Glück zu dem Handel, und Sie wissen ja selbst, daß keine Familie darin leben kann."

„Peter de Groodt ist ein Pinsel, ein altes Weib", sagte der Doktor empfindlich; „ich will dafür thun, daß er nicht die Köpfe des Volks mit solchen Geschichten anfüllt. Es ist dasselbe wie mit seinem Unsinn von dem Geiste, der auf dem Kirchthurme spuken soll, und womit er sich entschuldigte, daß er nicht in der kalten Nacht, als es in Hermann Brinkerhofs Hause brannte, die Glocke läuten ließ. Schicke Claus zu mir."

Claus Hopper erschien, ein einfacher Bauernlümmel, voll Ehrfurcht, als er sich in dem Studirzimmer des Doktors Knipperhausen befand, und zu verlegen, daß er in die Einzelheiten der

Sache hätte eingehen können, die so viel Unruhe veranlaßt hatte. Da stand er, drehte seinen Hut in einer Hand, stützte sich bisweilen auf ein Bein, zuweilen auf das andere, schaute gelegentlich auf den Doktor und warf hier und da einen furchtsamen Blick auf den Todtenkopf, der ihn oben von der Kleiderpresse anzublicken schien.

Der Doktor versuchte jedes Mittel, um ihn zu bereden, wieder nach dem Landgut zurückzukehren, aber Alles war vergebens; er blieb fest auf seiner Weigerung und erwiderte am Schluß eines jeden Beweises oder jeder Bitte kurz und unbeugsam: „Ich kann nicht, mein Herr.“ Der Doktor gehörte unter die kleinen Töpfchen, die bald überlaufen; seine Geduld war durch diese fortgesetzten, seine Besitzungen betreffenden Quälereien erschöpft. Der hartnäckige Widerstand Claus Hoppers erschien ihm als offenbare Rebellion; sein Zorn wallte auf, und Claus hatte gerade noch Zeit, ihm durch einen schnellen Rückzug zu entgehen.

Als der Lümmel in das Gemach der Haushälterin kam, traf er da Peter de Groodt und einige andere Gläubige, die ihn aufzunehmen bereit waren. Hier hielt er sich schadlos für die Unbilden, die er in dem Studirzimmer hatte ertragen müssen, und ließ einen Vorrath von Geschichten über das verzauberte Haus ausströmen, daß alle seine Zuhörer in Erstaunen geriethen. Die Haushälterin glaubte an alle, wenn es auch nur war, um den Doktor zu ärgern, weil er ihren Bericht so unanständig aufgenommen hatte. Peter de Groodt stellte sie mit manchen Legenden aus den Zeiten der holländischen Dynastie und des Teufels Treppensteinen zusammen; desgleichen mit dem Seeräuber, der zu Gibbet Island gehängt wurde und des Nachts sich noch schaukelte, lange nachdem der Galgen schon weggenommen war; ferner mit dem Geist des unglücklichen Gouverneurs Leisler, der wegen Verraths gehängt worden war und in der alten Festung und im Gouvernementshause umging. Die Klatschgesellschaft zerstreute sich, alle voll von schrecklichen Geschichten. Der Küster begab sich zu einer kirchlichen Feier, die an dem Tage abgehalten wurde, und die schwarze Köchin verließ die

Küche, brachte den halben Tag bei der Straßenpumpe zu, dem Klatschplatz der Dienerschaften, und theilte die Neuigkeiten Allen mit, die Wasser zu holen kamen. In kurzer Zeit war die ganze Stadt voll von Geschichten über das bezauberte Haus. Einige sagten, Claus Hopper habe den Teufel gesehen, während Andere darauf anspielten, es möchten die Geister einiger der Patienten umgehen, die der Doktor aus der Welt spedirt habe, und daß dieß der Grund sei, weßhalb er es nicht wage, selbst darin zu wohnen.

Alles dieses brachte den kleinen Doktor in eine schreckliche Laune. Er schwur Jedem Rache, der den Werth seines Eigenthums schmälerte, dadurch daß er das Volksvorurtheil dagegen aufregte. Er beklagte sich laut, daß er auf solche Weise durch einen bloßen Popanz aus dem Besitz seines Gutes getrieben werde; heimlich aber beschloß er, das Haus von dem Geistlichen durch Exorcismus reinigen zu lassen. Sehr erleichtert fühlte er sich deßhalb, als mitten in seinen Verlegenheiten Dolph sich einstellte und sich erbot das verzauberte Haus zu beziehen. Der Bursche hatte auf alle die Geschichten Claus Hoppers und Peter de Groodts gelauscht; er war ein Liebhaber von Abenteuern, hatte das Wunderbare gern, und seine Einbildungskraft wurde ganz aufgeregt durch diese geheimnißvollen Erzählungen. Uebrigens erging es ihm so schlecht bei dem Doktor, und er war einer so unerträglichen Knechtschaft hingegeben, daß er sich der Aussicht freute, ein Haus für sich selbst zu bewohnen, und wäre es auch ein verzaubertes. Sein Anerbieten wurde begierig angenommen, und es wurde beschlossen, er solle noch in derselben Nacht auf Wache ziehen. Die einzige Bedingung, die er machte, war, daß sein Unternehmen vor seiner Mutter geheim gehalten werde, denn er wußte, die arme Seele würde kein Auge schließen, wenn sie erführe, ihr Sohn lasse sich in den Krieg mit den Mächten der Finsterniß ein.

Als die Nacht anbrach, begann er sein gefährliches Unternehmen. Die alte schwarze Köchin, seine einzige Freundin im Hause, hatte ihn mit etwas für den Abendtisch und einem Binsenlicht versehen; auch band sie um seinen Hals ein Amulet, das

ihr ein afrikanischer Zauberer als ein Mittel gegen böse Geister gegeben hatte. Dolph wurde auf seinem Wege von dem Doktor und Peter de Groodt begleitet, welche beschlossen hatten, ihn zu dem Hause zu führen und zu sehen, ob er auch gut logirt sei. Die Nacht war eingebrochen, und es war sehr dunkel, als sie in der Gegend ankamen, die das Haus umgab. Der Küster leuchtete mit der Laterne. Als sie längs der Akazienallee gingen, machte das wechselnde, von Busch zu Busch und von Baum zu Baum wandernde Licht den beherzten Peter stutzig und verursachte, daß er auf seine Nachfolger zurückfiel; der Doktor aber hing sich immer fester an Dolphs Arm, indem er bemerkte, der Boden sei sehr schlüpfrig und uneben. Auf einmal wurden sie von einer Fledermaus, die um die Laterne herumflatterte, in Schrecken gesetzt; und das Zirpen der Insekten von den Bäumen und die Frösche von dem nahen Sumpf verursachten ein sehr trauriges und unangenehmes Koncert.

Die Eingangsthüre des Hauses öffnete sich mit einem knarrenden Geräusch, worauf der Doktor bleich wurde. Sie gingen durch einen ziemlich großen Vorsaal, wie sie in amerikanischen Landhäusern üblich sind, wo sie bei warmem Wetter zum Sitzen dienen. Von da stiegen sie eine breite Treppe hinauf, die bei jedem Fußtritt stöhnte und krachte, so daß jeder Tritt einen besonderen Ton gab, wie die Griffe eines Klaviers. Diese führte zu einem andern Saal im zweiten Stock, von wo sie in das Zimmer traten, in welchem Dolph schlafen sollte. Es war groß und ärmlich ausmöblirt; die Fensterläden waren verschlossen; da sie zum Theil zerbrochen waren, fehlte es nicht an hinreichender Luftzufuhr. Es schien das geheiligte Zimmer gewesen zu sein, welches bei den holländischen Hausfrauen unter dem Namen „das beste Schlafzimmer" bekannt ist; es ist der am besten möblirte Ort des Hauses, an welchem man aber kaum je Jemand erlaubt zu schlafen. Sein Glanz freilich war für immer dahin. Es befanden sich noch einige wenige zerbrochene Möbel darin, und in der Mitte stand ein schwerer Tisch und ein großer Armsessel; beide sahen aus, als wären sie so alt als das Haus selbst. Der Kamin war breit und mit holländischen Ziegelsteinen eingefaßt,

die Scenen aus der heiligen Schrift vorstellten; einige von ihnen waren herausgefallen und lagen auf dem Herd zerstreut. Der Küster trug das Binsenlicht, und der Doktor, der sich furchtsam in dem Zimmer umsah, wollte soeben Dolph ermahnen, guten Muthes zu sein und Courage zu zeigen, als ein Geräusch im Kamin, gleich Stimmen oder einem Kampf, den Küster plötzlich in großen Schrecken versetzte. Er nahm mit seiner Laterne das Hasenpanier; der Doktor folgte ihm hart auf der Ferse; die Treppen stöhnten und krachten, als sie eilig hinunter stürzten, und vermehrten noch ihre Unruhe und ihre Eile durch ihr Geräusch. Die Eingangsthüre schlugen sie hinter sich zu, und Dolph hörte sie die Allee hinab stolpern, bis sich endlich der Ton von ihren Fußtritten in der Entfernung verlor. Daß er diesen schnellen Rückzug nicht mitmachte, mochte daher kommen, daß er ein wenig mehr Muth hatte als seine Begleiter, oder vielleicht daher, daß er die Ursache ihres Schreckens auffand, nämlich ein Nest von Mauerschwalben, die herunter auf den Feuerplatz fielen.

Nunmehr sich selbst überlassen, verwahrte er die Eingangsthüre durch einen starken Balken und Riegel; und nachdem er sich überzeugt hatte, daß auch die anderen Eingänge gut befestigt waren, kehrte er zu seinem einsamen Zimmer zurück. Nachdem er sein Abendmahl zu sich genommen hatte, das ihm die gute alte Köchin in einem Korbe mitgegeben hatte, schloß er die Zimmerthüre und legte sich auf eine Matratze in einem Winkel zur Ruhe. Die Nacht war ruhig und stille, und nichts unterbrach die tiefe Stille, als das einsame Zirpen einer Grille von dem Kamin eines entfernten Zimmers. Das Binsenlicht, welches in der Mitte des hölzernen Tisches stand, verbreitete nur wenige schwache, das Zimmer nur matt erleuchtende Strahlen und verursachte in Folge der Kleidungsstücke, die Dolph über einen Sessel gelegt hatte, sonderbare Gestalten und Schatten an den Wänden.

Bei aller Zuversicht seines Herzens lag doch etwas Niederdrückendes in dieser nächtlichen Scene, und während er auf seinem harten Bette lag und sich im Zimmer umsah, fühlte er seine Gemüthsstimmung beunruhigt. Er ließ in seiner Seele seine

eitlen Gewohnheiten und seine ungewissen Aussichten die Revue passiren und holte hier und da einen tiefen Seufzer, wenn er an seine arme alte Mutter dachte; denn es giebt nichts, was so leicht dunkle Schatten auf das klarste Gemüth wirft, als die Stille und die Einsamkeit der Nacht. Bald meinte er einen Ton zu hören, als wenn Jemand die Treppe herunter ginge. Er lauschte und hörte deutlich einen Fußtritt auf der großen Haupttreppe. Es näherte sich langsam und feierlich, Trapp — Trapp — Trapp! Offenbar war es der Fußtritt einer schweren Person; und doch wie konnte sie in das Haus gekommen sein, ohne ein Geräusch zu veranlassen? Er hatte alle Befestigungsmittel untersucht und war überzeugt, daß alle Eingänge verwahrt waren. Noch immer schritt es die Treppe herunter, Trapp — Trapp — Trapp! Es war klar, daß die nahende Person kein Räuber sein konnte, der Fußtritt war zu laut und vorsichtig; ein Räuber würde sich entweder still oder eilig benommen haben. Jetzt waren die Tritte die Treppe herunter gekommen; sie schritten langsam längs des Ganges fort und hallten durch die stillen und einsamen Gemächer. Die Grille hatte ihr melancholisches Zirpen eingestellt, und nichts unterbrach die traurige Stille. Die Thüre, die von innen verschlossen war, sprang langsam von selbst auf. Die Fußstapfen schritten in das Zimmer, aber Niemand war zu sehen. Sie schritten langsam und vernehmlich durch dasselbe, Trapp — Trapp — Trapp! aber was den Ton verursachte, war unsichtbar. Dolph rieb sich die Augen und starrte um sich. Er konnte jeden Gegenstand des matt erleuchteten Zimmers sehen; Alles war leer; aber immer hörte er noch die geheimnißvollen Fußtritte durch das Zimmer schreiten. Jetzt hörten sie auf, und Alles war todtenstille. Es lag etwas Schrecken Erregenderes in diesem unsichtbaren Besuch, als in irgend etwas, was sich dem Sehvermögen dargeboten hätte. Es war feierlich leer und nicht zu beschreiben. Er fühlte sein Herz schlagen; der kalte Angstschweiß brach auf seiner Stirne aus, und er lag einige Zeit in einem Zustande heftiger Erschütterung; jedoch ging nichts vor, was seine Besorgniß hätte steigern können. Sein Licht brannte nach und nach in den Leuchter herab, und er fiel in Schlaf. Als er

erwachte, war es helles Tageslicht; die Sonnenstrahlen drangen durch die Spalten der Fensterladen, und die Vögel sangen lustig um das Haus. Der schöne heitere Tag verscheuchte bald alle Schrecken der vorhergehenden Nacht. Dolph lachte oder versuchte wenigstens zu lachen über Alles das, was vorgegangen war, und er suchte sich selbst zu überreden, daß es blos ein Gespinnst seiner Einbildungskraft, heraufbeschworen durch die Geschichten, die er gehört hatte, gewesen sei; jedoch war er ein wenig verwirrt, als er fand, daß die Thüre an der innern Seite verschlossen war, während er doch auf das Bestimmteste gesehen hatte, daß sie sich öffnete, als die Fußtritte hereintraten. Er kehrte in einem Zustand von bedeutender Unruhe zur Stadt zurück, beschloß aber nichts von der Sache zu sagen, bis seine Zweifel durch eine zweite Nachtwache bestätigt oder beseitigt wären. Sein Stillschweigen war für die Klätscherinnen, die sich vor der Thüre des Doktors versammelt hatten, eine schmerzliche Enttäuschung. Sie hatten erwartet, schreckliche Geschichten zu hören, und geriethen schier in Zorn, als man ihnen versicherte, er habe nichts zu erzählen.

In der nächsten Nacht wiederholte Dolph seine Nachtwache. Er trat mit einigem Zittern in das Haus. Sehr genau untersuchte er die Befestigungen an allen Thüren und verschloß sie gut. Er schloß die Thüre seines Zimmers und stellte einen Stuhl an sie; als er dann seine Abendmahlzeit zu sich genommen, legte er sich auf seine Matratze und versuchte zu schlafen. Aber Alles war vergebens; tausend sonderbare Phantasien hielten ihn wach. Die Zeit schleppte sich so langsam hin, als wenn die Minuten zu Stunden würden. Als die Nacht herankam, wurde er immer reizbarer, und er fuhr von seinem Lager auf, als er wieder die geheimnißvollen Fußtritte auf der Treppe hörte. Sie kamen herab wie zuvor, feierlich und langsam, Trapp — Trapp — Trapp! Sie näherten sich längs des Ganges; die Thüre sprang wieder auf, als wenn kein Schloß, noch ein sonstiges Hinderniß da wäre, und eine seltsam aussehende Gestalt schritt in das Zimmer. Es war ein ältlicher, großer, starker Mann, in altflämischer Weise gekleidet. Er trug eine Art kurzen Mantel

mit einem Rock darunter, welcher den Leib umgab, Pluderhosen mit großen Büscheln oder Schleifen an den Knieen und ein Paar braune Stiefeln, die oben sehr groß waren und weit von den Beinen abstanden. Sein Hut war breit und hing herab, mit einer Feder auf einer Seite. Sein eisengraues Haar hing in dichten Massen um seinen Nacken, und er hatte einen kurzen grauen Bart. Er ging langsam im Zimmer umher, als wenn er sehen wollte, ob Alles in Ordnung wäre; dann hing er seinen Hut an einen Pflock an der Thüre, setzte sich in den Armstuhl und lehnte seinen Ellbogen auf den Tisch; dabei richtete er seine Augen mit unbeweglichem und tödtendem Blick auf Dolph.

Dolph war von Natur keine feige Memme, aber er war in dem Glauben an Geister und Gespenster aufgewachsen. Tausend Geschichten, die er von diesem Hause gehört hatte, schwärmten ihm im Kopfe herum; und als er auf diese seltsame Person mit ihrer sonderbaren Tracht, ihrem bleichen Gesicht, ihrem grauen Bart und ihrem starren, fischähnlichen Auge blickte, klapperten ihm die Zähne, sträubten sich seine Haare, und es brach ein kalter Schweiß über seinem ganzen Körper aus. Wie lange er in diesem Zustande blieb, konnte er nicht sagen, denn er war wie bezaubert. Er konnte seinen Blick nicht von dem Gespenst abwenden, sondern lag da und starrte nach ihm; seine ganze Seele wurde von dem Anblick in Anspruch genommen. Der alte Mann blieb hinter dem Tische sitzen, ohne sich zu bewegen oder ein Auge wegzuwenden, immer einen todten, anhaltenden Blick auf Dolph gerichtet. Endlich erhob der Haushahn eines benachbarten Landgutes seine Schwingen und krähte so laut und fröhlich, daß man es über die Felder herüber hörte. Bei diesem Ton stand der alte Mann langsam auf und nahm seinen Hut von dem Pflock, die Thüre öffnete und schloß sich hinter ihm; man hörte, wie er langsam die Treppe hinaufschritt, Trapp — Trapp — Trapp! — und als er oben angekommen war, war Alles wieder stille. Dolph lag und lauschte aufmerksam; er zählte jeden Fußtritt; er lauschte und lauschte, ob die Fußtritte nicht wieder kämen, bis er erschöpft durch Wachen und Aufregung endlich in unruhigen Schlaf verfiel.

Das Tageslicht brachte wieder frischen Muth und Vertrauen. Er würde Alles, was vorgegangen war, gerne für einen bloßen Traum gehalten haben; aber da stand der Stuhl, in dem der Unbekannte gesessen hatte; da war der Tisch, an dem er gelehnt hatte; da der Pflock, an den er seinen Hut gehängt hatte; und da die Thüre, ganz so verschlossen, wie er sie selbst verschlossen hatte, mit dem Stuhl daran. Er eilte die Treppe hinab, um die Thüren und Fenster zu untersuchen; alle waren genau in dem Zustande, in dem er sie verlassen hatte; und es fand sich kein Weg, auf welchem irgend ein Wesen hineingekommen und das Haus wieder verlassen haben konnte, ohne Spuren zurückzulassen. „Pah!" sagte Dolph zu sich, „es war Alles nur ein Traum" — aber damit war es nicht gethan; je mehr er die Scene aus seiner Seele zu verscheuchen suchte, desto mehr wurde er davon ergriffen.

Obgleich er über Alles, was er gesehen oder gehört hatte, ein strenges Stillschweigen beobachtete, so verriethen doch seine Blicke die unruhige Nacht, die er zugebracht hatte. Es war offenbar, daß hinter diesem geheimnißvollen Benehmen etwas Wunderbares verborgen lag. Der Doktor nahm ihn in sein Studirzimmer, schloß die Thüre und suchte zu einem offenen und vertraulichen Gespräch zu gelangen; aber er konnte nichts aus ihm herauskriegen. Frau Ilsy führte ihn in die Speisekammer, aber mit ebenso wenig Erfolg; und Peter de Groodt hielt ihn eine volle Stunde am Knopf auf dem Kirchhof, dem rechten Platz, um einer Geistergeschichte auf den Grund zu kommen; aber er kam nicht einen Schritt weiter als die Uebrigen. Es trifft sich indessen immer, daß eine verhehlte Wahrheit ein Dutzend Lügen in Umlauf setzt. Bevor der Tag vorüber war, war auch die Nachbarschaft voll von Berichten. Einige erzählten, Dolph Heyliger wache in dem Hause mit Pistolen, die mit silbernen Kugeln geladen seien; Andere, er habe ein langes Gespräch mit einem Geiste ohne Kopf gehabt; wieder Andere, der Doktor Knipperhausen und der Küster seien bis in das Bowerygäßchen und von da in die Stadt von Geistern gejagt worden. Einige schüttelten die Köpfe und hielten es für eine Schande, daß der

Doktor den Dolph in der Nacht allein in diesem verrufenen Hause zubringen ließ, wo er verschwinden könne, man wisse nicht wohin, während Andere mit Achselzucken bemerkten, daß, wenn der Teufel den Burschen hole, er nur einen aus seiner eigenen Familie bekomme.

Endlich kamen diese Gerüchte auch der guten Dame Heyliger zu Ohren und setzten sie, wie man sich leicht einbilden kann, in schreckliche Unruhe. Wäre ihr Sohn mit lebenden Feinden in Konflikt gekommen, so wäre das in ihren Augen nicht so schrecklich gewesen, als daß er allein den Schrecknissen eines verzauberten Hauses Trotz bieten sollte. Sie eilte zu dem Doktor und brachte einen großen Theil des Tages damit zu, Dolph von einer nochmaligen Nachtwache abzureden; sie theilte ihm ein ganzes Register von Geschichten mit, welche ihr soeben ihre schwatzhaften Freundinnen erzählt hatten, von Personen, die verschwunden waren, als sie allein in einem alten baufälligen Hause gewacht hatten. Aber es war Alles vergeblich. Dolphs Stolz sowohl als seine Neugierde waren gereizt. Er suchte die Furcht seiner Mutter zu beschwichtigen und ihr zu versichern, daß alle die Gerüchte, die ihr zu Ohren gekommen, nicht wahr seien; sie blickte ihn voll Zweifel an und schüttelte ihren Kopf; als sie aber fand, daß sein Entschluß nicht zu beugen war, brachte sie ihm eine dicke holländische Bibel mit messingenen Ecken, um sie als ein Schwert gegen die Mächte der Finsterniß zu gebrauchen; und falls das noch nicht hinreichend sein sollte, gab ihm die Haushälterin zum Ueberfluß noch einen Heidelberger Katechismus als Waffe mit.

In der nächsten Nacht schlug er nun seine Wohnstätte zum dritten Male in dem alten Hause auf. Gleichviel, ob Traum oder nicht, die Sache wiederholte sich abermals. Gegen Mitternacht, wo Alles still war, hallte derselbe Ton durch die leeren Hallen wieder, Trapp — Trapp — Trapp! Es stieg wieder die Treppe herab — die Thüre ging wieder auf, — der alte Mann kam herein, ging im Zimmer umher, hing seinen Hut auf und setzte sich an den Tisch. Ueber den armen Dolph kam dieselbe Furcht und dasselbe Zittern, doch nicht in so heftigem Grade.

Er lag da, bewegungslos und wie verzaubert, starrte nach der Gestalt hin, die ihrerseits ihn, wie früher, mit einem todten, starren, kalten Blick ansah. In dieser Stellung blieben sie lange Zeit, bis allmählig Dolphs Muth wieder aufzuleben begann. Ob lebend oder todt, dieß Wesen mußte auf alle Fälle einen Zweck bei seinem Besuche haben, und er erinnerte sich gehört zu haben, daß Geister keine Macht zu sprechen hätten, wenn sie nicht angesprochen würden. Er kam daher zu einem Entschluß und machte zwei oder drei Versuche, bis er seine trockene Zunge in Bewegung setzen konnte. Er sprach den Unbekannten in der feierlichsten Form einer Beschwörung an und fragte ihn, was der Zweck seines Besuches sei.

Er hatte kaum geendet, als der alte Mann aufstand, seinen Hut nahm, die Thüre öffnete und hinausging. Dabei blickte er, gerade als er die Schwelle überschritt, zurück auf Dolph, als wenn er erwartete, daß er ihm folge. Der Bursche war keinen Augenblick unschlüssig. Er nahm das Licht in die Hand, die Bibel unter den Arm und gehorchte der stillen Einladung. Das Licht verbreitete zwar nur einen schwachen, ungewissen Schein, aber er konnte doch noch die Gestalt langsam die Treppe heruntergehen sehen. Zitternd folgte er. Als sie die unterste Treppe erreicht hatten, wendeten sie sich durch die Halle gegen die hintere Thüre des Hauses. Dolph hielt das Licht über das Geländer, aber in seinem Ungestüm, den Unbekannten aus dem Gesicht zu verlieren, flackerte die Flamme so arg, daß sie ausging. Indessen gaben die bleichen Mondstrahlen, die durch ein schmales Fenster fielen, noch hinreichendes Licht, um ihm eine unbestimmte Ansicht von der Gestalt in der Nähe der Thüre zu verschaffen. Er ging daher mit die Treppe herunter und wendete sich nach dem freien Platz; als er aber da ankam, war der Unbekannte verschwunden. Die Thüre blieb fest verriegelt, es war kein anderer Weg vorhanden, hinauszukommen; jedoch das Wesen, was es auch sein mochte, war fort. Er suchte die Thüre zu öffnen und sah hinaus auf die Felder. Es war eine nebelige, vom Monde beleuchtete Nacht, so daß das Auge Gegenstände in einiger Entfernung noch unterscheiden konnte. Er glaubte den

Unbekannten auf einem Fußpfad zu sehen, der von der Thüre wegführte. Es war kein Irrthum, aber wie war er aus dem Hause gekommen? Er dachte nicht weiter darüber nach, sondern folgte. Der alte Mann ging in gemessenem Schritte vorwärts, ohne sich umzusehen; man hörte seine Fußtritte auf dem harten Boden. Er ging durch den Obstgarten, immer den Fußpfad einhaltend. Er führte zu einer Quelle, die in einer kleinen Höhle lag und das Landgut mit Wasser versah. Gerade an dieser Quelle verlor ihn Dolph aus dem Gesichte. Er rieb sich die Augen und schaute mehrmals hin, aber es war nichts von dem Unbekannten zu sehen. Er kam zu der Quelle, aber auch hier war Niemand. Der ganze Boden in der Umgegend war offen und rein; kein Busch und kein Platz zum Verstecken war da. Er sah in die Quelle und bemerkte in großer Tiefe den Widerschein des Himmels in dem ruhigen Wasser. Nachdem er hier einige Zeit verweilt hatte, ohne etwas weiter von seinem geheimnißvollen Führer gesehen oder gehört zu haben, kehrte er voll Furcht und Bewunderung nach dem Hause zurück. Er verriegelte die Thüre, tappte im Finstern nach seinem Bette, konnte sich aber lange nicht fassen und einschlafen.

Er hatte seltsame und beunruhigende Träume. Es war ihm, als folgte er dem alten Mann längs dem Ufer eines großen Stromes, bis sie an ein Schiff kamen, das eben unter Segel gehen wollte. Er wußte noch, daß ihn sein Führer an Bord geleitete und dann verschwand. Er erinnerte sich auch des Schiffskapitäns, eines kurzen Mannes, mit krausen schwarzen Haaren, auf einem Auge blind und auf einem Beine lahm; der Rest seines Traumes war sehr verwirrt. Bisweilen war er auf der See, bisweilen an der Küste; jetzt unter Stürmen und Ungewitter, und dann wieder auf der Wanderung durch unbekannte Straßen. Die Gestalt des alten Mannes vermischte sich seltsam mit den Vorgängen im Traume; und das Ganze schloß damit ab, daß er sich wieder an Bord des Schiffes befand und mit einem großen Beutel voll Geld nach Hause zurückkehrte.

Als er erwachte, überzog eine erfrischende Dämmerung den Horizont und die Hähne verkündigten die Reveille von Landgut

zu Landgut, durch die ganze Gegend. Er stand auf, ermüdeter und verworrener als je. Er war heftig bestürzt über Alles, was er gesehen und geträumt hatte, und begann zu zweifeln, ob er auch bei Sinnen sei, und ob nicht Alles, was in seiner Seele vorginge, blos die Folge einer Fieberphantasie sei. Bei seinem gegenwärtigen Gemüthszustand fühlte er sich nicht aufgelegt, unmittelbar zu dem Doktor zurückzukehren und sich den Forschungen des ganzen Haushaltes zu unterwerfen. Er genoß daher von den Ueberresten der vorhergehenden Nacht noch sein Frühstück und wanderte dann in die Felder, um über alles Das, was ihm begegnet war, nachzudenken. In Gedanken verloren, streifte er umher, sich nach und nach der Stadt nähernd; es war schon fast gegen Mittag, als er durch eine Bewegung und durch einen Lärm in seiner Nähe aufmerksam gemacht wurde. Er befand sich in der Nähe der Küste, in einem Volksgedränge, das zu einem Damm eilte, wo gerade ein Fahrzeug im Begriff stand, unter Segel zu gehen. Unbewußt wurde er durch die Menge mit fortgeschoben und fand, daß es eine Schaluppe war, die eben bereit war, auf dem Hudson nach Albany zu segeln. Alle Frauen und Kinder nahmen Abschied und küßten sich, und es herrschte große Thätigkeit, Körbe mit Brod und Kuchen und Vorräthe aller Art an Bord zu bringen, ungerechnet die mächtigen Fleischstücke, die an dem hinteren Theil des Schiffes hingen; denn eine Reise nach Albany war in damaliger Zeit ein Unternehmen von großer Wichtigkeit. Der Kapitän des Fahrzeuges war eilig und ertheilte eine Masse von Befehlen, die aber eben nicht sehr strenge beachtet wurden, denn Einer war beschäftigt, seine Pfeife anzuzünden, ein Anderer sein Messer scharf zu machen.

Die Erscheinung des Kapitäns erregte mit einem Male Dolphs Aufmerksamkeit. Er war kurz und schwärzlich, mit krausem schwarzen Haare; auf einem Auge blind und auf einem Beine lahm — derselbe Kapitän, den er in seinem Traum gesehen hatte! Ueberrascht und voll Staunen betrachtete er sich die Scene aufmerksamer und erinnerte sich immer mehrer Bilder seines Traumes; die Erscheinung des Fahrzeuges, des Flusses

und eine Menge anderer Gegenstände stimmten vollkommen mit den unbestimmten Bildern, die aus seiner Erinnerung auftauchten, überein.

Als er so über diese Umstände nachdenkend dastand, rief ihm der Kapitän plötzlich auf holländisch zu: „Geht an Bord, junger Mann, oder man wird Euch zurücklassen!" Er stutzte bei dieser Aufforderung; er sah, daß die Schaluppe die Anker lichtete und sich vom Damme wegbewegte. Es schien, als wenn er von einer unwiderstehlichen Gewalt getrieben wurde; schnell sprang er auf das Verdeck, und im nächsten Augenblicke wurde die Fregatte durch den Wind und die Fluth in Bewegung gesetzt. Dolphs Gedanken und Gefühle waren ganz in Aufruhr und Verwirrung. Er hatte sich bei den Vorfällen, die ihm jüngst begegnet waren, kräftig benommen, und er konnte nicht anders denken, als es müsse ein gewisser Zusammenhang zwischen seiner gegenwärtigen Lage und seinem letzten nächtlichen Traume bestehen; und er tröstete sich mit einem alten Lieblingsgrundsatze, daß „ein Weg oder der andere, alle zum Besten führen". Einen Augenblick lang ging ihm der Unwille des Doktors über seine Abreise ohne Abschied durch den Kopf, aber die Sache war ohne Bedeutung; dann dachte er an den Kummer seiner Mutter über seine ungewöhnliche Abreise, und der Gedanke versetzte ihn plötzlich in Angst; er würde gebeten haben, ihn an der Küste auszusetzen, aber er wußte, daß bei solchem Wind und solcher Fluth die Bitte vergeblich gewesen sein würde. Dann stürmte wieder die Liebe zum Neuen und zu Abenteuern in voller Fluth durch seine Seele; er fühlte sich wunderbar und plötzlich an die Welt gekettet und auf dem geraden Wege, die Gegenden und Wunder, welche über diesen mächtigen Strom und die blauen Gebirge, die seit seiner Kindheit seinen Horizont begränzt hatten, zu erforschen. Während er in diesem Strudel von Gedanken befangen war, spannten sich die Segel vom Winde, die Küsten schienen hinter ihm zu fliehen, und ehe er vollkommen wieder sich zu beherrschen vermochte, war die Schaluppe schon an Spikingdevil und an den Yonkershügeln vorbeigesegelt, und der höchste Schornstein von Manhattoes war seinen Blicken entschwunden.

Ich habe gesagt, eine Reise auf dem Hudson sei in diesen Tagen ein Unternehmen von einiger Bedeutung gewesen; sie bedeutete ebenso viel als jetzt eine Reise nach Europa. Die Schaluppen waren oft viele Tage unterwegs; die vorsichtigen Schiffer segelten, wenn eine frische Breeze wehte, und legten Nachts vor Anker; sie hielten an, um Boote ans Land zu setzen, um Milch und Thee zu holen; ohne dieß war es den würdigen alten Damen, die mitreisten, unmöglich zu subsistiren. Da waren aber auch noch die vielbesprochenen Gefahren der Tapan Zee und die Hochlande*). Kurz, ein kluger holländischer Bürger sprach sonst Monate, ja Jahre lang von einer solchen Reise und unternahm sie nie, ohne zuvor seine Geschäfte in Ordnung zu bringen, und ohne daß Gebete für ihn in den holländischen Kirchen abgehalten wurden.

Im Verlauf einer solchen Reise war deßhalb Dolph zufrieden, hinreichende Zeit zum Nachdenken zu finden und zu überlegen, was er thun solle, wenn er in Albany ankäme. Der Kapitän mit seinem blinden Auge und seinem lahmen Beine brachte ihm seinen seltenen Traum wieder in Erinnerung und beunruhigte ihn auf einige Augenblicke; aber sein Leben hatte ihm vor Kurzem so viele Träume und Wirklichkeiten vorgeführt, seine Tage und Nächte waren so zusammengewürfelt, daß er sich immer um eine Täuschung zu drehen schien. Indessen findet sich immer eine Art flüchtigen Trostes in einem Menschen, der nichts in der Welt zu verlieren hat; damit stärkte Dolph sein Herz und beschloß, so viel als möglich die Gegenwart zu genießen.

Am zweiten Tag ihrer Reise gelangten sie zu den Hochlanden. Es war der Rest eines ruhigen, schwülen Tages, als sie ruhig mit der Fluth zwischen diese schrecklichen Gebirge dahin schifften. Es herrschte die vollkommene Ruhe, welche sich über die Natur in den trägen und heißen Sommertagen verbreitet; das Umdrehen einer Diele, oder das zufällige Herabfallen eines Ruders auf das Verdeck tönte von der Seite der Gebirge wider

*) Seeartige Erweiterung des untern Hudson. Die „Hochlande" (Highlands), großartige Gebirgsgegend am Hudson.

und schallte längs der Küsten; und wenn zufällig der Kapitän einen Kommandoruf ertönen ließ, ahmten es lustige Zungen von jeder Klippe nach.

Dolph sah in stiller Wonne und Bewunderung auf diese prachtvollen Naturscenen. Zur Linken erhob der Dunderberg seine waldigen Abgründe, Gipfel über Gipfel, Forst über Forst, in den tiefen Sommerhimmel. Zur Rechten starrte das Vorgebirge der Antonius-Nase mit einem einsamen, um ihn fliegenden Adler hervor, während jenseits Berg auf Berg folgte, bis sie ihre Arme zusammenzuschließen und diesen mächtigen Strom in sie zu fassen schienen. Man hatte ein ruhiges wollüstiges Gefühl, wenn man auf die breiten grünen Buchten sah, die hier und da unter den Abgründen ausgehöhlt waren; oder auf das Waldland hoch oben in der Bucht, das über den Rand einer Klippe herüber nickte und seine Blätter in dem Sonnenschein ausbreitete.

Mitten in seiner Bewunderung bemerkte Dolph einen Haufen glänzender, über die westlichen Höhen zum Vorschein kommender Schneewolken. Auf sie folgten andere und wieder andere, so daß jede ihren Vorgänger vorwärts zu treiben schien und mit blendendem Glanz in die tiefe blaue Atmosphäre sich verlor; auch hörte man jetzt den grollenden Donner schwach hinter den Gebirgen rollen. Der Fluß, der bisher ruhig und gläsern war und die Bilder des Himmels und des Landes widerspiegelte, sah jetzt, wo der Wind ihm näher kam, in der Entfernung aus wie ein dunkler Pfuhl. Die Fischreiher schweiften umher und kreischten und suchten ihre Nester auf den Gipfeln dürrer Bäume; die Krähen flogen schreiend in die Felsenritzen, und die ganze Natur schien eine Vorahnung von dem nahenden Gewitter zu haben.

Die Wolken rollten jetzt in dichten Massen über die Gipfel der Gebirge, deren Höhen immer hell und beschneit, die unteren Theile aber von einer Dintenschwärze waren. Der Regen fing an in starken und mächtigen Tropfen herabzufallen; der Wind wurde kälter und kräuselte die Wogen; endlich schien es, als wenn die schwellenden Wolken durch die Gipfel der Gebirge

aufgeschlossen wurden, und ganze Regenströme fielen mit Geprassel herab. Die Blitze sprangen von Wolke zu Wolke, brachen sich mächtig gegen die Felsen und zersplitterten und zerrissen die stärksten Waldbäume. Der Donner ließ sich in dröhnenden Explosionen hören; der Schall hallte von Gebirg zu Gebirg wider; er krachte auf dem Dunderberg und rollte längs der Kette der Hochlande; jedes Vorgebirge brachte ein neues Echo hervor, bis der alte Bull-Hill den Sturm zurückzudrängen schien.

Eine Zeitlang verbarg das dahin streichende Gewölk sowie der Nebel und anhaltende Regen die Landschaft dem Auge. Es herrschte eine furchtbare Dunkelheit, die noch furchtbarer wurde durch die Ströme von Blitzen, welche unter dem Regen glänzten. Nie hatte Dolph einen solchen absoluten Kampf der Elemente gesehen; es schien, als wenn der Sturm tobte und seinen Weg durch dieses Berg-Defilé nähme und die ganze Artillerie des Himmels ins Treffen geführt hätte.

Das Fahrzeug wurde durch den wachsenden Wind immer vorwärts getrieben, bis sie dahin gelangten, wo der Fluß eine plötzliche Krümmung macht, die einzige in seinem ganzen majestätischen Lauf. Gerade als sie diesen Punkt berührten, entstand ein heftiger Windstoß, stürzte ein Felsstück hervor, dämmte den Wald vor ihm und peitschte in einem Augenblick den Fluß zu weißem Schaum und Gischt. Der Kapitän sah die Gefahr und rief, man solle die Segel reffen. Ehe der Befehl ausgeführt werden konnte, traf der Windstoß die Fregatte und zog sie an ihrem Balkenende. Alles war jetzt in Furcht und Verwirrung; das Schlagen der Segel, das Pfeifen und Rauschen des Windes, das Schreien des Kapitäns und des Schiffsvolkes, das Kreischen der Passagiere, Alles mischte sich mit dem Rollen und Brüllen des Donners. Mitten in dem Aufruhr richtete sich die Fregatte auf; in der nämlichen Zeit nahm das Hauptsegel eine andere Richtung, die Querstenge wurde auf das Quarterdeck geschleudert, und Dolph, der unvorsichtig nach den Wolken sah, wurde plötzlich in den Fluß geschleudert.

Eine seiner unnützen Fertigkeiten kam ihm jetzt zu statten. Die vielen müßigen Stunden, die er darauf verwendet hatte, in

dem Hudson seine Spiele zu treiben, hatten ihn zu einem vollkommenen Schwimmer gemacht; aber bei aller Stärke und Geschicklichkeit machte es ihm doch große Schwierigkeiten, das Ufer zu erreichen. Sein Verschwinden von dem Deck war von den Schiffsleuten nicht bemerkt worden, da sie alle mit ihrer eigenen Rettung beschäftigt waren. Die Fregatte wurde mit unbegreiflicher Schnelligkeit fortgetrieben. Sie hatte eine schwere Aufgabe, sich an einem Vorgebirge an der östlichen Küste durchzuarbeiten, um welches der Fluß sich drehte, und welches sie vollkommen von Dolph abschloß.

Endlich kam er an der westlichen Küste ans Land, kletterte auf die Felsen und schwang sich, ermattet und erschöpft, an den Fuß eines Baumes. Nach und nach ließ der Gewittersturm nach. Die Wolken zogen nach Osten, wo sie in federartigen Massen angehäuft lagen, von den letzten rosigen Strahlen der Sonne vergoldet. Man sah die entfernten Blitze auf dunklem Grunde ihr Spiel treiben, und hier und da hörte man noch das schwache Grollen des Donners. Dolph erhob sich und suchte umher, ob nicht irgend ein Pfad von der Küste wegführte, aber Alles war wild und unbetreten. Die Felsen waren über einander gehäuft; große Bäume lagen zerstreut umher; sie waren entweder durch die heftigen Winde, welche diese Gebirge durchzogen, niedergeworfen worden, oder waren vor Alter gefallen. Die Felsen waren von wildem Wein oder Strauchwerk behangen, die sie vollkommen zusammenflochten und allen Durchgang verwehrten; jede Bewegung, die er machte, schüttelte einen Regenschauer von dem triefenden Laub. Er versuchte eine von diesen fast senkrechten Höhen zu ersteigen; aber, so stark und behend er war, erkannte er es doch als ein herkulisches Unternehmen. Oefters wurde er blos durch die zerbröckelten Felsenvorsprünge gehalten, und bisweilen hing er an Baumwurzeln und Aesten, so daß er fast in der Luft schwebte. Die Holztauben kamen in eiliger Flucht zu ihm, und der Adler kreischte von dem Gipfel einer herabhängenden Klippe. Während er so kletterte und im Begriff stand, einen Busch zu ergreifen, um daran aufzusteigen, raschelte etwas unter den Blättern, und er erblickte eine Schlange,

schnell wie der Blitz, fast unter seiner Hand hingleiten. Sie wickelte sich augenblicklich zu einer kämpfenden Stellung auf, mit plattem Kopfe, aufgerissenem Rachen und schnell sich bewegender Zunge, die wie eine kleine Flamme um ihren Mund spielte. Dolph war der Ohnmacht nahe, er mußte seine Stütze fahren lassen und fiel in den Abhang herunter. Eine Zeitlang hielt sich die Schlange in einer vertheidigenden Stellung, da sich aber keine Veranlassung zum Angriff zeigte, glitt sie in einen Felsenspalt. Dolphs Augen folgten ihr auf dem Fuße; da sah er ein Nest von Nattern, die zusammen geknotet und gedreht waren und in einer Kluft zischten. Er eilte, so viel er konnte, um von einer so furchtbaren Nachbarschaft loszukommen. Seine Einbildungskraft, mit diesem neuen Schrecken erfüllt, erblickte in jeder Weinranke eine Natter und sah in jedem trockenen und rasselnden Blatt den Schweif einer Klapperschlange.

Endlich gelang es ihm, auf die Höhe eines Abhanges zu klettern; aber sie war ganz von einem dichten Wald bedeckt. Wo er auch zwischen den Bäumen hinaus schauen konnte, sah er Höhen und Klippen, eine sich über die andere erheben, bis ungeheure Gebirge das Ganze überbrückten. Nirgends fanden sich Zeichen von Kultur, oder etwa Rauch, der sich unter den Bäumen kräuselnd verloren hätte, um eine menschliche Wohnung anzudeuten. Alles war wild und einsam. Während er am Rande eines Abgrundes stand und eine tiefe, mit Bäumen umsäumte Aushöhlung überschaute, machte sein Fuß ein großes Felsenstück los, und es fiel, seinen Weg krachend durch die Wipfel der Bäume nehmend, hinab in die Kluft. Ein lautes Geschrei oder vielmehr Angstgeschrei erscholl aus dem Grunde des Thales, gleich darauf erfolgte ein Flintenschuß und eine Kugel pfiff über seinem Kopf, streifte Zweige und Blätter und schlug tief in die Rinde eines Nußbaums.

Dolph wartete keinen zweiten Schuß ab, sondern zog sich eilig zurück, indem er jeden Augenblick fürchtete, von einem Feinde verfolgt zu werden. Es gelang ihm auch, er kam, ohne beunruhigt zu werden, wieder an die Küste und beschloß, nicht ferner in ein Land, von so drohenden Gefahren umgeben, einzudringen.

Er setzte sich, triefend und trostlos, auf einen feuchten Stein. Was war zu thun? Wo sollte er ein Obdach finden? Die Stunde der Ruhe nahte, die Vögel suchten ihre Nester, die Fledermäuse begannen in der Dämmerung zu fliegen, und der Nachtfalke schien, hoch bis zum Himmel sich erhebend, die Sterne hervorzurufen. Die Nacht fiel allmählig ein und hüllte Alles in Dunkelheit; und obgleich es im Spätsommer war, stahl sich doch ein Lüftchen längs des Flusses und über den triefenden Wald, das kalt und durchdringend war, zumal für einen halb ertrunkenen Mann.

Als er nun so triefend und hoffnungslos dasaß, sah er ein Licht in der Nähe der Küste durch die Bäume schimmern, gerade da, wo die Wendung des Flusses ein tiefes Becken bildete. Es gab ihm die frohe Hoffnung, daß eine menschliche Wohnung in der Nähe sein möge, wo er etwas bekommen könne, seinen heftigen Appetit zu stillen und, was in seiner unglücklichen Lage ebenso nöthig war, ihm ein bequemes Obdach für die Nacht zu verschaffen. Mit außerordentlicher Schwierigkeit verfolgte er seinen Weg zu dem Lichte, längs Felsenschichten, die ihn in Gefahr setzten, in den Fluß zu gleiten, und über große Stämme niedergestreckter Bäume, von denen einige in dem letzten Sturm gefallen waren und so dicht zusammenlagen, daß er sich anstrengen mußte, sich durch ihre Zweige durchzuarbeiten. Endlich gelangte er auf die Höhe eines Felsens, der über ein kleines Thal hing, woher das Licht kam. Es stammte von einem Feuer am Fuße eines großen Baumes in der Mitte eines begrasten Zwischenraumes oder eines Plätzchens unter dem Felsen. Das Feuer verbreitete einen rothen Schein über die grauen Klippen und die herabhängenden Bäume und zeigte Klüfte von großer Dunkelheit, die dem Eingang in Höhlen ähnlich waren. Ein kleiner Bach rieselte dicht daneben, sichtbar gemacht durch den zitternden Widerschein des Feuers. Zwei Gestalten bewegten sich um das Feuer, andere kauerten vor ihm. Da sie zwischen ihm und dem Lichte standen, befanden sie sich vollkommen im Schatten, aber eine von ihnen bewegte sich zufälliger Weise nach der entgegengesetzten Seite. Dolph stutzte, als er an dem

hellen Schein, der auf gemalte Gesichtszüge fiel und auf Silberverzierungen widerglänzte, wahrnahm, daß es ein Indianer war. Er sah nun näher zu und erblickte an einem Baum lehnende Gewehre und einen auf dem Boden liegenden todten Körper. Hier war also der eigentliche Feind, der von dem Thale aus auf ihn geschossen hatte. Er suchte sich ruhig zurückzuziehen, indem er nicht wagte, sich diesen halbwilden Menschen an einem so wilden und einsamen Ort anzuvertrauen. Es war zu spät; der Indianer mit seinem scharfen adlergleichen Auge, das diese Race so auszeichnet, sah etwas unter den Büschen am Felsen sich bewegen; er ergriff eines von den Gewehren, die an dem Baume lehnten; noch einen Augenblick, und Dolph dürfte seine Leidenschaft für Abenteuer durch eine Kugel gebüßt haben. Er rief laut und bot dem Indianer den Friedensgruß; die ganze Gesellschaft sprang auf, der Gruß wurde erwiedert, und der Wanderer wurde eingeladen, sich mit ihnen ans Feuer zu setzen.

Als er sich näherte, fand er zu seinem Troste, daß die Gesellschaft sowohl aus weißen Männern als aus Indianern bestand. Einer, offenbar die Hauptperson oder der Befehlshaber, saß auf einem Baumstamm vor dem Feuer. Er war ein großer starker Mann, etwas in Jahren vorgeschritten, aber frisch und munter. Sein Gesicht war fast so braun wie das eines Indianers; er hatte starke oder vielmehr joviale Züge, eine Adlernase und einen Mund fast wie ein Bullenbeißer. Sein Gesicht stand halb im Schatten durch einen breiten Hut mit einem Bocksschwanz darauf. Sein graues Haar fiel kurz in den Nacken herab. Er trug einen Jagdrock mit indianischen Leggins und Mocassins, und einen Tomahawk in dem breiten Wampum-Gürtel rund um sein Wams. Als Dolph seine Person und seine Züge genau betrachtete, erinnerte ihn etwas an den alten Mann in dem verzauberten Hause. Indeß der Mann vor ihm war verschieden im Anzug und Alter; er war in seinem Aeußeren heiterer, und es war schwer anzugeben, wo die unbestimmte Aehnlichkeit lag; aber die Aehnlichkeit war jedenfalls vorhanden. Dolph fühlte eine Art von Ehrfurcht, als er sich ihm näherte, wurde aber mit einem offenen, herzlichen Willkommen empfangen. Noch mehr

stieg sein Muth, als er wahrnahm, daß der todte Körper, der ihm einige Besorgniß verursacht hatte, nur ein todtes Stück Wild war; und vollkommen befriedigt war er, als er den wohlriechenden Dampf aus einem Kessel, der über dem Feuer aufgehängt war, einzog, woraus er schloß, daß hier etwas für die Abendmahlzeit gekocht werde. Er war also mit einer umherstreifenden Jagdgesellschaft zusammengetroffen, wie dieß in jenen Zeiten öfter unter den Ansiedlern längs des Flusses vorkam. Der Jäger ist immer gastfrei; und nichts macht die Menschen geselliger und freier von Ceremoniel als das Zusammentreffen in der Wildniß. Der Befehlshaber der Gesellschaft schenkte einen Schluck guten Liqueurs ein, den er ihm mit heiterer Miene darreichte, um sich zu erwärmen; und befahl einem aus seinem Gefolge, einige Kleider aus einem Häuschen zu holen, das dicht dabei an einer Bucht befindlich war, während die durchnäßten unseres Helden am Feuer getrocknet wurden.

Dolph fand, wie er erwartet hatte, daß der Schuß aus dem Thale, der ihn so nahe berührte, daß er ihm leicht zur ewigen Ruhe verholfen hätte, da er dem Abgrunde so nahe war, von der Gesellschaft vor ihm kam. Er hatte fast einen von ihnen durch die Felsenstücke zerschmettert, die er losgerissen hatte; und der heitere alte Jäger mit dem breiten Hut und Bocksschwanz hatte nach der Stelle geschossen, wo er die Büsche sich bewegen sah, indem er meinte, es sei ein wildes Thier. Er lachte herzlich über den Irrthum; man betrachtete die Sache als einen außerordentlich guten Spaß unter den Jägern; „aber auf mein Wort, lieber Bursche", sagte er, „wenn ich nur einen Schimmer von Euch zu Gesicht bekommen hätte, so würdet Ihr dem Fels nachgestürzt sein. Anton van der Heyden ist dafür bekannt, daß er selten sein Ziel verfehlt." Die letzteren Worte waren mit einem Male ein Faden für Dolphs Neugierde, und wenige Fragen ließen ihn vollkommen den Charakter des Mannes und der ganzen Gesellschaft von herumstreichenden Jägern durchschauen. Der Befehlshaber in dem breiten Hut und dem Jagdrock war kein anderer, als Herr Anton van der Heyden von Albany, von dem Dolph schon öfter gehört hatte. Er war

in der That der Held mancher Geschichte; seine eigenthümlichen Launen und possierlichen Gewohnheiten waren Gegenstände der Bewunderung bei seinen holländischen Nachbarn. Da er ein vermögender Mann war, der von seinem Vater große Striche unbebauten Landes und ganze Fässer voll Wampum geerbt hatte, so konnte er seine Launen nach Gefallen befriedigen. Anstatt ruhig zu Hause zu bleiben, zur gewöhnlichen Tischzeit zu essen und zu trinken, seine Pfeife auf der Bank vor der Thüre zu schmauchen und sich dann zu Nacht in sein bequemes Bett zu legen, vergnügte er sich damit, sich allen Arten von rauhen und wilden Unternehmungen hinzugeben. Er war nicht glücklicher, als auf einer Jagdpartie in der Wildniß, schlief unter Bäumen oder einem mit Rinde gedeckten Schuppen, oder kreuzte auf dem Flusse oder auf Landseen, fischte oder fing Vögel, und lebte Gott weiß wie.

Er war ein großer Freund der Indianer und ihrer Lebensweise, die er für die eigentlich natürliche, freie, männliche und genußreiche hielt. Wenn er zu Hause war, hatte er immer einige Indianer um sich, die um sein Haus herumschlenderten, oder wie Hunde im Sonnenschein schliefen, oder Jagd- und Fischgeräthe für einen neuen Ausflug zubereiteten; oder nach Scheiben mit Bogen und Pfeilen schossen.

Ueber diese herumschweifenden Wesen hatte Herr Anton eine so vollkommene Herrschaft wie ein Jäger über seine Koppelhunde; obschon sie dem gewöhnlichen Volke der Nachbarschaft zu großem Nachtheil gereichten. Da er ein reicher Mann war, so wagte es Niemand, sich seinen Einfällen zu widersetzen, ja seine herzliche, muntere Weise machte ihn überall beliebt. Er trällerte ein holländisches Lied, wenn er über die Straße ging, grüßte Jedermann, wenn er noch eine Meile entfernt war, und wenn er in ein Haus trat, klopfte er die guten Leute freundlich auf die Schulter, schüttelte ihnen die Hand, daß sie laut schrieen, küßte ihre Weiber und Töchter vor ihren Augen, — kurz, Herr Anton kannte keinen Stolz und keine üble Laune.

Außer seinen indianischen Anhängern hatte er drei oder vier arme Freunde unter den Weißen, die zu ihm als ihrem

Beschützer auffahen, an seine Küche angewiesen waren und die Gunst genossen, gelegentlich mit auf seine Ausflüge genommen zu werden. Mit einem Theil solcher Anhänger war er gegenwärtig auf einem Kreuzzug längs der Küsten des Hudson in einer Pinasse begriffen, die er sich selbst zu seiner Erholung hielt. Es waren zwei weiße Männer bei ihm, zum Theil in indianischer Weise mit Mocassins und Jagdhemden bekleidet; der Rest seines Häufleins bestand aus vier Lieblingsindianern. Sie waren ohne einen bestimmten Zweck an den Fluß nach Beute ausgezogen, bis sie in die Hochlande vorgedrungen waren, wo sie zwei bis drei Tage zugebracht und endlich das Wild erlegt hatten, das sich immer in diesen Gebirgen herumgetrieben hatte.

„Es ist ein Glück für Euch, junger Mann", sagte Anton van der Heyden, „daß Ihr gerade heute über Bord geworfen worden seid; morgen früh steuern wir heimwärts, und Ihr dürftet dann vergeblich nach einem Imbiß in den Gebirgen ausgeschaut haben — Aber kommt, Bursche, regt Euch! regt Euch! laßt sehen, was wir zum Abendessen bekommen; der Kessel hat lang genug gebrodelt; mein Magen ruft nach der Schüssel, und ich bin überzeugt, unser Gast ist nicht geneigt, mit dem, was man ihm vorsetzt, zu spaßen."

Es entstand nun ein Lärm in dem kleinen Lager. Einer nahm den Kessel herab und schüttete einen Theil des Inhalts in eine große hölzerne Schüssel; ein Anderer richtete einen flachen Felsen zu einem Tisch her, während ein Dritter verschiedene Geschirre von der Pinasse brachte. Herr Anton selbst brachte eine oder zwei Flaschen köstlichen Liqueurs aus seiner Privatkiste; er kannte seine listigen Begleiter zu gut, um einem von ihnen den Schlüssel anzuvertrauen.

Bald war ein zwar rohes, aber gutes Mahl aufgetragen; es bestand aus Wildpret, das im Kessel zubereitet war, mit kaltem Speck, gekochtem indischen Korn, und mächtigen Leibern von gutem schwarzen Hausbrod. Nie hatte Dolph ein schmackhafteres Mahl genossen, und als er es mit drei oder vier Zügen aus Herrn Antons Flasche hinuntergespült hatte und fühlte, wie der gute Liqueur seine Wärme über alle Venen verbreitete

und in der Gegend seines Herzens seine Wärme haften blieb, würde er seine Lage nicht mit der des Gouverneurs der Provinz vertauscht haben.

Herr Anton wurde immer fröhlicher und aufgeweckter und erzählte ein halbes Dutzend dummer Geschichten, worüber sein weißes Gefolge unmäßig lachte, die Indianer aber, wie gewöhnlich, einen unüberwindlichen Ernst behaupteten.

„Das ist das wahre Leben, mein Junge!“ sagte er und klopfte Dolph auf die Schulter; „das ist kein rechter Mann, der nicht Wind und Wetter Trotz bieten, in Wäldern und Wildnissen herumstreifen, unter einem Baum schlafen und von Baumblättern leben kann.“

Hierauf sang er eine oder ein paar Strophen aus einem holländischen Trinklied und schwang eine kurze dicke Flasche in seiner Hand, während seine Trabanten mit in den Chor einfielen, so daß das Echo von den Wäldern den Gesang zurückgab. In dem guten alten Liede hieß es:

Ihr Lustgeschrei macht' Himmel und Erd' ertönen,
Sobald das Geschäft vollendet war;
Zum Schmause gings in voller Fröhlichkeit,
Und Rack und Wein dazu floß voll und klar.

Mitten in seiner Fröhlichkeit verlor aber Herr Anton die Besonnenheit nicht. Obschon er Dolph die Flasche ohne Weiteres zuschob, so trug er doch Sorge, sein Gefolge nicht allzu reichlich kosten zu lassen, indem er die Leute wohl kannte, mit denen er zu thun hatte; besonders aber gestattete er den Indianern nur einen mäßigen Antheil. Nachdem das Mahl beendigt war, und die Indianer ihren Branntwein getrunken und ihre Pfeifen geraucht hatten, wickelten sie sich in ihre Decken, streckten sich auf den Boden, mit ihren Füßen nach dem Feuer gewendet, und fielen, wie müde Jagdhunde, bald in Schlaf. Der Rest der Gesellschaft blieb plaudernd am Feuer sitzen, welches die Dunkelheit des Forstes und die Feuchtigkeit der Luft nach dem letzten Sturm außerordentlich angenehm und wohlthätig machte. Das Gespräch verlor nach und nach seinen heitern Charakter von der Abendmahlzeit her und wendete sich

auf Jagdabenteuer und Thaten und Gefahren in der Wildniß; manche darunter waren so seltsam und unglaublich, daß wir nicht wagen, sie hier zu wiederholen, denn es würde dadurch die Wahrheitsliebe Antons van der Heyden und seiner Begleiter sehr in Frage kommen. Es wurden manche legendenartige Geschichten, auch über den Fluß und die Niederlassungen an seinen Küsten, erzählt, in welcher Art von Erzählungen Herr Anton sehr zu Hause zu sein schien. Als der derbe Buschklepper so auf einer zusammengeflochtenen Wurzel eines Baumes dasaß, die ihm als Armstuhl diente, den Glanz des Feuers in seinen stark markirten Zügen, da wurde Dolph wieder mehre Male durch etwas beunruhigt, was ihn an die Erscheinung in dem verzauberten Hause erinnerte; es war eine vorübergehende Aehnlichkeit vorhanden, die sich aber nicht auf einen bestimmten Zug beschränkte, sondern über sein ganzes Gesicht und seine Gestalt erstreckte.

Der Umstand, daß Dolph über Bord gefallen war, führte zur Erzählung verschiedener Unglücksfälle und Unfälle, denen sie schon auf diesem großen Strom, zum Theil in früheren Perioden der Geschichte der Kolonie ausgesetzt gewesen waren; die meisten von ihnen schrieb der Herr wohlbedächtig übernatürlichen Ursachen zu. Dolph stutzte, als er dieß hörte; aber der alte Herr versicherte ihn, die Ansiedler des Flusses glaubten ganz allgemein, die Hochlande ständen unter der Botmäßigkeit übernatürlicher und böser Wesen, welche in den früheren Zeiten der Ansiedlung einen Groll auf die holländischen Kolonisten gefaßt hätten. In Folge dessen hätten sie sich immer ein besonderes Vergnügen daraus gemacht, ihren Zorn auf die holländischen Schiffer auszulassen und ihre Launen zu befriedigen, indem sie dieselben mit Stürmen, Wirbelwinden, Gegenströmungen und allen Arten von Hindernissen heimsuchten; ja in solchem Grade, daß ein holländischer Schiffer immer außerordentlich vorsichtig und besonnen zu Werke gehen mußte, um bei der Dämmerung vor Anker zu gehen; seinen Mast zu schützen oder die Segel einzuziehen, wo er irgend eine angeschwollene Wolke über die Gebirge sich wälzen sah; kurz, so

viele Vorsichtsmaßregeln zu nehmen, daß oft eine unglaublich lange Zeit dazu gehörte, den Fluß hinabzusegeln.

Einige, sagte er, hielten diese feindlichen Mächte der Luft für böse Geister, welche die indischen Zauberer in den früheren Zeiten der Provinz heraufbeschworen hätten, um sich an den Fremden zu rächen, die ihnen ihr Land abgenommen hätten. Ihren Zaubereien schrieben sie auch das Mißgeschick zu, das über den berühmten Hendrick Hudson kam, als er zur Aufsuchung der nordwestlichen Durchfahrt diesen Fluß hinunterfuhr, und, wie er es dachte, sein Schiff zu Grunde ging; nach ihrer Versicherung war dieß nichts mehr noch weniger als ein Streich dieser Zauberer, um zu verhüten, daß er nicht in dieser Richtung nach China gelange.

Alle diese außerordentlichen, diesen Fluß betreffenden Umstände und die Verlegenheiten der Schiffer, welche ihn befahren, werden, wie Herr Anton bemerkte, übertroffen von der alten Legende von dem „Sturmschiff", das bei Point-no-point spuke. Da er fand, daß Dolph gar nichts von dieser Sage wußte, blickte ihn der Herr einen Augenblick mit Verwunderung an und fragte, wo er denn sein Leben zugebracht habe, daß er von einem so wichtigen Theil der Geschichte nichts wisse. Um den Rest des Abends hinzubringen, erzählte er ihm also die Geschichte, so weit sein Gedächtniß reichte, mit denselben Worten, wie sie von Herrn Selyne, einem alten Dichter der Neu-Niederlande, niedergeschrieben worden ist. Indem er das Feuer, das seine Funken unter den Bäumen gleich einem kleinen Vulkan verbreitete, noch einmal anfachte, setzte er sich bequem auf seine Baumwurzel, warf seinen Kopf zurück, schloß auf einige Augenblicke seine Augen, um seine Erinnerungen zu sammeln, und begann dann die folgende Sage.

Das Sturmschiff.

In dem goldenen Zeitalter der Neu-Niederlande, als sie noch unter der Herrschaft von Wouter van Twiller, auch „der Zweifler" genannt, stand, wurde das Volk der Manhattoes in

einem schwülen Nachmittag, gerade um die Zeit der Sommersonnenwende, durch einen fürchterlichen Gewittersturm in Schrecken gesetzt. Der Regen fiel in solchen Strömen, daß er die Erde aufriß und zum Dampfen brachte. Es war, als wenn der Donner über die Dächer der Häuser dahin rollte; den Blitz sah man um die Kirche St. Nicolas herumzüngeln und dreimal, wiewohl ohne Schaden, ihren Wetterhahn streifen. Garret van Horne's neuer Schornstein wurde fast von der Spitze bis zum Grund zertrümmert, und Doffue Mildeberger wurde sprachlos von seiner Stute herabgeschleudert, als er eben in die Stadt reiten wollte. Mit einem Worte, es war einer jener Stürme ohne Beispiel, welche nur noch in der Erinnerung derjenigen Personen fortleben, die in allen Städten unter dem Namen der „ältesten Einwohner" bekannt sind.

Groß war der Schrecken der alten Weiber der Manhattoes. Sie trieben ihre Kinder zusammen und flohen in die Keller, nachdem sie einen Schuh an jede Spitze des Bettpfostens gehängt hatten, um den Blitz abzuhalten. Endlich ließ der Sturm nach, der Donner wurde ein Brummen, und die untergehende Sonne, die unter dem Saume der Wolken hervorbrach, ließ die Bucht wie ein Meer von geschmolzenem Gold glänzen.

Von der Veste wurde ein Zeichen gegeben, daß ein Schiff vor der Bucht liege. Es ging von Mund zu Mund und von Straße zu Straße und setzte bald die ganze Stadt in Aufruhr. Die Ankunft eines Schiffs in jener Zeit der Ansiedlung war für die Einwohner ein Ereigniß von großer Wichtigkeit. Es brachte ihnen Neuigkeiten von der alten Welt, von dem Lande ihrer Geburt, von dem sie so ganz abgeschnitten waren; auf das jährliche Schiff freuten sie sich wegen Zufuhr neuer Luxusartikel, mancherlei Sachen zum Putz und zur Bequemlichkeit, ja fast aller Bedürfnisse. Die gute Frau konnte keine neue Mütze, keinen neuen Mantel haben, ehe das Schiff angekommen war; der Künstler wartete auf sein Werkzeug, der Bürgermeister auf seine Pfeifen und seinen holländischen Tabak; der Schulbub auf seinen Kreisel und seine Märbeln, und der vornehme Güterbesitzer auf seine Ziegelsteine, um sich davon ein neues Haus zu

bauen. So schaute Jedermann, reich und arm, groß und klein, nach der Ankunft des Schiffs aus. Es war das große jährliche Ereigniß der Stadt Neu-Amsterdam; und von einem Ende des Jahres zum andern war das Schiff — das Schiff — das Schiff — der stehende Gegenstand der Unterhaltung.

Die Neuigkeiten von der Veste führten daher alles Volk hinab zu der Batterie, um das Ersehnte in Augenschein zu nehmen. Es war nicht gerade die Zeit, wo sie seine Ankunft erwartet hatten, und dieser Umstand erregte einiges Nachdenken. Der Gruppen waren viele, die sich um die Batterie versammelten. Hier und da sah man einen Bürgermeister, in seiner gravitätischen und pomphaften Würde, seine Meinung mit großem Selbstvertrauen einem Haufen alter Weiber und müßiger Buben verkündigen. An einem anderen Platze befand sich eine Gesellschaft alter von Wetter gebräunter Bursche, die zu ihrer Zeit Seeleute und Fischer gewesen waren und bei solchen Gelegenheiten als große Autoritäten galten; sie waren verschiedener Meinung und veranlaßten große Streitigkeiten unter ihren verschiedenen Anhängern; aber der Mann, auf den man am meisten seine Blicke richtete, und dem das Volk folgte und auf ihn aufmerksam war, war Hans van Pelt, ein alter holländischer Seekapitän, der sich vom Dienst zurückgezogen hatte, das nautische Orakel des Ortes. Er beschaute das Schiff durch ein altes Teleskop, mit altem Segeltuch überzogen, brummte ein altes holländisches Lied und sagte nichts. Ein Summen von Hans van Pelt hatte jedoch immer mehr Gewicht bei dem Publikum, als wenn ein anderer Mann etwas sagte.

In derselben Zeit wurde das Schiff auch dem bloßen Auge deutlicher; es war ein starkes, rundes, nach holländischer Art gebautes Fahrzeug, mit hohem Bug und Hintertheil, und trug die holländischen Farben. Die Abendsonne vergoldete seine schwellenden Segel, wie es so über die langen schwankenden Wogen daherzog. Die Wache, die Notiz von seiner Annäherung gegeben hatte, erklärte, sie habe es zuerst zu Gesicht bekommen, als es in der Mitte der Bucht gewesen sei; es sei so plötzlich vor ihr gestanden, als wenn es aus dem Innern einer schwarzen

Gewitterwolke gekommen wäre. Die Umstehenden blickten auf Hans van Pelt, um zu sehen, was er zu diesem Bericht sagte. Hans van Pelt aber preßte seinen Mund enger zusammen und sagte nichts; Einige schüttelten ihre Köpfe, Andere zuckten die Achseln.

Das Schiff wurde jetzt mehre Male begrüßt, gab aber keine Rückantwort; es passirte die Veste und stand still auf dem Hudson. Man brachte eine Kanone herbei, um sie darauf zu richten, was nicht ohne einige Schwierigkeit geschah; Hans van Pelt lud und feuerte, da die Garnison in der Artillerie nicht erfahren war. Der Schuß schien gerade durch das Schiff zu gehen und auf der andern Seite auf dem Wasser hinzugleiten; aber man nahm keine Notiz davon. Sonderbar war es, daß sie alle Segel aufgezogen hatten und gerade gegen Wind und Fluth segelten, welche eben auf dem Fluß herrschten.

Hierauf ließ Hans van Pelt, der zugleich Hafenmeister war, sein Boot kommen und es aussetzen, um bei dem Schiff an Bord zu kommen; aber nachdem er drei bis vier Stunden gerudert hatte, kam er ohne Erfolg wieder zurück. Bisweilen kam er ihm auf ein- bis zweihundert Ellen nahe, wie ein Blitz aber war es wieder eine halbe Meile entfernt. Einige sagten, es wäre, weil der Steuermann kurzathmig und engbrüstig sei und deßhalb hier und da anhalten müsse, um Athem zu holen und in seine Hand zu spucken; wahrscheinlich aber war dieß eine bloße üble Nachrede. Er kam jedoch nahe genug, um das Schiffsvolk in Augenschein zu nehmen; sie waren Alle in holländischer Tracht, die Offiziere in Jacken und hohen Hüten mit Federn; Niemand von ihnen an Bord sprach ein Wort; sie standen bewegungslos gleich Statuen, und das Schiff schien, als wenn es seiner eigenen Bewegung überlassen wäre. So fuhren sie auf dem Flusse weiter und wurden in der Abendbeleuchtung immer kleiner und kleiner, bis sie dem Auge entschwanden wie eine kleine weiße Wolke, die am Sonnenhimmel verschwindet.

Die Erscheinung dieses Schiffs versetzte den Gouverneur in einen der stärksten Zweifel, von denen er je im Verlauf seiner ganzen Amtsführung heimgesucht worden war. Man fürchtete für die Sicherheit der jungen Ansiedlung, denn es konnte ein

verkapptes feindliches Schiff gewesen sein, ausgesendet um Besitz zu nehmen. Der Gouverneur berief seine Offiziere mehrmals zusammen, um sich durch ihre Muthmaßungen zu unterstützen. Er saß in seinem Staatssessel, verfertigt aus dem Holze des heiligen Forstes vom Haag, schmauchte aus seiner langen Jasminpfeife und lauschte auf Alles, was seine Rathgeber über einen Gegenstand vorzubringen hatten, von dem sie nichts wußten. Aber trotz aller Vermuthungen der weisesten und ältesten Köpfe blieb der Gouverneur fortwährend in Zweifel.

Es wurden Boten nach verschiedenen Orten am Fluß ausgeschickt, aber sie kehrten ohne irgend eine Nachricht zurück — das Schiff war nirgends vor Anker gegangen. Tag auf Tag und Woche auf Woche vergingen, es kam nicht wieder nach dem Hudson zurück. So angelegen aber den Berathenden eine nähere Kenntniß der Sache schien, so wenig fehlte es ihnen an Nachrichten. Selten kamen Kapitäne von Schaluppen an, ohne Nachrichten zu bringen, daß sie das seltsame Schiff an verschiedenen Punkten des Stromes, bisweilen nahe an den Palissaden, andere Male bei Croton Point, oder bei den Hochlanden gesehen hatten; aber nie erzählten sie, sie hätten es oberhalb der Hochlande gesehen. Zwar wich die Mannschaft der Schaluppen gewöhnlich in ihren Erzählungen über diese Erscheinungen von einander ab, aber das mochte von den ungewissen Lagen kommen, in denen sie es gesehen hatten. Bisweilen war es bei dem Schein eines Blitzes in der rabenschwarzen Nacht, wo es in seinem Lauf über die Tapan-Zee oder die weite Einöde von Hawerstraw Bay schimmerte. In einem Augenblicke schienen sie dicht dabei zu sein, als könnten sie es übersegeln, und es versetzte sie in große Noth und Alarm; bei der nächsten Welle sah man es aber schon weit weg immer gegen den Wind segeln. Bisweilen in hellen Mondnächten sah man es unter hohen Felsen der Hochlande, ganz in tiefem Schatten, ausgenommen die oberen Segel, die im Mondschein glänzten; nach einiger Zeit aber, als die Reisenden den Platz erreichten, war kein Schiff zu sehen; und wenn sie noch ein Stück weiter gesegelt waren und zurückschauten, siehe, da war es wieder mit seinen Hauptsegeln

im Mondscheine! Seine Erscheinung fand immer gerade nach, oder vor, oder mitten in schlechtem Wetter statt, und es war allgemein unter den Schiffern und Reisenden nur unter dem Namen des „Sturmschiffs" bekannt.

Diese Berichte beunruhigten den Gouverneur und seinen Rath mehr als je, und wir würden kein Ende finden, wollten wir alle die Vermuthungen und Meinungen wiederholen, die über den Gegenstand ausgesprochen wurden. Einige führten Fälle von Schiffen an, die an der Küste von Neuengland gesehen und von Hexen und Gespenstern gesteuert worden waren. Der alte Hans van Pelt, der mehr als einmal bei der holländischen Kolonie auf dem Kap der guten Hoffnung gewesen war, beharrte darauf, dieß sei der „fliegende Holländer" gewesen, der so lange die Tafelbai beunruhigt habe, aber da er nicht an Port habe kommen können, jetzt einen anderen Hafen gesucht habe. Andere meinten, wenn es wirklich eine übernatürliche Erscheinung sei, wie man allen Grund zu glauben habe, so dürfte es Hendrick Hudson und seine Mannschaft von dem „Halbmond" sein, welche, wie bekannt, vorlängst im oberen Theil des Flusses gescheitert seien, als sie die nordwestliche Durchfahrt nach China gesucht hätten. Diese Meinung hatte zwar für den Gouverneur wenig Gewicht, fand sonst aber großen Beifall. Es ist bereits erwähnt worden, daß Hendrick Hudson und seine Schiffsmannschaft das Catskill-Gebirge unsicher machten, und die Annahme schien deßhalb sehr begründet, daß sein Schiff den Fluß an der Stelle beunruhige, wo sein Unternehmen gescheitert war, oder daß es die Geistermannschaft zu ihren periodischen Schwärmereien im Gebirge führe.

Andere Ereignisse traten ein, die das Nachdenken des klugen Wouters und seines Rathes beschäftigten, und das Sturmschiff hörte auf, von der Schiffsmannschaft besprochen zu werden. Es blieb jedoch eine Sache des Volksglaubens und ein Gegenstand der Unterhaltung während der ganzen Zeit des holländischen Gouvernements, und besonders kurz vor der Einnahme von Neu-Amsterdam und der Unterwerfung der Provinz durch ein englisches Geschwader. Um diese Zeit wurde das Sturmschiff

in der Tapan-Zee, bei Weehawk, und sogar hinab bis Hoboken gesehen, und man hielt seine Erscheinung für eine schlimme Vorbedeutung der herannahenden Stürme in den öffentlichen Angelegenheiten und des Unterganges der holländischen Herrschaft.

Seit dieser Zeit haben wir keine authentischen Nachrichten von ihm, obgleich man sich immer erzählt, es belästige die Hochlande und kreuze bei Point-no-point. Leute, die längs des Flusses leben, beharren dabei, daß sie es bisweilen im Sommer bei Mondschein sahen, und daß sie bei tiefer, stiller Mitternacht den Gesang des Schiffsvolkes hörten; aber Ansichten und Töne sind längs gebirgiger Küsten und in der Gegend weiter Buchten und langer Landesstriche an diesem Flusse so täuschend, daß wir bekennen müssen, über diesen Punkt noch große Zweifel zu hegen.

Nichtsdestoweniger ist es gewiß, daß bei Stürmen in den Hochlanden seltsame Dinge gesehen worden sind, die man mit der alten Geschichte von dem Schiff in Zusammenhang zu bringen sucht. Die Schiffskapitäne des Flusses sprechen von einem kleinen, wie eine Zwiebel geschichteten holländischen Gespenst, in Pluderhosen, mit zuckerhutförmigem Hut und ein Sprachrohr in der Hand, von dem sie sagen, daß es sich an dem Dunderberg aufhalte. Sie erzählen, daß sie es bei stürmischem Wetter mitten im Sturm gehört hätten, wie es Befehle in holländischer Sprache ertheilt habe, während ein frischer Windstoß gekreischt oder der Donner gerasselt habe. Ferner, daß es bisweilen, umgeben von einem Haufen kleiner Teufelchen in weiten Hosen und kurzem Kamisol, die sich kopfüber in den Wolken und im Nebel wälzten und tausend Luftsprünge machten, oder gleich einem Schwarme Fliegen um Anthony's Nase schwärmten, gesehen worden sei; und daß zu solcher Zeit das Wüthen des Sturmes immer am ärgsten gewesen sei. Einmal wurde eine Schaluppe, als sie bei dem Dunderberg vorbeilief, von einem Gewitter überfallen, das um das Gebirg herumzog und gerade über das Fahrzeug herein zu brechen schien. Obgleich tüchtig und gut mit Ballast versehen, hatte sie doch furchtbar zu arbeiten, und das Wasser reichte bis über die Kanonen. Der ganze

Hause war in Bestürzung, da entdeckte man, daß sich ein kleiner weißer, zuckerhutförmiger Hut an dem Mastbaum befand, der einst der Hut des Herrn von Dunderberg gewesen war. Niemand jedoch wagte es, den Mastbaum zu erklimmen und den schrecklichen Hut wegzunehmen. Die Schaluppe fuhr fort zu arbeiten und zu schwanken, als wollte sie ihren Mast über Bord wälzen, und schien in beständiger Gefahr, entweder umzustürzen oder gegen die Küste zu rennen. Auf diese Weise segelten sie durch die Hochlande hindurch, bis sie die Polopols-Insel passirt hatten, wo, wie man sagt, die Gerichtsbarkeit des Herrschers vom Dunderberg aufhört. Kaum hatten sie diese Gränze erreicht, als der kleine Hut in die Luft flatterte wie ein Kreisel, die Wolken alle in einem Wirbel zusammentrieb und sie zurück nach der Spitze des Dunderbergs warf, während die Schaluppe selbst sich in die rechte Stellung brachte und nun so ruhig dahinsegelte wie in einem Mühlgraben. Nur allein der glückliche Umstand rettete sie von gänzlichem Schiffbruch, daß sie ein Hufeisen an den Mast genagelt hatten, eine weise Vorsicht gegen böse Geister, die seitdem von allen holländischen Kapitänen angenommen worden ist, welche diesen verrufenen Fluß beschiffen.

Noch eine andere Geschichte von diesem Wettergeist wird von dem Schiffer Daniel Dusleticker von Fishhill erzählt, von dem man noch keine Lüge gehört hat. Er berichtete, daß er ihn bei einem heftigen Windstoß mit ausgespreizten Beinen auf seinem Bugspriet sitzen und die Fregatte aufs Land zu, direkt nach Anthony's Nase hin, steuern gesehen, und daß ihn der Geistliche van Giesen von Esopus, der glücklicher Weise an Bord war, bannte, indem er die Hymne des St. Nicolas sang, worauf sich der Geist wie ein Ball in die Luft schwang und in einem Wirbelwind verschwand, zugleich aber die Nachtmütze von der Frau des Geistlichen mitnahm, die man am nächsten Sonntag Morgen an dem Wetterhahn des Esopus-Kirchthurms, wenigstens vierzig Meilen davon entfernt, hängen sah. Mehr Ereignisse dieser Art kamen vor, und die Schiffer des Flusses wagten es lange Zeit nicht, vor dem Dunderberg vorbei zu passiren, ohne als Zeichen der Huldigung gegen den Herrn des Gebirgs ihre Segel

herab zu lassen, und man bemerkte, daß alle die, welche diesen Tribut der Ehrfurcht brachten, unbeläſtigt ziehen durften.

„Dieß sind", sagte Anton van der Heyden, „einige von den Geschichten, die Selyne, der Dichter, in Bezug auf das Sturmschiff niedergeschrieben hat. Nach seiner Versicherung hat es eine Menge von boshaften Teufelchen aus einem alten, von Geistern besessenen europäischen Lande nach der Provinz gebracht. Ich könnte Euch noch eine Menge mittheilen, wenn es nöthig wäre; denn alle die Vorfälle, die so oft den Schiffen des Flusses begegnen, sollen Streiche sein, welche die Teufelchen des Dunderbergs spielen. Doch ich sehe, daß Ihr nickt, und so laßt uns zur Ruhe gehen."

Der Mond hatte eben seine Silberhörner über den runden Rücken von Alt-Bull-Hill erhoben und erleuchtete die grauen Felsen und dichten Wälder und glänzte auf den Wellen des Flusses. Der Thau fiel, und die dunkeln Gebirge begannen eine milde und graue luftige Färbung in dem feuchten Lichte anzunehmen. Die Jäger schürten das Feuer an und legten frisches Holz auf, um die Feuchtigkeit der Nachtluft zu mäßigen. Sie richteten darauf ein Bett von Zweigen und trockenen Blättern unter einem Felsenrand für Dolph her; während Anton van der Heyden sich in eine große Decke von Häuten wickelte und sich an das Feuer streckte. Es verging indeß einige Zeit, ehe Dolph seine Augen schließen konnte. Er lag da und betrachtete sich die Scene vor ihm: wilde Wälder und Felsen ringsum; das Feuer, das helle Strahlen auf die Gesichter der schlafenden Wilden verbreitete, und dazu Herr Anton, der ihn so seltsam, wenn auch unbestimmt, an den nächtlichen Besuch im verzauberten Hause erinnerte. Hier und da hörte er das Geschrei einiger Thiere aus dem Forst, oder das Geschrei der Eule; oder die Töne der Nachtschwalbe, welche in jener einsamen Gegend sehr häufig zu sein schienen; oder das Plätschern eines Störs, der sich aus dem Flusse erhob und wieder auf die ruhige Wasser-

fläche zurückfiel. Er verglich alles dieses mit seinem gewohnten Aufenthalt in der Dachstube des Doktors, wo in der Nacht keine anderen Töne zu hören waren, als der Klang der Kirchenglocke, welche die Stunden anzeigte, die schwerfällige Stimme des Wächters, der ausrief, daß Alles in Ordnung sei, das tiefe Schnarchen des Doktors aus dem unteren Stocke, oder die vorsichtige Arbeit einiger Ratten, die an dem Tafelwerk nagten. Seine Gedanken wanderten dann zu seiner armen alten Mutter. Was mochte sie von seinem geheimnißvollen Verschwinden denken — welche Angst und welchen Kummer mochte sie erdulden? Diese Gedanken drangen sich ihm unaufhörlich auf und verdarben ihm jede Freude der Gegenwart. Er empfand Schmerz und Gewissensbisse, und mit Thränen in den Augen schlief er ein. —

Wäre dieß ein bloßes Bild der Einbildungskraft, so würde hier eine schickliche Veranlassung sein, seltsame Ereignisse in diesen wilden Gebirgen und unter diesen umherschweifenden Jägern einzuweben, und nachdem wir unseren Helden in mancherlei Gefahren und Schwierigkeiten verwickelt hätten, würden wir ihn aus allem durch einige wunderbare Erfindungen retten können. Aber alles dieß ist ja eine wahre Geschichte, und wir müssen uns daher auf einfache Thatsachen beschränken und nicht gegen die Wahrscheinlichkeit verstoßen.

Am folgenden Tage früh bei rechter Zeit, nach einem tüchtigen Frühstück, brach das Lager auf, und unsere Abenteurer schifften sich in der Pinasse des Anton van der Heyden ein. Da kein Wind wehte, ruderten die Indianer langsam weiter und schlugen dabei zu einem von den weißen Männern gesungenen Liede den Takt. Der Tag war heiter, der Fluß ohne Wellen, und wie das Fahrzeug das helle Wasser durchschnitt, ließ es eine lange, wogende Spur hinter sich. Die Krähen, die das Mahl der Jäger witterten, sammelten sich und schwebten schon in der Luft, gerade da, wo eine dünne, blaue Rauchsäule, die unter den Bäumen aufstieg, den Ort anzeigte, wo die Jäger ihre letzte Nachtherberge gehalten hatten. Als sie an der Basis der Gebirge hinfuhren, zeigte Herr Anton Dolph einen mäch-

tigen Adler, den Beherrscher dieser Gegenden, der auf einem trockenen, über den Fluß herüber hängenden Baum saß und mit aufwärts gerichteten Augen den Glanz der Sonne einzuziehen schien. Ihre Annäherung störte das Nachdenken des Monarchen. Er breitete erst einen Flügel, dann den andern aus, balancirte einen Augenblick und verließ dann seinen Ast in würdiger Ruhe, indem er langsam über ihre Köpfe wegflog. Dolph ergriff schnell ein Gewehr und schickte ihm eine Kugel nach, die ihm einige Federn aus dem Flügel wegnahm; der Knall von dem Gewehr verbreitete sich von Fels zu Fels und erweckte tausend Echos; aber der Beherrscher der Lüfte segelte ruhig weiter, stieg immer höher und höher, sich im Steigen im Kreise drehend, und flog dem grünen Schooße des waldigen Gebirges zu, bis er über einem hervorstehenden Abgrund verschwand. Dolph empfand gewissermaßen einen Vorwurf in dieser stolzen Ruhe und tadelte sich fast selbst, daß er diesen majestätischen Vogel so muthwillig beleidigt habe. Herr Anton sagte ihm lachend, er möge daran denken, daß er noch nicht aus dem Gebiete des Herrn von Dunderberg sei; und ein alter Indianer schüttelte den Kopf und meinte, einen Adler tödten bringe wenig Glück; der Jäger sollte im Gegentheil ihm immer einen Theil seiner Beute überlassen.

Nichts kam indessen vor, was sie auf ihrer Reise belästigt hätte. Sie kamen wohlbehalten durch herrliche und einsame Scenen, bis sie dahin gelangten, wo die Pollopols-Insel wie eine schwimmende Laube am Ende der Hochlande lag. Hier warteten sie, bis die Hitze des Tages abnehmen oder ein frischer Wind sich erheben und die Anstrengung des Ruderns unnöthig machen würde. Einige bereiteten das Mittagsmahl, während Andere im Schatten der Bäume sich dem Nichtsthun in der Sommerhitze überließen und träge auf die Schönheit der Gegend umherschauten. Auf der einen Seite waren die hohen, felsigen Hochlande bis zur Spitze mit Wald bewachsen, die ihre Schatten auf das klare, zu ihren Füßen strömende Wasser warfen. Auf der anderen Seite dehnte sich der Fluß gleich einem breiten See weit aus, mit langem, glänzendem Spiegel und grünen Vor-

gebirgen, und die fernen Schawungunk-Berge zeigten sich am klaren Horizont oder erschienen durch wolliges Gewölke.

Aber wir unterlassen es, bei den Einzelnheiten ihrer Fahrt auf dem Flusse länger zu verweilen. Dieses herumschweifende amphibienartige Leben, die Silberfläche des Wassers durchsegelnd, an wildem Waldrand landend, an schattigen Vorgebirgen schmausend, mit der Baumdecke über dem Haupt, während der Fluß mit hellem Schaum den Fuß bespülte; die fernen Gebirge und Felsen mit Bäumen, Wolken und tief blauem Himmel, Alles zusammen in sommerlicher Schönheit vor sich; Alles dieses würde ermüdend sein, wollten wir es weiter ausspinnen.

Wenn sie sich am Stromesufer gelagert hatten, pflegten einige von der Gesellschaft in die Wälder zu gehen und zu jagen, andere zu fischen; bisweilen vergnügten sie sich auch mit Schießen nach einem Ziele, mit Springen, Rennen und Ringen. Dolph gelangte dabei zu großer Gunst in den Augen Antons van der Heiden durch seine Geschicklichkeit und Gewandtheit in allen diesen Leibesübungen, die der Herr als die vorzüglichsten aller männlichen Vollkommenheiten betrachtete.

So fuhren sie nun munter den Fluß dahin, indem sie nur die schönen Stunden zur Reise wählten, bisweilen in der kühlen Morgendämmerung, bisweilen in dem stillen Abendzwielicht, und bisweilen, wenn der Mondschein sich über die sich kräuselnden Wellen verbreitete, die an der Seite ihres kleinen Fahrzeuges flüsterten. Nie hatte sich Dolph so vollkommen in seinem Elemente gefühlt, nie war ihm etwas so vollkommen nach seinem Geschmack vorgekommen, als dieses wilde unstäte Leben. Er war der rechte Mann, um Anton van der Heyden in seinen umherstreifenden Launen beizustehen, und gewann immer mehr seine Zuneigung. Das Herz des alten Buschkleppers neigte sich dem jungen Manne zu, der solchergestalt selbst ihm immer ähnlicher wurde; und als sie sich dem Ende ihrer Reise näherten, konnte er nicht unterlassen, ein wenig nach seiner Geschichte zu forschen. Dolph erzählte ihm offen seinen Lebenslauf, seine schweren medicinischen Studien, seine schwachen Fortschritte und seine zweifelhaften Aussichten. Der Herr war betroffen, als

er fand, daß solche schönen Talente und Fähigkeiten unter eine Doktorsperücke gezwängt und begraben werden sollten. Er hegte eine souveräne Verachtung gegen die heilende Kunst und hatte nie einen anderen Arzt gebraucht als den Fleischer. Er trug auch einen tödtlichen Haß gegen alle Arten von Studien, seit er über ein unverständliches Buch ausgepeitscht worden war, als er noch ein Kind war. Und nun zu denken, daß ein junger Bursche wie Dolph, von so bewundernswürdigen Fähigkeiten, der schießen, fischen, rennen, springen, reiten und ringen konnte, sollte gezwungen werden, Pillen zu drehen und Juleps zu bereiten, blos für sein Dasein — das war schändlich! Er rieth Dolph, nicht zu verzweifeln und „die Arzneikunst vor die Hunde zu werfen"; denn einem jungen Burschen von seinen ausgezeichneten Talenten könne es nimmer fehlen, sein Glück zu machen. „Da es mir scheint, Ihr habt keine Bekanntschaft in Albany", sagte Herr Anton, „so geht mit mir nach Hause und bleibt unter meinem Dache, bis ihr Euch weiter umsehen könnt; während der Zeit wollen wir uns gelegentlich im Schießen und Fischen üben, denn es wäre schade, wenn solche Talente brach liegen sollten."

Dolph, dem ein Wechsel gar nicht unangenehm war, ließ sich leicht bewegen. In der That, wenn er die Dinge recht überlegte, was er denn auch sehr weislich und vorsichtig that, konnte er nicht anders denken, als daß Anton van der Heyden „auf irgend eine oder die andere Weise" mit der Geschichte des verzauberten Hauses in Verbindung stehe; daß die Unfälle in den Hochlanden, die sie so sonderbar vereinigt hatten, „auf irgend eine oder die andere Weise" etwas Gutes bewirken sollten; kurz, es giebt nichts so Angemessenes, als dieses „auf irgend eine oder die andere Weise", um sich den Umständen anzubequemen; es ist die Hauptstütze eines kopflosen Acteurs und langsamen Denkers, wie Dolph Heyliger, und Derjenige, welcher auf diesem unbestimmten sanften Wege früheres Uebel zu vorausgenommenem Guten lenken kann, besitzt ein geheimes Glück, das fast so viel werth ist als der Stein der Weisen.

Bei ihrer Ankunft zu Albany schien die Erscheinung von

Dolphs Begleiter allgemeines Vergnügen hervorzurufen. Viele Grüße am Bord des Flusses und in den Straßen empfingen die Ankommenden; die Hunde sprangen an ihm herauf; die Knaben schrieen im Vorbeigehen; jedermann schien Anton van der Heyden zu kennen. Dolph folgte stillschweigend und bewunderte die Zierlichkeit dieses schönen Fleckens; denn Albany prangte damals noch in seiner ganzen Glorie; es war fast ausschließlich von den Abkömmlingen der ursprünglichen holländischen Ansiedler bewohnt und bis jetzt noch nicht von dem unruhigen Volk von Neuengland entdeckt und kolonisirt. Alles war ruhig und in Ordnung; Alles wurde friedlich und gemächlich geleitet; man bemerkte keine Eile, kein Geräusch, keine Anstrengung und kein Drängen um des Lebensunterhaltes willen. Das Gras wuchs auf den ungepflasterten Straßen und erfreute das Auge durch sein erfrischendes Grün. Hohe Sycomoren oder hängende Weiden beschatteten die Häuser, und an ihren zarten Zweigen schwangen sich Raupen in langen Silberfäden; oder Motten flatterten umher vor Freude über ihre schöne Verwandlung. Die Häuser waren in alt-holländischer Weise mit der Giebelseite gegen die Straße gebaut. Die sparsame Hausfrau saß auf einer Bank vor ihrer Thüre, in einer knapp anliegenden Haube, hell geblümtem Kleide und weißer Schürze, emsig mit Stricken beschäftigt. Der Mann rauchte seine Pfeife auf der entgegengesetzten Bank, und ein kleines Negermädchen, der Liebling, saß auf der Treppe, ihrer Herrin zu Füßen, und war geschäftig mit ihrer Nadel. Die Schwalben scherzten um das Dach oder strichen über die Straßen hin und brachten reiche Beute für ihre schreienden Jungen mit; und der Hausfreund, der kleine Zaunkönig, flog in einem Liliputhäuschen ein und aus oder in einem alten Hute, der an die Wand genagelt war. Die Kühe kehrten nach Hause zurück, blökten durch die Straßen und ließen sich an den Thüren ihrer Eigenthümer melken, und wenn einige unter ihnen vielleicht zurückblieben, so waren Negerbuben mit einem langen Stachel bei der Hand, um sie bedachtsam heimzutreiben.

Als Dolphs Begleiter vorwärts schritt, nickten ihm die

Bürger freudig zu, und die Frauen begrüßten ihn mit freundlichen Worten; alle nannten ihn vertraulich bei seinem Vornamen Anton; denn es war der Gebrauch unter diesen kräftigen Patriarchen, die alle zusammen aufgewachsen waren, sich einander mit dem Taufnamen zu nennen. Der Herr unterließ nicht, seine gewöhnlichen Scherze mit ihnen zu treiben, denn er war ungeduldig, sein Haus zu erreichen. Endlich kamen sie dahin. Es war ziemlich groß, im holländischen Stil, mit großen eisernen Figuren auf den Giebeln, woraus man auf seine Erbauung schließen konnte, und bewies, daß es in den frühesten Zeiten der Ansiedlung erbaut worden war.

Die Nachricht von Herrn Antons Ankunft war ihm schon vorausgegangen, und der ganze Haushalt stand auf der Warte. Ein Haufe kleiner und großer Neger hatte sich in der Fronte des Hauses versammelt, um ihn zu empfangen. Die alten Weißköpfe, die in seinem Dienste grau geworden waren, weinten vor Freude und machten manche ungeschickte Verbeugungen und Grimassen; die kleinen dagegen hüpften ihm auf die Kniee. Aber das glücklichste Wesen im Hause war ein kleines wohlgenährtes, blühendes Mädchen, sein einziges Kind und der Liebling seines Herzens. Sie kam im vollen Springen aus dem Hause; aber der Anblick eines fremden jungen Mannes mit ihrem Vater rief für einen Augenblick alle Schamhaftigkeit, wie sie den Mädchen angeboren ist, hervor. Dolph sah sie mit Bewunderung und Vergnügen an; niemals meinte er eine so anständige weibliche Gestalt gesehen zu haben. Sie war in gutem alten holländischen Geschmack gekleidet, mit langer Schnürbrust und vollem kurzen Kleide, das so gut stand, daß es die ganze weibliche Form in schönstem Lichte zeigte. Ihr Haar, unter eine kleine runde Mütze gewunden, ließ die Schönheit ihrer Stirne bewundern; sie hatte schöne, blaue, lächelnde Augen und einen schlanken; sanft gewölbten Leib — mit Einem Worte, sie war eine kleine holländische Gottheit. Dolph, der nie bei einer Sache auf halbem Wege stehen blieb, verliebte sich sterblich in sie.

Dolph wurde in dem Hause mit freundlichem Willkommen

aufgenommen. Das Innere gab eine Anschauung von Herrn Antons Geschmack und Gewohnheiten, sowie von dem Reichthum seiner Vorfahren. Die Zimmer waren mit guten alten Mahagonymöbeln verziert, die Schenktische und Schränke glänzten von erhaben gearbeitetem Silber und gemaltem Porzellan. Ueber dem Kamin des Visitenzimmers befanden sich, wie gewöhnlich, die Wappenschilde der Familie gemalt und eingerahmt; darüber eine lange Vogelflinte mit einer indianischen Tasche und ein Pulverhorn. Das Zimmer war mit vielen indianischen Gegenständen verziert: Friedenspfeifen, Tomahawks, Skalpirmessern, Jagdtaschen und Wampumgürteln; auch lagen verschiedene Arten von Fischgeräthe und zwei oder drei Instrumente zum Vogelfang in den Winkeln. Die Hausangelegenheiten schienen einigermaßen nach dem Willen des Herrn geleitet zu werden, dem hier und da einige kleine ruhige Eingriffe der Tochter nachhalfen. Das Ganze trug den Stempel eines hohen Grades patriarchalischer Einfachheit und gutmüthiger Nachsicht. Die Schwarzen kamen ungerufen in das Zimmer, blos um nach ihrem Herrn zu sehen und seine Abenteuer zu vernehmen; sie standen lauschend an der Thüre, bis er eine Geschichte beendigt hatte, und gingen dann grinsend weg, um sie in der Küche zu erzählen. Ein paar schöne Negerkinder spielten auf dem Fußboden mit den Hunden und theilten ihr Butterbrod mit ihnen. Alles Hausgesinde sah vergnügt und glücklich aus, und wenn der Tisch zum Abendessen gedeckt wurde, gab die Mannigfaltigkeit und der Ueberfluß der guten häuslichen Speisen von der Freigebigkeit des Herrn und der ausgezeichneten Wirthschaftlichkeit der Tochter Zeugniß. Am Abend kamen verschiedene der ausgezeichnetsten Männer des Ortes, die van Rensellaers, die Gonsovoorts, die Rosebooms, und andere von Anton van der Heydens intimen Freunden, um von seinem Unternehmen erzählen zu hören, denn er war der Sindbad von Albany, und seine Thaten und Abenteuer gehörten zu den Lieblingsgegenständen der Unterhaltung unter den Einwohnern. Während diese zusammen an der Thüre des Vorsaals saßen und sich im Zwielicht lange Geschichten erzählten, saß Dolph

traulich auf einer Bank am Fenster und unterhielt sich mit der Tochter. Er war schon auf einen vertrauten Ton mit ihr gekommen, denn zu falscher Zurückhaltung und eitlen Ceremonien war das keine Zeit; übrigens liegt etwas außerordentlich Günstiges für einen Liebhaber in dem angenehmen Dunkel einer Sommernacht; sie giebt der furchtsamsten Zunge Muth und verhüllt die Schamröthe des Blöden. Die Sterne am Himmel blickten herrlich, und hier und da goß ein Leuchtkäfer sein vorübergehendes Licht vor dem Fenster aus, oder flog in das Zimmer und erhob sich glühend zur Decke.

Was Dolph Alles an diesem langen Sommerabend in ihr Ohr flüsterte, ist schwer zu sagen; seine Worte waren so leise und unbestimmt, daß sie nie das Ohr des Geschichtschreibers erreichten. Wahrscheinlich ist es indessen, daß sie nicht zwecklos waren, denn er besaß ein natürliches Talent, den Frauen zu gefallen, und war nie lange in Gesellschaft mit einer ihres Geschlechts, ohne ihr besonders die Cour zu machen.

Währenddem zog der Besuch nach und nach ab. Anton van der Heyden, der sich ganz müde gesprochen hatte, saß nickend allein in seinem Stuhl bei der Thüre, als er plötzlich durch einen herzlichen Kuß ermuntert wurde, mit welchem Dolph unvorsichtiger Weise eine seiner Perioden abgeschlossen hatte, und der durch das stille Zimmer wie ein Pistolenschuß schallte. Der Herr stand auf, rieb sich die Augen, rief nach Licht und bemerkte, daß es hohe Zeit sei, zu Bette zu gehen, obgleich er beim Scheiden Dolph herzlich die Hand drückte, ihm freundlich ins Gesicht sah und mit Vorsatz den Kopf schüttelte, denn der Herr erinnerte sich wohl, was er selbst in seinen jüngeren Jahren gewesen war.

Das Zimmer, in welches Dolph einlogirt wurde, war geräumig und mit Eichenholz eingelegt. Es war mit Kleiderschränken und gut wachsirten Kommoden, die von messingenem Zierrath glänzten, ausmöblirt. Diese enthielten große Vorräthe von Leinwand, denn die holländischen Hausfrauen setzten einen lobenswerthen Stolz hinein, die Schätze ihres Haushaltes den Fremden zu zeigen.

Dolphs Seele war indeß zu voll, um besondere Notiz von den Gegenständen um ihn zu nehmen; doch konnte er nicht umhin, die freie und offene Heiterkeit dieser häuslichen Einrichtung mit der hungrigen, schmutzigen, freudelosen Haushaltung des Doktor Knipperhausen immer wieder zu vergleichen. Etwas jedoch verdarb seine Freude, der Gedanke nämlich, daß er sich von seinem guten Wirthe und seiner schönen Wirthin verabschieden und sich den Ungewittern der großen Welt aussetzen müsse. Hier herum zu lungern, würde Thorheit gewesen sein; er würde nur immer tiefer in das Netz der Liebe verwickelt worden sein, und als ein armer Teufel, der er war, um die Tochter des großen Herrn van der Heyden zu freien — daran nur zu denken, war Tollheit. Die Güte, welche ihm das Mädchen bewiesen hatte, trieb ihn, bei ruhiger Ueberlegung, seine Abreise zu beschleunigen; es würde eine schlechte Vergeltung für die Gastfreundschaft seines Wirthes gewesen sein, das Herz seiner Tochter in eine unüberlegte Verbindung zu verwickeln. Mit Einem Worte, Dolph ging es wie manchen anderen jungen Denkern von besonders gutem Herzen und leichtfertigem Kopf, die denken, nachdem sie gehandelt, und verschieden von dem handeln, was sie denken; sie fassen vortreffliche Beschlüsse über Nacht und vergessen, sie am nächsten Morgen zu halten.

„Wahrlich, der Beschluß, den ich wegen meiner Reise gefaßt habe, ist gut", sagte er, indem er sich in ein prächtiges Federbett fast vergrub und die frische weiße Bettdecke bis zum Kinn heraufzog. „Anstatt einen Beutel voll Geld zu finden, um nach Hause zu gelangen, bin ich hier an einen fremden Platz gekommen, kaum mit einem Kreuzer in der Tasche, und, was noch schlimmer ist, habe mich noch obendrein verliebt. Indessen", fügte er nach einer Pause hinzu, indem er sich in seinem Bette streckte und umdrehte, „ich bin ja wenigstens jetzt in einer guten Herberge, so will ich mich denn des Augenblicks freuen und den nächsten für sich selbst sorgen lassen; ich sage, Alles wird sich auf irgend eine Art, so oder so, zum Besten wenden."

Als er diese Worte sprach und die Hand ausstreckte, um das Licht auszulöschen, wurde er plötzlich von Staunen und

Schrecken erfaßt, denn er glaubte das Phantom des verzauberten Hauses von einem dunkeln Theil des Zimmers aus ihn anstarren zu sehen. Ein zweiter Blick flößte ihm wieder Muth ein, denn er bemerkte, daß das, was er für ein Gespenst gehalten hatte, nichts weiter war, als ein niederländisches Porträt, das in einem dunkeln Winkel gerade hinter einem Schrank hing. Es war jedoch das vollkommene Ebenbild seines nächtlichen Besuchs. Derselbe Mantel und das mit einem Gürtel versehene Wams, derselbe gekräuselte Bart und die starren Augen, derselbe breite herabgekrämpte Hut mit einer an der einen Seite herabhängenden Feder. Dolph erinnerte sich nun auch der Aehnlichkeit, welche er so oft zwischen seinem Wirth und dem alten Mann des verzauberten Hauses wahrgenommen hatte, und war völlig überzeugt, sie müßten in irgend einer Weise in Verbindung stehen, und es müsse ein besonderes Geschick seine Reise geleitet haben. Er lag da und blickte auf das Porträt fast mit ebenso großer Furcht, als er auf das geisterartige Original gesehen hatte, bis ihn die gellende Hausglocke mahnte, daß es schon spät an der Zeit sei. Er löschte das Licht aus, dachte aber noch lange über diese seltsamen Umstände und zusammentreffenden Vorgänge nach, bis er endlich in Schlaf verfiel. Seine Träume waren nur eine Fortsetzung seiner wachenden Gedanken. Es kam ihm vor, als blicke er noch immer auf das Bild, bis es allmählig sich belebte: die Gestalt stieg von der Wand herab und schritt aus dem Gemach, er folgte ihr und fand sich endlich an dem Brunnen, auf welchen der alte Mann hinwies, dann ihn anlächelte und verschwand.

Als er des Morgens erwachte, stand sein Wirth an der Seite seines Bettes, bot ihm einen herzlichen Guten Morgen und fragte ihn, wie er geschlafen habe. Dolph antwortete ihm in froher Stimmung, nahm aber die Gelegenheit wahr, ihn über das Porträt auszufragen, das an der Wand hing. „Ach", sagte Herr Anton, „das ist ein Porträt vom alten Kilian van der Spiegel, ehemaligem Bürgermeister von Amsterdam, der wegen einiger Volksunruhen Holland verließ und während der Regierung Peter Stuyvesants in die Provinz kam. Er war mein Ahn-

herr von mütterlicher Seite und ein alter filziger Knicker. Als die Engländer Neu-Amsterdam im Jahre 1664 in Besitz nahmen, zog er sich aufs Land zurück, wurde melancholisch, fürchtete, man werde ihm sein Vermögen nehmen und ihn an den Bettelstab bringen. Er verwandelte sein ganzes Eigenthum in baares Geld und bemühte sich sorgfältig, es zu verstecken. Ja, ein oder zwei Jahre lang hielt er sich selbst ängstlich im Verborgenen, indem er sich einbildete, die Engländer fahndeten nach ihm und wollten ihm sein Geld nehmen; endlich fand man ihn des Morgens todt im Bette, ohne daß Jemand hätte entdecken können, wo er den größeren Theil seines Geldes hin versteckt habe."

Als sein Wirth das Zimmer verlassen hatte, blieb Dolph einige Zeit in Gedanken verloren. Seine ganze Seele war mit Dem beschäftigt, was er soeben gehört hatte. Van der Spiegel war der Familienname seiner Mutter, und er erinnerte sich von ihr gehört zu haben, daß dieser nämliche Kilian van der Spiegel einer ihrer Vorfahren gewesen sei. Auch hatte er sie sagen hören, daß ihr Vater Kilians rechtmäßiger Erbe gewesen sei; indessen war der alte Mann gestorben, ohne etwas zu hinterlassen, was hätte geerbt werden können. Es hatte nun den Anschein, daß auch Herr Anton ein Abkömmling und vielleicht ein Erbe dieses armen reichen Mannes sei, und daß also die Heyligers und die van der Heydens entfernt verwandt seien. „Was", dachte er, „am Ende ist das die Auslegung meines Traumes, und die Reise nach Albany der Weg zu meinem Glücke, und vielleicht finde ich des alten Mannes verstecktes Vermögen auf dem Grund jenes Brunnens! Aber was für eine wunderliche weitschweifige Art, mir die Sache mitzutheilen! Warum konnte mir der alte Kobold die Sache mit dem Brunnen nicht gleich sagen, ohne mich den weiten Weg nach Albany machen zu lassen, blos um eine Geschichte zu hören, die mich den ganzen Weg wieder zurückschickt?"

Dergleichen Gedanken gingen während des Anziehens durch seinen Kopf. Er schritt hierauf die Treppe hinab, in voller Unruhe. Da strahlte ihm plötzlich das schöne Gesicht Marie van der Heydens in lieblichem Lächeln entgegen und schien ihm einen Schlüssel zu dem ganzen Geheimniß zu geben. „Am Ende",

dachte er, „hat der alte Geist doch Recht. Wenn ich seinen Schatz heben soll, so meint er damit, ich solle seine hübsche Verwandte heirathen; so werden beide Zweige der Familie wieder vereinigt, und das Vermögen fließt in seinen eigentlichen Kanal.“

Dieser Gedanke hatte sich nicht sobald seiner Seele bemeistert, als er auch zur Ueberzeugung wurde. Er war nun voll Ungeduld, nach Hause zu eilen und sich des Schatzes zu bemeistern, der, wie er nicht zweifelte, auf dem Grunde des Brunnens lag, und von dem er nur fürchtete, daß er jeden Augenblick von einem Anderen entdeckt werden könne. „Wer weiß“, dachte er, „ob nicht dieser alte Bursche, der Nachtwandler in dem verzauberten Hause, die Gewohnheit hat, Jedem, der es besucht, zu erscheinen, und einem schlimmeren Kunden, als ich bin, einen Wink giebt, der dann einen kürzeren Weg zum Brunnen findet, als den über Albany?“ Er wünschte tausendmal, der alte kindische Geist läge im rothen See, und sein altes Porträt neben ihm. Er befand sich in vollkommner Verzweiflung wegen seiner Abreise. Zwei bis drei Tage vergingen, bevor sich eine Gelegenheit darbot, um auf dem Flusse zurück zu reisen. Sie waren für Dolph Jahrhunderte, ohngeachtet er sich an dem Lächeln der reizenden Marie sonnte und täglich sich mehr verliebte.

Endlich traf dieselbe Fregatte, von der er über Bord geworfen worden war, Anstalt unter Segel zu gehen. Dolph suchte seine plötzliche Abreise, so gut er konnte, bei seinem Wirth zu entschuldigen. Anton van der Heyden aber war sehr in Erstaunen versetzt. Er hatte ein halb Dutzend Streifzüge in die Wildniß beschlossen, und seine Indianer bereiteten bereits eine große Expedition nach einem der Seen vor. Er nahm Dolph bei Seite und erschöpfte seine ganze Beredsamkeit, ihn von allen Gedanken an Geschäfte abzubringen und ihn zu bewegen, bei ihm zu bleiben, aber umsonst; und er gab endlich den Versuch auf, indem er äußerte, es wäre doch jammerschade, daß ein so feiner junger Mann sich selbst wegwerfe. Indessen drückte ihm Herr Anton bei der Abreise herzlich die Hand, schenkte ihm eine seiner Lieblings-Vogelflinten und lud ihn ein, sein Haus nicht zu vergessen, wenn er einmal wieder nach Albany käme. Die

liebliche kleine Marie sagte nichts, als er ihr aber den Abschiedskuß gab, wurden ihre Grübchenwangen bleich, und eine Thräne trat in ihr Auge.

Dolph sprang schnell an Bord des Fahrzeuges. Sie zogen die Segel auf; der Wind war günstig; bald verloren sie Albany, seine grünen Hügel und angebauten Inseln aus dem Gesicht. Munter steuerten sie die Catskill-Gebirge vorbei, deren helle Gipfel glänzend und wolkenlos dastanden. Sie kamen glücklich durch die Hochlande, ohne durch den Geist des Dunderbergs und seine Mannschaft belästigt zu werden; sie eilten quer an der Hawerstraw Bay und bei Croton Point, durch die Tapan-Zee und unter den Palissaden vorüber, bis sie am dritten Tage das Vorgebirge von Hoboken zu Gesicht bekamen, das gleich einer Wolke in der Luft hing, und bald darauf die Dächer der Manhattoes aus dem Wasser hervorragten.

Dolphs erste Sorge war, nach dem Hause seiner Mutter zu eilen, denn ihn quälte stets der Gedanke, welche Unruhe sie seinetwegen ausstehen werde. Er war in Verlegenheit, als er während seines Ganges dachte, wie er seine Abwesenheit bemänteln solle, ohne die Geheimnisse des verzauberten Hauses zu verrathen. Mitten in diesen Gedanken betrat er die Straße, in welcher das Haus seiner Mutter lag, als er, wie vom Blitz getroffen, es nur als einen Schutthaufen wiederfand.

Offenbar hatte eine große Feuersbrunst stattgefunden, die mehre große Häuser zerstört und die kleine Wohnung der armen Frau Heyliger mit in Asche gelegt hatte. Die Wände waren nicht so ganz vernichtet, daß Dolph nicht noch einige Spuren des Schauplatzes seiner Kindheit hätte unterscheiden können. Das Kamin, an dem er so oft gespielt hatte, war noch vorhanden, geziert mit holländischen Ziegeln, welche Stellen aus der biblischen Geschichte darstellten, auf die er oft mit Bewunderung geblickt hatte. Unter dem Schutt lagen die Ueberreste von dem Armstuhl der guten Frau, von dem sie ihm so manche gute Lehre ertheilt hatte; und dicht dabei lag die Familienbibel mit messingnen Haken, aber ach! fast zu Asche verwandelt.

Einen Augenblick war Dolph über diesen traurigen Anblick

ganz außer sich, denn er fürchtete, daß seine Mutter mit verbrannt sei. Er wurde jedoch durch einen der Nachbarn von dieser Furcht befreit, der zufällig des Weges kam und ihn benachrichtigte, daß seine Mutter noch am Leben sei.

Die gute Frau hatte bei diesem unvorhergesehenen Unglück Alles verloren, denn das Volk war so begierig, die schönen Möbeln ihrer reichen Nachbarn zu retten, daß die wenigen gemietheten Gegenstände und Alles, was der armen Dame Heyliger gehörte, unaufhaltsam in Rauch aufging; ja, wäre nicht der emsige Beistand ihres alten Freundes Peter de Groodt gewesen, die würdige Dame und ihre Katze würden gleiches Schicksal gehabt haben wie ihre Wohnung.

Unter diesen Umständen war Furcht und Betrübniß über sie gekommen und sie lag krank an Leib und Seele. Das Publikum bewies ihr indessen sein gewohntes Wohlwollen. Nachdem man ihren reichen Nachbarn die Möbel so weit als möglich aus den Flammen gerettet, sie besucht und ihnen pflichtschuldig und feierlich wegen des Verlustes ihres Eigenthums kondolirt und die vornehmen Damen besonders wegen der Erschütterung ihrer Nerven bedauert hatte, fing man endlich auch an, sich der armen Dame Heyliger zu erinnern. Sie wurde fortan wieder Gegenstand einer allgemeinen Theilnahme. Jedermann schenkte ihr mehr Mitleiden als je zuvor, und wenn das Mitleiden in baares Geld hätte ausgeprägt werden können — gerechter Gott! wie reich würde sie geworden sein!

Es wurde indessen ernstlich beschlossen, ohne Aufschub etwas für sie zu thun. Der Geistliche that daher am Sonntag eine Fürbitte für sie, in welche die ganze Versammlung von Herzen einstimmte. Auch Cobus Groesbeek, der Rathsherr, und Mynheer Milledollar, der große holländische Kaufmann, erhoben sich in ihrem Kirchenstuhl und sparten bei dieser Gelegenheit keine Worte. Man glaubte, daß die Gebete solcher großen Männer von gehörigem Gewicht sein müßten. Doktor Knipperhausen besuchte sie übrigens regelmäßig und ertheilte ihr seinen unentgeltlichen Rath in Fülle; er wurde allgemein wegen seiner Gutmüthigkeit belobt. Was ihren alten Freund Peter de Groodt

betrifft, so war er ein armer Mann, dessen Mitleiden, Gebete und Rath nur von geringem Nutzen sein konnten; so gab er ihr denn Alles, was in seinem Vermögen stand — er gab ihr ein Obdach.

Dolph wendete dann seine Schritte zu der kleinen Wohnung Peter de Groodts. Unterwegs rief er sich alle die Zärtlichkeit und Güte seiner lieben Mutter, ihre Nachsicht gegen seine Verirrungen und ihre Blindheit gegen seine Fehler ins Gedächtniß zurück und dachte dann über sein eigenes müßiges, wildes Leben nach. „Ich bin ein elender Bengel gewesen", sagte Dolph, sorgenvoll seinen Kopf schüttelnd. „Ja, ich bin ein vollkommener Taugenichts gewesen, das muß wahr sein! — Aber", setzte er heiter hinzu und schlug seine Hände zusammen, „laß sie nur leben — laß sie nur leben — und ich will mich gewiß als ein guter Sohn zeigen!"

Als Dolph sich dem Hause näherte, kam gerade Peter de Groodt heraus. Der alte Mann fuhr erschrocken zurück, denn er war ungewiß, ob nicht ein Geist vor ihm stehe. Es war jedoch heller Tag, so daß Peter bald wieder Muth bekam und sich überzeugte, daß kein Geist sich bei so vollem Sonnenscheine zeigen könne. Dolph erfuhr jetzt von dem würdigen Küster, welche Bestürzung und welchen Aufruhr sein geheimnißvolles Verschwinden veranlaßt habe. Man hatte allgemein geglaubt, er sei von den Gespenstern, die das verzauberte Haus heimsuchten, weggeführt worden; und der alte Abraham Vandozer, der an den großen Pappelbäumen in der Nähe der drei Meilensteine wohnte, versicherte, er habe ein schreckliches Geräusch in der Luft gehört, als er spät in der Nacht nach Hause gegangen sei, und es habe gerade so gelautet, als wenn eine Heerde wilder Gänse ihm über den Kopf gegen Norden fliege. Das verzauberte Haus wurde nun in Folge davon mit zehnmal mehr Furcht als je betrachtet; nicht um die ganze Welt würde es Jemand gewagt haben, eine Nacht darin zuzubringen, und der Doktor hatte seine Besuche selbst am Tage dahin gänzlich eingestellt.

Es erforderte einige Vorbereitungen, ehe Dolphs Rückkehr seiner Mutter mitgetheilt werden konnte; die arme Seele hatte

ihn schon verloren gegeben; und ihr Geist war schmerzlich niedergedrückt durch eine Menge von Trösten, die sie täglich mit Geistergeschichten und Menschen, die der Teufel geholt habe, unterhielten. Er fand sie im Bette mit den anderen Gliedern der Familie Heyliger, der guten Katze, die an ihrer Seite schnurrte oder kläglich miaute und des Schnurrbartes, des Glanzes ihrer Physiognomie, ganz beraubt war. Die arme Frau schlang ihre Arme um Dolphs Nacken: „Mein Sohn! mein Sohn! lebst du denn noch?" Eine Zeitlang schien sie in ihrer Freude über seine Rückkehr allen ihren Verlust und allen ihren Kummer vergessen zu haben. Auch die kluge alte Katze zeigte unbezweifelte Zeichen der Freude über die Rückkehr ihres jungen Herrn. Vielleicht sah sie, daß sie eine verlorene und zu Grunde gerichtete Familie seien, und fühlte einen Zug der Milde, die nur Leidensgenossen bekannt ist. In der That sind Katzen ein Volk, das seinen schlechten Ruf nicht verdient; sie besitzen mehr Anhänglichkeit, als ihnen die Welt gewöhnlich zugesteht.

Die Augen der guten Dame glänzten, als sie wenigstens ein Wesen um sich sah, das sich über ihres Sohnes Rückkehr freute. „Sie kennt dich! das alte stumme Vieh!" sagte sie, indem sie ihren scheckigen Liebling streichelte; dann mit einem melancholischen Kopfschütteln sich besinnend, rief sie: „Ach, mein armer Dolph, deine Mutter kann dir nicht länger helfen! Was wird aus dir werden, armer Bursche!"

„Mutter", sagte Dolph, „sprich nicht so, ich bin dir nur zu lange eine Last gewesen, jetzt ist es an mir, in deinen alten Tagen Sorge für dich zu tragen. Komm! sei guten Muthes! du und ich und Tib werden alle noch bessere Tage sehen. Ich bin hier, wie du siehst, jung und gesund und muthig; darum laß uns nicht verzweifeln; ich sage dir, die Dinge alle werden, so oder so, sich zum Besten kehren."

Während diese Scene bei der Familie Heyliger vorging, wurde die Neuigkeit von der glücklichen Rückkunft seines Schülers auch zu Doktor Knipperhausen getragen. Der kleine Doktor wußte kaum, sollte er sich über die Nachricht freuen oder betrüben. Er war glücklich, daß die übeln Gerüchte, die sich von seinem

Landhause verbreitet hatten, so widerlegt wurden; aber es machte ihn besorgt, daß er seinen Schüler, den er für immer los zu sein wähnte, wieder als eine schwere Last über den Hals bekommen sollte. Während er noch zwischen diesen beiden Gefühlen hin und her schwankte, wurde im Rathe der Frau Ilsy beschlossen, die lange Abwesenheit des jungen Herrn sich zu nutze zu machen und ihm die Thüre für immer zu verschließen.

Zur Zeit des Schlafengehens, wo man vermuthen konnte, daß der faule Schüler sein altes Quartier wieder suchen würde, wurde deßhalb Alles zu seiner Aufnahme vorbereitet. Dolph, der seine Mutter in einen ruhigen Zustand hinein geredet hatte, suchte das Haus seines quondam Meisters und hob den Klopfer mit strauchelnder Hand. Kaum aber hatte er einen zweifelhaften Schlag gegeben, als des Doktors Kopf in einer rothen Nachtmütze aus einem Fenster hervorhuschte und der der Haushälterin in einer weißen Nachtmütze aus einem anderen. Er wurde nun mit einer furchtbaren Salve harter Namen und harter Worte begrüßt, gemischt mit nichtswürdigen guten Lehren, wie man sie selten zu ertheilen wagt, ausgenommen einem Freunde oder einem Verbrecher vor Gericht. In wenigen Augenblicken war nicht ein Fenster in der Straße, das nicht seine besondere Nachtmütze zeigte; sie lauschten der grellen Diskantstimme der Frau Ilsy und dem gurgelnden Gequäke des Doktor Knipperhausen, und die Worte gingen von Fenster zu Fenster: „Ach, Dolph Heyliger ist zurückgekommen, und auch seine tollen Streiche sind wieder da.“ Kurz, der arme Dolph fand, daß er vermuthlich nichts von dem Doktor erhalten werde, als gute Lehren, eine so überflüssige Zuthat, als man sie eben aus dem Fenster nicht besser verlangen kann; so war er denn gezwungen, den Rückweg einzuschlagen, und nahm sein Nachtquartier unter dem niedrigen Dache des ehrlichen Peter de Groodt.

Am nächsten schönen Morgen zeitig befand sich Dolph an dem bezauberten Hause. Alles sah gerade noch so aus, wie er es verlassen hatte. Die Felder waren grasgrün und sahen wie Wiesen aus, und es war, als hätte sie seit seiner Abwesenheit kein Fuß betreten. Mit klopfendem Herzen eilte er zu dem

Brunnen. Er sah hinab und fand, daß er von großer Tiefe und bis zum Grunde mit Wasser gefüllt war. Er hatte sich mit einer starken Schnur, dergleichen sich die Fischer an den Bänken von Neufundland bedienen, versehen. Am Ende befand sich ein schweres Stück Blei und eine große Fischangel. Damit begann er den Grund des Brunnens zu sondiren und in dem Wasser herum zu angeln. Das Wasser war von ziemlicher Tiefe und es befanden sich viel Schutt und Steine darin, die von oben hineingefallen waren. Verschiedene Male blieb seine Angel hängen, und er hätte fast seine Schnur zerrissen. Hier und da zog er bloßen Unrath heraus, z. B. einen Pferdekopf, einen eisernen Reif und einen zerbrochenen Eimer, in Eisen gebunden. Mehre Stunden war er so beschäftigt, ohne etwas zu finden, was ihn hätte beruhigen oder zu fernerem Nachsuchen hätte veranlassen können. Er fing an, sich für einen großen Thoren zu halten, daß er sich so durch bloße Träume bei der Nase hatte herumführen lassen, und war schon nahe daran, Angelschnur und Alles in den Brunnen zu werfen und alles weitere Angeln aufzugeben.

„Noch einmal will ich die Schnur auswerfen", sagte er, „und das soll das letzte Mal sein." Als er sondirte, fühlte er das Bleiloth durch die Zwischenräume lockerer Steine schlüpfen, und als er die Schnur zurückzog, bemerkte er, daß der Angelhaken an etwas Schwerem festhielt. Er mußte seine Schnur mit großer Vorsicht handhaben, sonst würde sie bei der Anstrengung, der sie ausgesetzt war, zerrissen sein. Nach und nach gab der Schutt, der auf dem Gegenstande lag, den er angehakt hatte, nach; er zog ihn an die Oberfläche des Wassers, und wie groß war sein Entzücken, als er etwas wie Silber am Ende seiner Schnur glänzen sah! Fast athemlos vor Angst zog er es bis zur Mündung des Brunnens, voll Erstaunen über sein großes Gewicht, und jeden Augenblick fürchtend, sein Angelhaken möge von seinem Angelpunkt sich losmachen und seine Beute wieder auf den Grund fallen. Endlich brachte er es glücklich außerhalb des Brunnens. Es war eine große silberne Suppenterrine, von alter Form, reich mit erhabener Arbeit versehen und mit auf den Seiten eingravirten Wappenfiguren, ähnlich denen über

dem Kaminsims seiner Mutter. Der Deckel war durch verschiedene Drahtwindungen befestigt; Dolph löste sie mit zitternder Hand, und als er den Deckel löste, siehe! da war das Gefäß mit großen Goldmünzen, von einem Gepräge, das er noch nie zuvor gesehen hatte, gefüllt. Offenbar hatte er den Ort gefunden, wo Kilian van der Spiegel seinen Schatz verborgen hatte.

In Furcht, von einem Vorübergehenden gesehen zu werden, entfernte er sich vorsichtig und vergrub seinen Goldtopf an einem geheimen Ort. Darauf verbreitete er schreckliche Geschichten über das verzauberte Haus und schreckte so Jedermann ab, sich ihm zu nähern, währenddem er ihm in stürmischen Tagen, wenn sich Niemand in den benachbarten Feldern aufhielt, häufige Besuche machte; denn, um die Wahrheit zu sagen, wagte auch er in der Finsterniß nicht hinzugehen. Zum ersten Mal in seinem Leben war er fleißig und arbeitsam und lag seinem Geschäfte des Angelns mit solcher Ausdauer und solchem Erfolg ob, daß er in kurzer Zeit Vermögen genug heraufgezogen hatte, um ihn in jenen mäßigen Tagen zum reichen Mann zu machen.

Es würde zu weitläufig sein, die Geschichte noch weiter ins Detail zu verfolgen, zu erzählen, wie er nach und nach zu Werke ging, um sein Eigenthum nützlich zu verwenden, ohne Aufsehen und Nachforschung zu erregen, — wie er alle Bedenklichkeiten in Bezug auf die Erhaltung seines Vermögens beseitigte und zugleich seiner eigenen Neigung genug that, indem er die schöne Marie heirathete, — und wie er und Herr Anton zusammen manchen fröhlichen und abenteuerlichen Wanderzug ausführten.

Wir dürfen indeß nicht zu sagen unterlassen, daß Dolph seine Mutter zu sich nahm, um bei ihm zu leben, und sie in ihren alten Tagen pflegte. Die gute Dame hatte nun die Genugthuung, nicht länger zu hören, daß ihr Sohn den Gegenstand der Kritik ausmache; im Gegentheil wußte er sich täglich mehr die Achtung des Publikums zu erwerben; Jedermann sprach Gutes von ihm und seinen Weinen; und auch der vornehmste Bürgermeister lehnte keine Einladung zum Mittagsessen bei ihm ab. Dolph erzählte oft selbst an seinem Tische die gottlosen Streiche, die früher der Abscheu der ganzen Stadt gewesen waren,

aber sie wurden jetzt nur als Scherze betrachtet, und die ernstesten und würdigsten Herren hielten sich den Bauch, wenn sie davon erzählen hörten. Niemand war mehr durch Dolphs zunehmende Verdienste erfreut, als sein alter Meister, der Doktor; und Dolph war so gutmüthig, daß er den Doktor als seinen Hausarzt annahm, jedoch dafür sorgte, daß seine Recepte immer zum Fenster hinaus geworfen wurden. Seine Mutter hatte oft eine Gesellschaft von alten Freunden um sich, um eine Tasse Thee mit ihr in ihrem kleinen wohnlichen Visitenzimmer zu nehmen, und Peter de Groodt, der beim Kamin mit einem ihrer Enkel auf dem Schooße saß, wünschte ihr häufig Glück, daß ihr Sohn ein so großer Mann geworden sei, worauf die gute alte Seele heiter mit dem Kopfe nickte und ausrief: „Ach, Nachbar, Nachbar, habe ich es nicht immer gesagt, Dolph würde eines Tages seinen Kopf so hoch tragen wie der Beste von seines Gleichen?"

So lebte denn Dolph Heyliger heiter und glücklich, wurde fröhlicher, je älter und klüger er wurde, und machte das alte Sprichwort von dem durch des Teufels Beistand gewonnenen Gelde zu Schanden; denn er machte guten Gebrauch von seinem Vermögen und wurde ein ausgezeichneter Bürger und ein geschätztes Mitglied der Gemeinde. Er war ein großer Beförderer öffentlicher Anstalten, z. B. der Beafsteakgesellschaften und der Spielklubs. Er präsidirte bei allen Mittagsmahlzeiten, und war der Erste, der die Schildkröten von Westindien einführte. Auch führte er die Zucht guter Race-Pferde und Kampfhähne ein und war ein so großer Freund von bescheidenem Verdienst, daß Einer, der ein gutes Lied singen oder eine gute Geschichte erzählen konnte, darauf rechnen durfte, einen Platz an seinem Tische zu finden.

Dabei war er ein Mitglied einer Gesellschaft, welche mehre Gesetze zum Schutze des Wildes und der Austern entwarf, und schenkte derselben eine große silberne Punschbowle, die aus der früher erwähnten Suppenterrine verfertigt war und noch bis auf den heutigen Tag im Besitze der Gesellschaft ist.

Endlich starb er, noch im rüstigen Alter, an einem Schlagflusse bei einem Festmahl der Bürgerschaft und wurde mit großen Ehren in dem Kirchhofe der kleinen holländischen Kirche in der

Gartenstraße beerdigt, wo man seinen Grabstein mit einer einfachen Grabschrift in holländischer Sprache, verfaßt von seinem Freunde Mynheer Justus Benson, einem alten und vortrefflichen Dichter der Provinz, noch heute sehen kann.

Die vorstehende Erzählung besitzt mehr Glaubwürdigkeit, als die meisten Erzählungen der Art, da sie der Verfasser aus zweiter Hand aus dem Munde Dolph Heyligers selbst hat. Er erzählte sie erst in der letzteren Zeit seines Lebens, und zwar nur in großem Vertrauen (denn er war sehr diskret), einigen seiner besonders guten Freunde an seinem Tische, und wenn mehr Punsch als gewöhnlich getrunken worden war; und so seltsam auch die Geistergeschichte erscheinen mag, nie wurde von einem der Gäste irgend ein Zweifel dagegen erhoben. Zum Schluß dürfen wir nicht unterlassen zu bemerken, daß Dolph Heyliger neben seinen übrigen Talenten als der geschickteste Bogenschütze*) in der Provinz bekannt war.

*) Hier geht in der Uebersetzung die Pointe verloren. Das englische „to shoot with the long bow“ (mit dem langen Bogen schießen) heißt zugleich so viel als unser: mit dem großen Messer schneiden, aufschneiden.

Die Maske des rothen Todes.

Von

Edgar Allan Poe.

Lange hatte der rothe Tod das Land entvölkert und keine Pest war je so verheerend und gräßlich aufgetreten. Blut und seine Schrecken bezeichneten seine Spuren. Es waren damit heftige Schmerzen, plötzlicher Schwindel und profuse Blutungen aus den Poren der Haut als Folge der Auflösung verbunden. Die scharlachrothen Flecken auf dem Körper und namentlich im Gesicht des Kranken waren das Signal, das ihn von aller Hülfe und Sympathie seiner Mitmenschen ausschloß. Der Ueberfall, Verlauf und das Ende der Krankheit war das Werk einer halben Stunde.

Aber Prinz Prospero war glücklich, furchtlos und klug. Als seine Besitzungen zur Hälfte entvölkert waren, versammelte er ohngefähr tausend frische und lustige Freunde aus dem Kreise seiner Herren und Damen vom Hofe um sich und zog sich mit ihnen in eines seiner mit Mauern umgebenen und von aller Welt abgeschlossenen Klöster zurück. Es war dieß ein großes, prachtvolles Gebäude, eine eigene Schöpfung des Prinzen und seines zwar excentrischen, aber nichtsdestoweniger edlen Geschmacks. Eine starke, hohe Mauer mit eisernen Thoren umgab es. Die Hofleute führten Klammern und große Hämmer mit sich, um auch letztere unzugänglich zu machen. Mit einem Worte, sie wollten verhüten, daß weder ein Mensch aus- noch eingehen könne. Das Kloster war hinreichend mit Lebensmitteln versehen. Mit Hülfe dieser Vorsichtsmaßregeln vermochten die Hofleute der Ansteckung Trotz zu bieten. Die äußere Welt mochte für sich selbst sorgen. Es wäre thöricht gewesen, sich irgend zu kümmern oder abzusorgen. Für Alles, was zum Vergnügen diente, hatte der Prinz Vorkehrungen getroffen. Es gab Lustigmacher, Improvisatoren, Ballettänzer, Musiker,

schöne Mädchen und Wein. Alles war hier in vollkommener Sicherheit, während außen der rothe Tod wüthete.

Nachdem sie sich so fünf bis sechs Monate abgeschlossen hatten und die Pest außen ihren Kulminationspunkt erreicht hatte, lud Prinz Prospero seine tausend Freunde zu einem außerordentlich prachtvollen Maskenballe ein.

Es war eine wahrhaft feenhafte Scene, dieser Maskenball. Doch beschauen wir uns zuvörderst die Zimmer, in denen er gehalten wurde. Es waren deren sieben in einer Folge. In manchen Palästen gewährt eine solche Reihe von Zimmern eine lange und gerade Aussicht, während sich die Flügelthüren nach jeder Seite zurückschlagen, so daß man das Ganze mit einem Blick zu übersehen kaum behindert ist. Hier aber war es ganz anders, wie man sich bei des Herzogs Liebe zum Bizarren leicht vorstellen kann. Die Gemächer waren so irregulär angeordnet, daß man mit einem Blick nur wenig mehr als eines übersehen konnte. Alle zwanzig bis dreißig Fuß zeigte sich eine scharfe Krümmung, und jede Krümmung gab einen neuen Effekt. Rechts und links, in der Mitte jeder Wand befand sich ein hohes, schmales gothisches Fenster, das die Aussicht auf einen verschlossenen Korridor hatte, welcher den Windungen der Zimmerreihe folgte. Diese Fenster bestanden aus Glas, dessen Farbe wechselte, je nach der vorherrschenden Farbe der Verzierungen der Zimmer, in die es den Einblick verstattete. Das am östlichen Ende z. B. war blau behangen, und auch seine Fenster waren lebhaft blau. Das zweite Zimmer war purpurroth in seinen Verzierungen und Tapeten, und hier waren die Fensterscheiben purpurfarben. Das dritte war durchaus grün, und so waren auch die Fenster. Das vierte war orangegelb verkleidet, das fünfte weiß, das sechste violett. Das siebente Zimmer war dicht in schwarze Sammettapeten gehüllt, die von der Decke über die Wände herabhingen und in schweren Falten auf einen Teppich von gleicher Art und Farbe herabfielen. Indeß in diesem Gemach allein korrespondirte die Farbe der Fenster nicht mit seiner inneren Bekleidung. Die Scheiben waren scharlach-, ja tief blutroth. In keinem der sieben Gemächer befand sich eine Lampe oder ein Kron-

leuchter mitten unter den vielen goldenen Schmucksachen, die hier und da zerstreut herum lagen oder von der Decke herabhingen. Kein Licht irgend einer Art von einer Lampe oder einer Kerze verbreitete sich über die Folge von Zimmern. Aber in den Korridors, welche diese Zimmer begleiteten, stand jedem Fenster gegenüber ein schwerer Dreifuß, der Feuer ausströmte, welches seine Strahlen durch das gefärbte Glas warf und so das Zimmer glänzend erleuchtete. Auf diese Weise gestalteten sich eine Menge anmuthiger und phantastischer Bilder. Aber in dem westlichen oder schwarzen Zimmer war die Wirkung des Feuerlichtes, das durch die blutrothen Fenster auf die schwarze Wandbekleidung fiel, wahrhaft geisterhaft und machte auf die Eintretenden einen so schreckhaften Eindruck, daß nur wenige von der Gesellschaft beherzt genug waren, einen Fuß hineinzusetzen.

In diesem Gemach stand an der östlichen Wand eine sehr große Wanduhr von Ebenholz. Ihr Pendel schwang hin und her mit einem tiefen, dumpfen und monotonen Klang, und wenn der Minutenzeiger umgelaufen war und die Stunde ausschlug, erklang aus dem Innern der Uhr ein heller, lauter, tiefer und außerordentlich musikalischer Ton von so eigenthümlicher Art und von solchem Nachdruck, daß nach Verlauf einer jeden Stunde das Orchester auf Augenblicke in seinen Produktionen einzuhalten genöthigt war, um diesem Tone zu lauschen; die Walzer hörten plötzlich auf; die ganze fröhliche Gesellschaft gerieth etwas in Verwirrung, und während die Glocke noch tönte, konnte man bemerken, wie selbst die Allerleichtsinnigsten bleich wurden, die Aelteren und Gesetzteren aber mit der Hand über das Gesicht fuhren, als wären sie in einen verwirrten Traum oder in Nachdenken versunken. Wenn der Ton gänzlich verhallt war, ging ein schwaches Gelächter durch die Versammlung; die Musiker sahen einander an, lachten über ihre Reizbarkeit und Thorheit und gaben sich gegenseitig das Wort, daß, wenn die Glocke das nächste Mal tönte, in ihnen keine ähnliche Erregung mehr aufkommen sollte. Als aber nach Verlauf von sechzig Minuten sich der Klang wiederholte, entstand dieselbe Verwirrung, das gleiche Zittern und Nachdenken wie zuvor.

Trotz dieser Vorgänge war es aber doch ein herrliches und vergnügtes Fest. Der Fürst hatte einen ganz eigenthümlichen Geschmack. Sein Blick für Farben und Effekte war scharf. Er mißachtete das Decorum und die bloße Mode. Seine Pläne waren kühn und feurig, und seine Entwürfe trugen ein glühendes Gepräge. Wegen mancher unter ihnen hätte man ihn wohl für wahnsinnig halten können, aber Diejenigen, die ihn näher kannten, wußten, daß sich dieß nicht so verhielt. Man mußte ihn sehen, hören und berühren, um sich zu versichern, daß er nicht irrsinnig sei.

Er hatte die beweglichen Verzierungen der sieben Zimmer größtentheils bei Gelegenheit dieses großen Festes angeschafft, und auch der ganze Charakter des Maskenballs war seine Erfindung. Er war höchst wunderbar. Viel Glanz und Schimmer, viel Pikantes und Phantastisches; Figuren mit unpassenden Gliedern und sonstigen Anordnungen; Phantasien, als wenn sie aus dem Hirne eines Wahnsinnigen hervorgegangen wären. Hier viel Schönes, viel Muthwillen, viel Bizarres, vermischt mit Schrecklichem, aber nichts, was Abscheu hätte erregen können. Es war, als hätten sich in diesen sieben Zimmern eine Menge Träume verkörpert, und diese Träume schlichen sich aus und ein, nahmen die Färbung der Zimmer an und machten, daß die wilde Musik des Orchesters als das Echo ihrer Tritte erschien. Siehe, da schlägt die Ebenholzuhr, die in dem mit Sammet ausgekleideten Salon stand. Alles ist für einen Augenblick still und schweigsam, so daß man nur den Schlag der Uhr vernimmt. Die Traumgebilde sind wie fest gefroren auf ihre Stelle gebannt. Inzwischen verliert sich das Echo der Glockentöne, sie haben nur einen Augenblick gedauert, und ein schwaches, halbunterdrücktes Gelächter begleitet ihr Verschwinden. Jetzt erhebt sich wieder die Musik, die Traumbilder gewinnen Leben, schweifen lustiger hin und her denn zuvor und färben sich von den mannigfach bunten Fenstern, durch welche die Lichtstrahlen der Dreifüße dringen. Aber in das westliche der sieben Zimmer wagt sich keine Maske, denn die Nacht verschwindet; es strömt ein stärker geröthetes Licht durch die blutrothen Fensterscheiben;

die Schwärze der dunkeln Bekleidung erbleicht, und wer den Fuß auf den Teppich setzt, der hört von der nahen Ebenholzuhr einen dumpfen, feierlichen Laut, während die, welche in den entfernteren Gemächern ihrer Lust fröhnen, davon nichts vernehmen.

Diese anderen Gemächer waren dicht mit Menschen angefüllt, deren Herzen wie im Fieber schlugen. Das Schwärmen und Tanzen dauerte fort, bis endlich die Uhr Mitternacht schlug. Die Musik schwieg, wie gewöhnlich; das Walzen hörte auf, und eine ängstliche Stockung im Ganzen trat ein, wie früher. Die Uhr schlug zwölfmal, während dem diejenigen unter den Schwärmenden, die überhaupt noch eines Gedankens fähig waren, mit mehr Zeit auch mehr sich dem Nachdenken hingeben konnten. Und so geschah es, daß, während die letzten Töne der Uhr verklungen waren, mehre der Anwesenden Zeit fanden, auf eine maskirte Figur aufmerksam zu werden, die zuvor noch Niemand bemerkt hatte. Das Flüstern über diese neue Erscheinung ging von Ohr zu Ohr, endlich aber entstand in der ganzen Gesellschaft ein Gesumse, ein Murmeln, welches deutlich ihre Mißbilligung und Ueberraschung, endlich aber ihr Entsetzen, ihren Schrecken und Widerwillen aussprach.

Man kann sich leicht denken, daß in einer so phantastischen Gesellschaft, wie wir sie soeben beschrieben haben, keine gewöhnliche Erscheinung einen solchen Eindruck hervorbringen konnte. Zwar hatte die Maskenfreiheit dieser Nacht keine Gränzen, aber die Gestalt, die hier auftrat, übersprang noch die Gränzen eines unbestimmten Decorums, die sich der Fürst gezogen hatte. Auch in den Herzen der sorglosesten Menschen giebt es Saiten, die man nicht ohne Erregung berühren darf. Auch für den gänzlich Verlorenen, für den Leben und Tod nur ein Scherz ist, giebt es Dinge, mit denen man nicht spaßen darf. Die ganze Versammlung schien tief zu fühlen, daß in dem Kostüm und Benehmen des Fremden weder Witz noch Schicklichkeitsgefühl zu entdecken war. Die Gestalt war lang und hager und von Kopf bis zu Fuß in Sterbekleider gehüllt. Die Maske, welche das Gesicht verbarg, glich dem Gesichte einer starren Leiche, so daß auch die genaueste Untersuchung den Betrug nur schwer würde entdeckt

haben. Doch alles dieß hätte die tolle Gesellschaft vertragen, ja vielleicht gebilligt. Aber der Vermummte war so weit gegangen, das Bild des rothen Todes anzunehmen. Sein Gewand war in Blut getaucht, und seine großen Augenbrauen wie seine übrigen Gesichtszüge waren mit der erschrecklichen Scharlachröthe besprengt.

Als Prinz Prospero's Blick auf dieses geisterhafte Bild fiel, das langsam und feierlich unter den Tanzenden auf- und abschritt, schauderte er anfangs vor Schrecken und Widerwillen am ganzen Körper, aber bald darauf röthete sich sein Angesicht vor Wuth.

„Wer wagt es", fragte er mit barscher Stimme die in seiner Nähe stehenden Hofleute, „uns durch dieses scheußliche Blendwerk zu insultiren? Ergreift und demaskirt ihn, damit wir erfahren, wen wir morgen zu hängen haben."

Es war aber in dem östlichen blauen Zimmer, wo Prinz Prospero diese Worte ausstieß. Sie konnten laut und deutlich durch die sieben Zimmer gehört werden, denn der Prinz war ein kräftiger und kühner Mann, und die Musik hatte auf einen Wink seiner Hand aufgehört. Der Prinz stand also in dem blauen Zimmer, an seiner Seite eine Gruppe Hofleute mit blassen Gesichtern. Als er zu sprechen anhob, entstand eine leichte Bewegung der Menge in der Richtung gegen den fremden Eindringling hin, der in diesem Augenblick ganz in der Nähe war und sich mit bedachtsamem und stattlichem Schritte näher an den Sprecher herandrängte. Aber in Folge einer gewissen Ehrfurcht, die der Vermummte der ganzen Gesellschaft einflößte, wagte es Niemand, Hand an ihn zu legen, so daß er ungehindert bis auf eines Fußes Länge auf den Prinzen zuschritt, und während die Menge gleichsam auf einen Impuls sich von der Mitte des Zimmers nach den Wänden zurückzog, nahm er ununterbrochen und mit demselben feierlichen und gemessenen Schritt wie zuvor seinen Weg durch das blaue Zimmer nach dem purpurfarbenen, durch das purpurfarbene nach dem grünen, durch das grüne nach dem orangefarbenen, durch dieses wieder nach dem weißen, und ebenso zu dem veilchenblauen, ohne daß

man einen entschiedenen Versuch gemacht hätte, ihn aufzuhalten. Da rannte Prinz Prospero wüthend vor Zorn und Scham über seine eigene momentane Feigheit eilig durch alle sechs Zimmer, ohne daß ihm Jemand von der Gesellschaft gefolgt wäre, so sehr hatte sich Aller eine tödtliche Furcht bemächtigt. Er hielt einen Dolch hoch in der Luft und nahte sich in hastiger Eile bis auf drei oder vier Fuß der sich zurückziehenden Gestalt, als diese, nachdem sie das äußerste Sammetzimmer erreicht, sich plötzlich umdrehte und seinem Verfolger gegenüberstand. Es erhob sich ein durchdringender Schrei, — der schimmernde Dolch fiel auf den schwarzen Teppich, und wenige Augenblicke darauf fiel Prinz Prospero todt zur Erde. In wilder Wuth der Verzweiflung drang ein Haufe der schwärmenden Gäste in das schwarze Zimmer, griff nach dem Vermummten, dessen lange Gestalt aufrecht und bewegungslos in dem Schatten der Ebenholzuhr stand, sah sich aber von unaussprechlichem Schrecken übermannt, als sich herausstellte, daß das Todtenkleid und die menschenähnliche Maske, das man mit solchem Ungestüm ergriffen, keinen greifbaren Körper enthielt.

Jetzt war es entschieden, der rothe Tod war da. Er war gekommen wie der Dieb in der Nacht. Und einer nach dem andern von der Gesellschaft fiel in das mit Blut befleckte Zimmer der nächtlichen Lust und starb im Fallen. Auch die Ebenholzuhr stand still, als der letzte der fröhlichen Gesellschaft geendet hatte. Die Flammen der Dreifüße verlöschten. Nacht und Zerstörung herrschte ringsum, der rothe Tod war der unbeschränkte Gebieter von Allem.

Nachgelassene Denkwürdigkeiten über mich selbst.

Von

H. Smith.

I.

„Sie sind hier?“ rief ich in einem eben nicht höflichen Tone aus, als ich beim Umwenden meinen alten Freund Doktor Linnel ruhig neben meinem Bette sitzen sah. „Wer hat Sie rufen lassen?“

„Niemand; es hat mich eines der besten und reizendsten jungen Mädchen in der ganzen Grafschaft hierher gebracht — Ihre Tochter.“

„Dann hat sich Sarah nicht allein eine große Freiheit herausgenommen, sondern hat auch gegen meine bestimmten Befehle gehandelt, wie sie dieß in der letzten Zeit schon mehre Male gethan hat. Sie hat mich schon öfter gequält, nach Ihnen zu schicken, aber ich habe es bestimmt abgeschlagen. Wenigstens hundert Male habe ich ihr schon gesagt, daß ich das Mediciniren nicht liebe und die Doktoren hasse.“

„Ich freue mich zu bemerken, daß Ihre Krankheit Ihrem Talente, den Leuten Komplimente zu sagen, keinen Eintrag gethan hat.“

„Ach, ich wollte nichts Unhöfliches sagen oder persönlich werden. Wenn Sie als Freund zu mir kommen, freue ich mich immer, Sie zu sehen. Auch wenn Sie sarkastisch sind und scharfe Dinge sagen, wie Sie bisweilen zu thun gewohnt sind, so kann man doch einem Mann nicht bös sein, der so ruhig lächeln und in so sanftem Tone sprechen kann; aber als Receptschreiber, muß ich offen bekennen, ist mir Ihr Zimmer lieber wie Ihre Gesellschaft. Wenn meine Zeit gekommen ist, kann ich auch ohne den Beistand eines Doktors sterben.“

„Sehr richtig, aber die Frage ist, können Sie auch ohne ihn leben?“

„Warum nicht? Ich bin dreiundsechzig Jahre alt und habe in meinem ganzen Leben keinen Arzt zu Rathe gezogen.“

„Sie waren vielleicht nie zuvor krank?“

„Niemals! und ich bin auch jetzt nicht wirklich krank, nur sehr mißvergnügt, wie die meisten Menschen in dieser Lebenszeit es sind — schwach und matt und dergleichen — mit Spleen behaftet, wie es mein Sohn Georg nennt; so versprach ich Sarah, daß ich mich einen Tag zu Bette legen wollte, um zu sehen, ob ich mich nicht ein bischen erholen könne.“

„Da gab Ihnen Ihre Tochter einen guten Rath, und vielleicht bin ich im Stande, dasselbe zu thun, wenn Sie mir genau erzählen wollen, was Ihnen fehlt. Sie werden mir dieß um so weniger abschlagen, da Sie selbst bekannt haben, Sie seien gänzlich mißvergnügt, und da ich so weit hergekommen bin, Sie zu besuchen.“

„Ich habe Ihnen ja bereits meine Krankheit genannt; ich bin dreiundsechzig Jahre — mein großes Stufenjahr, wie Sie wissen: siebenmal neun; beides unglückliche Zahlen. Selten entrinnt Einer dieser mißlichen Periode. Georg schrieb mir an meinem letzten Geburtstag, daß eine gefährliche Zeit herannahe und ich für einige Monate erwarten müsse, vollkommen kraftlos zu werden; bei dem Doktor sei aber keine Hülfe zu finden, da das Uebel natürlich und unvermeidlich sei.“

„Ich meinte, aller Glaube an die kritischen Jahre sei schon längst verbannt, ausgenommen bei den alten Weibern, die sich in alte Männer verkleiden. Ihr Sohn ist jung genug, um das besser zu wissen. Seien Sie versichert, mein lieber Freund, Ihr Unwohlsein hat keinen Bezug zu diesem besonderen Lebensjahre. Können Sie mir keine andere Ursache für diese plötzliche Veränderung in Ihrer Konstitution angeben, die bisher so gut gewesen ist?“

„Ich wüßte nicht. Wohl habe ich in der letzten Zeit viel Sorge und Kummer gehabt.“

„Und doch sind wenige Menschen so glücklich gewesen. Die Welt giebt Ihnen Kredit, weil Sie sich durch Ihre Verträge mit der Regierung ein unermeßliches Vermögen erworben haben.“

„Da hat die Welt Recht. Aber mit Reichthum kann man nicht immer Gesundheit erkaufen, und noch weniger Glückseligkeit. Ich sage Ihnen, Doktor, wenn Einer Alles zu fürchten und nichts zu hoffen hat, blickt er zuweilen mit Schmerz auf die sorgenfreien Tage zurück, wo er Alles zu hoffen und nichts zu fürchten hatte."

„Dank Gott, ich gehöre zur vorigen Klasse und gedenke auch darin zu bleiben."

„Ja, Doktor, Sie werden reich werden, wenn Sie alt werden, wie es bei mir der Fall gewesen ist."

„Das heißt so viel, als ich werde Geld zusammenscharren, wenn ich zu alt bin, mich dessen zu freuen, und es nicht lange mehr behalten kann. Ich hoffe, die blinde Göttin wird mich vor aller solcher grausamen Güte bewahren."

„Vor einem Unglück hat Sie das Schicksal bewahrt — Sie haben keine Kinder. Ich habe nur zwei; aber ach! theurer Linnel! ich kann es nicht mit Worten aussprechen, welche Unannehmlichkeiten, welches Unglück und Aergerniß sie erst kürzlich über mich gebracht haben. Wenn es einen Menschen giebt, den ich mehr hasse, als einen anderen, so ist es Godfrey Thorpe von Oakfield Hall, und zwar nicht ohne viele und gute Gründe, abgesehen davon, daß er ein stolzer, anmaßlicher Dummkopf, aufgeblasen wie Lucifer und so arm wie Hiob ist. Erstlich war er die Veranlassung, daß ich aus dem County Club ausballotirt wurde, indem er erklärte, daß er nicht mit einem ehemaligen Malzer zusammen sein könne. Zweitens sein Einfluß durch den Generalkommissär und gewisse mir aufgebürdete schlechte Streiche — denn ich bin gewiß, die Verläumdungen kamen von ihm — verhinderten, daß ich den großen Kontrakt, um die Kavallerie mit Fourage zu versehen, nicht abschließen konnte. Drittens trieb er mich von dem Marktflecken, den ich fünf Jahre lang repräsentirt hatte, indem er mich mit meinem eigenen Gelde schlug, denn ich hatte ihm gerade achttausend Pfund auf das Oakfield-Gut vorgestreckt, das jetzt zu seinem vollen Werth verpfändet ist. Indessen giebt es noch einen Trost: wenn er es noch länger mit seinen Jagdhunden und Pferden und seinem großen Etablisse-

ment so antreibt, so hoffe ich eines schönen Tages ihn von seiner stolzen alten Halle wegzutreiben, wie er mich von meinem Marktflecken vertrieben hat."

„Verdrießlich genug, das muß ich gestehen; aber was hat alles das mit den Verdrießlichkeiten zu thun, welche Ihnen Ihre Kinder verursacht haben?"

„Das sollen Sie sogleich hören. Thorpe hat eine einzige Tochter, nicht ohne persönliche Reize, aber ein gekünsteltes, schlaues Mädchen, die, wahrscheinlich nicht unbekannt mit ihres Vaters verzweifelten Verhältnissen und wohl wissend, daß mein Sohn einer der reichsten jungen Männer im Lande ist, ihn mit solchem Erfolg zu gewinnen wußte, daß der einfältige Tropf ganz vernarrt in sie wurde, so daß er ihr sogleich seine Hand anbot, was natürlich auf der Stelle angenommen wurde. Daß Georg sich leicht verstricken und von einem schönen Spielwerk verlocken ließ, wundert mich gar nicht, denn er war immer ein verdorbenes Kind, das von Jugend auf seinen eigenen Weg ging, durch lange Nachsicht in seinem Eigensinn und seiner Halsstarrigkeit bestärkt; aber denken Sie sich meinen Schrecken und meinen Zorn, als er mir mit einer Miene von Befriedigung sagte, der stolze alte Vater habe seine Einwilligung zur Heirath nur unter der Bedingung gegeben, daß sein Schwiegersohn den Namen Thorpe annehme! Welch beispiellose Unverschämtheit! Wie konnte er, — wie konnte mein Sohn, — wie konnte Jemand auf der Welt sich träumen, daß, nachdem ich mich Jahre lang gequält und abgearbeitet habe, um mir ein Vermögen zu erwerben, und nun zu einer Familie gekommen bin, die meinen Namen sichern sollte, ich damit übereinstimmen könnte, daß der Name in den Staub getreten und mein sauer erworbenes Vermögen geopfert werde, um die Race eines Mannes fortzupflanzen, den ich hasse und sein mit Schulden beladenes Gut frei zu machen? Ich entließ meinen mißrathenen Sohn, indem ich ihm die Heirath gänzlich untersagte,und ich habe seit der Zeit meinem letzten Willen ein Codicill angehängt, daß, wenn er je Julie Thorpe heirathet, mein Vermögen dem Landkrankenhause zufallen soll. Es liegt noch einiger Trost in dieser Betrachtung;

aber ich gebe Ihnen zu bedenken, wie tief und traurig mein Herz durch die Vereitelung meiner schönsten und köstlichsten Hoffnungen verwundet worden ist."

II.

„Man muß eingestehen, daß Ihr Sohn, der Ihre Abneigung gegen Herrn Thorpe kannte, eben keine kluge Wahl traf; aber Wordsworth sagt:

Das Kind ist des Mannes Vater,

und Sie müssen deßhalb nicht erwarten, daß aus verdorbenen Knaben gehorsame Söhne werden können."

„Sie tadeln mich immer mit einem so stereotypen Lächeln und so sanfter Stimme, Doktor, als wenn Sie mir eher schmeicheln, als mich verdammen wollten. Doch dem sei, wie ihm wolle, nie habe ich Sarah etwas entzogen, obgleich die Leute sagen, ich habe in blinder Parteilichkeit für Georg seine Schwester vernachlässigt. Nichtsdestoweniger hat sie durch ein sonderbares Zusammentreffen, als wenn ich verdammt wäre, von meinen beiden Kindern gequält zu werden, einen nicht weniger merkwürdigen Akt von Tollheit begangen und meine Wünsche noch auf eine anstößigere und unkindlichere Weise durchkreuzt. Sie hat nicht nur einen Antrag des Frank Rashleigh zurückgewiesen, eines Mannes, auf den ich mein ganzes Vertrauen gesetzt hatte, weil er gewiß Earl of Downport wird, sondern sie hat auch eine Verbindung mit Herrn Mason, einem Geistlichen, einem armen Teufel mit elenden 100 Pfund jährlich, eingegangen."

„Da sie einen so reichen Vater hat, denkt sie eben, daß ihr Mann nicht nöthig hat, reich zu sein."

„Aber ich denke es; oder ich verlange wenigstens, daß er einen gewissen Rang habe, seine Armuth auszugleichen."

„Welche Einwendungen hat sie denn gegen den Mann Ihrer Wahl?"

„Sie sagt, er sei ein Narr und ein schlechter Mensch, mit dem sie nichts zu thun haben wolle. Ich verlange nicht, daß mein Schwiegersohn ein weiser oder ein tugendhafter Mann sein

soll, aber ich wünsche meine Tochter als Gräfin zu sehen. Was den Geistlichen betrifft, so hat sie versprochen, ihn nie ohne meine Beistimmung zu heirathen, die sie aber, so lange ich lebe, nie erlangen wird; nach meinem Tode aber habe ich durch mein Testament vorgesorgt, daß sie von den jährlichen 1000 Pfund, die ich ihr hinterlasse, nur 100 bekommt, wenn sie Masons Frau wird. Nun, lieber Doktor, wenn Sie nicht zugeben, daß die Stufenjahre etwas mit einem Unwohlsein zu thun haben, so werden Sie doch wohl zugeben, daß ich Plagen, Qualen und Widerwärtigkeiten genug gehabt habe, um die Gesundheit zu zerrütten?"

„Ich habe es immer gerne, wenn mir mein Kranker seine eigenen Eindrücke, die er für die Ursache der Krankheit hält, angiebt; bevor ich aber meine Meinung abgebe, müssen Sie mir zuerst die besonderen Symptome angeben. Sie haben einen unordentlichen, intermittirenden Puls, aber es fehlt Ihnen nicht an Kraft, denn Sie haben diese lange Unterredung ausgehalten ohne eine merkliche Erschöpfung."

„Das ist rein zufällig, denn bisweilen werde ich von einem heftigen Zittern des Herzens, Schwindel im Kopfe, Geräusch in den Ohren, Funkeln vor den Augen befallen, welches Alles so lange anhält, bis ich unempfindlich werde und so bedeutend lange Zeit bleibe, ganz als wäre ich todt. Einmal blieb ich drei Stunden in diesem Zustande, und als ich mein Bewußtsein wieder erhielt, verging noch eine Stunde, ehe ich sprechen konnte. Vor ohngefähr einer Woche wurde ich, nach großer Niedergeschlagenheit des Körpers und Gemüths, plötzlich aller willkürlichen Bewegung beraubt; meine Glieder waren so steif, als wäre ich eine Statue; und während dieser Anfälle erschienen mehre Blattern auf meinem Körper, ein Uebel, dem ich nie zuvor unterworfen gewesen bin. Hier, Doktor, haben Sie alle Symptome meiner Krankheit; nun sagen Sie mir, was denken Sie von der Sache?"

„Da sind Zeichen von Synkope, von Lähmung und Katalepsie, aber Alles so komplicirt und in ungewöhnlicher Form, daß ich die eigentliche Natur Ihrer Krankheit nicht bestimmen

kann. Aber zweierlei muß ich Ihnen frei bekennen — mir gefallen diese Paroxysmen, die einen sehr schlimmen Typus haben, nicht; ebenso wenig glaube ich, daß sie durch gemüthliche, wenn auch heftige Gemüthsbewegungen herbeigeführt worden sind. Ehe wir ein Heilmittel für Ihren zerrütteten Zustand angeben können, müssen wir erst versuchen die Ursache aufzufinden, die vielleicht einer kürzlichen Unmäßigkeit zugeschrieben werden muß — einem Exceß im Essen oder Trinken, oder irgend einer Abweichung von Ihrer gewohnten Diät."

„Das ist falsch, lieber Doktor, denn ich habe meine gewohnte Lebensweise in keiner einzigen Rücksicht geändert, ausgenommen daß ich täglich zwei- oder dreimal von Raby's Restaurativ nehme."

„Was zum Teufel ist denn das?"

„Wie ich Ihnen schon gesagt habe, glaubt mein Sohn Georg fest an die großen Gefahren der Stufenjahre, und da er gehört hat, daß diese Arznei die Lebenskräfte alter Männer sicher und auf eine wundervolle Weise wiederherstellt, so war er so freundlich, mir davon einen hinreichenden Vorrath von Newmarket zu senden, wo der, welcher ein Patent darüber hat, wohnt; und wenn ich mich schlimmer darauf befinde, so dringt er darauf, die doppelte Dosis als das einzige Hülfsmittel zu nehmen."

„Und dabei hat er Ihnen gesagt, es sei nicht nöthig nach einem Arzt zu schicken! Sonderbar! Ich werde so oft zu Kranken gerufen, die sich bei dem Versuch sich selbst zu kuriren halb ums Leben gebracht haben, daß ich die Namen von Quacksalbermitteln recht wohl kenne, aber von Raby's Restaurativ habe ich noch nichts gehört. Haben Sie etwas von diesem kostbaren Mittel zur Hand?"

„Ja, da steht noch eine uneröffnete Flasche beim Spiegel."

„Es ist aber keine Aufschrift an der Flasche, die doch bei patentirten Arzneien selten fehlt; auch ist der Name des Verkäufers oder Chemikers nicht angegeben, was ebenso ungewöhnlich ist."

Nachdem der Doktor einige Zeit daran gerochen und mit der Spitze der Zunge vorsichtig davon gekostet hatte, fuhr er fort:

„Ich denke, ich kann einen von den Bestandtheilen errathen; wenn Sie mir aber erlauben wollen, die Mischung zu Hause zu analysiren, so werde ich besser darüber entscheiden können. Zugleich aber versprechen Sie mir, keinen Tropfen mehr davon zu nehmen, bis ich morgen wiederkomme."

„Ganz recht; aber ich werde es vermissen, denn es ist eine sehr angenehme und gute Herzstärkung. Georg versichert mich, daß, wenn es in hinreichender Quantität genommen wird, es immer seinem Zwecke entspricht."

„Sehr wohl; aber was war der Zweck? ich fürchte alle Quacksalbereien, wie ich Ihnen bereits gesagt habe, und noch mehr die Verordnungen von Amateurs."

„Ach, Sie sind so mißtrauisch wie Sarah, die mich himmelhoch gebeten hat, das Restaurativ nicht zu nehmen. Das arme Mädchen! sie ist mir eine vorzügliche Wärterin gewesen, hat früh und spät für mich gesorgt, und war immer bei guter Laune, außer wenn ich darauf beharrte, Georgs Vorschrift zu folgen und mit der Herzstärkung zu steigen."

„Ihre Blicke zeigen, daß sie zu viel gethan hat. Das darf nicht sein. Ich werde Ihnen bis morgen eine ordentliche Wärterin senden."

„Was die Blicke des Mädchens betrifft, so kümmere ich mich nicht viel darum. Vielleicht kümmert sie sich um ihren armen Geliebten; übrigens müssen meine Kinder etwas für mich thun, denn gewiß ich habe viel für sie gethan, und nie angestanden, ihretwegen in meinen Verträgen einige Unregelmäßigkeiten zu begehen, wo ich dachte, daß es irgend geschehen könne; — immer dachte ich an sie."

„Und vergaßen, wie es scheint, zuweilen sich selbst darüber."

„Ich sollte diese kleinen Fehler Niemand mittheilen, und auch jetzt thue ich es in Vertrauen: mein Bekenntniß bleibt ganz entre nous."

„Doch nicht ganz; ein Dritter hat Sie die ganze Zeit belauscht."

„Gott sei mir gnädig! sprechen Sie nicht so. Wer? — Wo?"

„Der Doktor wies mit seinem Finger nach dem Himmel und schwieg.“ Sonderbar! daß eine so einfache Bewegung mir ins Herz dringen und mich meine Augen mit einem Gefühl von Erniedrigung und Vorwürfen niederschlagen machen konnte. Erst nach einer bis zwei Minuten fand ich Muth zu sagen: „Nein, lieber Doktor, Sie müssen nicht so strenge und zu catonisch sein, Jedermann betrügt das Gouvernement.“

„Aber Niemand betrügt Gott“, war die Antwort; und ich wünschte, mein Gegner möge weit weg sein, als er plötzlich ausrief: „Wie kommt es, daß Ihr Sohn Sarah zum Dispensator Ihres Quacksalbermittels, wenn es dieß ist, und zur Wächterin an Ihrem Krankenbette macht, da ihm doch selbst diese Pflichten zukommen?“

„Oh! Georg kann nie bei der großen Versammlung zu Newmarket fehlen, und er hat eines der ersten Rennpferde. Er ist immer glücklich, wenn er mit seinem jungen Freunde, Sir Freeman Dashwood, zusammen sein kann; ich habe ihm immer in seinen Launen und Phantasien nachgegeben.“

„Ja sogar in den zweifachen Dosen von Raby's Restaurativ, obgleich es bis jetzt seinem Namen durchaus nicht entsprochen hat. Ich will nach Hause eilen und Ihnen ein Alexipharmacum senden, das ich Sie sobald als möglich einzunehmen bitte.“

„Wie eingenommen ihr Alle von langen Worten seid! Was der Teufel sind denn Alexipharmaca?“

„Sie werden gewöhnlich angewendet, wenn wir die Gegenwart eines Giftes in dem Körper vermuthen.“

„Gift! welch schrecklicher Gedanke! Gewiß, Sie vermuthen nicht, daß ich vergiftet bin?“

„Es ist nicht mein Geschäft Verdacht zu hegen, sondern Symptomen zu begegnen; die Ihrigen aber gleichen sehr denen eines vergifteten Menschen. Vielleicht haben Sie, ohne es zu wissen, einen giftigen Stoff in Ihren Körper bekommen, welchen wir so schnell als möglich herauszuschaffen suchen müssen. Manche Menschen werden so hingerichtet, ohne daß sie es merken. Ihr Fall erfordert schnelle Hülfe, deßhalb muß ich eilen nach Hause zu kommen. Ich werde Sarah Anweisung geben,

im Falle Sie des Nachts wieder Anfälle bekommen sollten, und werde morgen zeitig wieder hier sein."

III.

Während ich Doktor Linnels Verdacht hinsichtlich Raby's Restaurativ für sehr unnöthig hielt, so konnte ich doch eine gelegentliche Befürchtung wegen der nachtheiligen Wirkungen auf meine Gesundheit nicht ganz abweisen. Daß die giftigsten Zusammensetzungen bisweilen unter dem Namen von Quacksalbermitteln verkauft werden, davon war ich völlig überzeugt; aber daß mein Sohn, den ich seit seiner Kindheit so sehr geliebt hatte, mir dieses Mittel so aufdringen sollte, wenn er nicht vollkommen von seinem Nutzen überzeugt wäre, das wollte mir nicht eingehen. Mit keinem gewöhnlichen Interesse stellte ich daher am folgenden Morgen Kreuzfragen über die Erfolge seiner Analyse; aber seine Antworten waren so vorsichtig, um nicht zu sagen ausweichend, daß es schwer war daraus einen bestimmten Schluß zu ziehen. Wenn ich indessen mehr nach Dem urtheile, was er voraussetzte, oder worauf er unbestimmt hindeutete, als was er wirklich sagte, so mußte ich glauben, daß seine Eindrücke ungünstig wären, namentlich wenn er von Neuem mit allem Nachdruck auf den Mangel des Namens des Verkäufers oder irgend einer Aufschrift auf der Flasche anspielte. Er wünschte mir Glück, daß ich das Mittel weggelassen habe, welches möglicher Weise — positiv wollte er es nicht behaupten — die Ursache meiner mysteriösen Krankheit sei; auch sprach er die Hoffnung aus, daß ihre Fortschritte durch den häufigen Gebrauch der von ihm verordneten Mittel aufgehalten werden würden.

Meine sonderbare Krankheit hatte aber so vollständigen Besitz von meinem Körper genommen, daß sie weder den kräftigsten Mitteln wich, noch der unausgesetzten und liebevollsten Sorgfalt meiner Tochter, die jetzt durch eine ordentliche Wärterin unterstützt wurde. Mit der eitlen Täuschung eines Invaliden hielt ich noch immer an der Vorstellung fest, daß mein Stufenjahr die Ursache sei, weßhalb die Mittel nicht wirkten;

was aber auch die Ursache sein mochte, so konnte ich mir nicht verhehlen, daß meine Kräfte schnell dahin sanken. Die Störung aller meiner körperlichen Verrichtungen nahm zu, die ohnmachtähnlichen und kataleptischen Anfälle waren häufiger und von längerer Dauer; und obgleich, wie ich überzeugt war, meine persönliche Erscheinung auf keinen tödtlichen Erfolg hinwies, so hatte ich doch das Gefühl, als wenn das Leben von mir wiche. Unglücklicher Weise wurde der Doktor gerade jetzt zu seiner kranken Mutter nach Bath gerufen; da er indessen ausführliche Instruktionen über meine Behandlung hinterließ und bald wieder zurückzukommen hoffte, so gab ich nicht zu, daß man einen andern Arzt holte.

Seine Abwesenheit zog sich indessen unerwartet hinaus, und ich schleppte mich so ohne eine materielle Veränderung in meinem Zustande hin, bis eines Morgens ein plötzliches und ganz neues Gefühl meinen ganzen Körper lähmte. Mein Kopf schwindelte mir; es war mir, als wenn mir der Tod die Hand aufs Herz gelegt hätte, und ich hatte nur noch Athem genug, um zu flüstern: „Wärterin, ich sterbe! Alles ist vorüber! ich fühle es, ich ersticke. Nimm etwas von der Bettdecke weg.“

Dieses waren die letzten Worte, die ich vor meinem Begräbniß aussprach! So wunderbar und fast unglaublich auch die Sache scheinen mag, ich lag nur in einer kataleptischen Verzückung, denn obgleich meine Glieder steif wie die eines Todten ausgestreckt waren, so waren doch meine Sinne und mein Bewußtsein keineswegs erloschen. Ja, sie waren in gewisser Hinsicht erhöht, denn ich konnte ein entferntes Flüstern, das ich kurz zuvor nicht gehört haben würde, vernehmen; ein Auge, nur halb geschlossen, behielt seine volle Sehkraft, und obgleich das andere völlig geschlossen war, so kam es mir doch vor, als könne ich durch das Augenlid so deutlich sehen, als wär es eine Brille. Meine Zunge hatte alle Bewegungsfähigkeit verloren, ich war gänzlich sprachlos, aber mein verhindertes Athmen kämpfte zwischen Leben und Tod und rang sich mit einem gurgelnden und Erstickung verkündenden Geräusch aus der Brust.

Die fette Wärterin, die sich mir bisher mit einem mütter-

lichen Lächeln und einer schmeichelnden Stimme genähert und gesagt hatte: „Nun, mein lieber guter Herr, es ist Zeit, die Pillen zu nehmen. Wie gut sehen Sie diesen Morgen aus! Ich wette mein Leben, in acht bis vierzehn Tagen reiten Sie Ihren Schimmel wieder!“ — dieselbe fette Wärterin hatte kaum den erstickenden Ton gehört, von dem ich gesprochen habe, als sie in ihrem natürlichen Accent rief: „Das ist das Rasseln des Todes! Es ist Alles vorbei, ganz gewiß, und hohe Zeit dabei, Gott weiß es. Ich will mich hängen lassen, wenn ich nicht dachte, der alte Esel würde nie sterben. Ich für meinen Theil kann nicht begreifen, wie Menschen sich so lange dabei aufhalten können. Wenn sie nicht sterben können, so sollen sie leben, und wenn sie nicht leben können, so sollen sie sterben.“

In das Visitenzimmer, mit welchem mein Schlafzimmer zusammenhing, eilend, raffte die Wärterin einen werthvollen Shawl meiner Tochter, als auch einen Tuchmantel von mir zusammen und breitete ihn über mich, was mich verwundert haben würde, da ich sie doch soeben gebeten hatte, einige Betten wegzunehmen, hätte ich nicht daran bedacht, daß diese raubsüchtigen Harpyien alles Das als ihr Eigenthum beanspruchten, was auf dem Bette liegt, wenn der Kranke stirbt. Oh! wie wünschte ich sprechen zu können, als ich sie nachher sagen hörte: „Der alte gute Herr sei ganz kalt und schwach geworden, gerade als sie weggegangen sei, und deßhalb habe sie ihn gut zugedeckt“. Sie fügte diesen ihren Beschäftigungen nichts weiter hinzu, als daß sie einige Kleinigkeiten einsteckte, die in dem Zimmer herumlagen, und dabei die herzbrechendste Miene annahm, die sie annehmen konnte. Mit einem Schnupftuch in der Hand stürzte sie hinaus, um meiner Tochter und dem Hausgesinde meinen Tod anzusagen.

IV.

Da Sarah zu Doktor Linnel geeilt war, um zu erfahren, welchen Tag sie auf seine Zurückkunft rechnen könne, indem ihre Ungeduld mit jeder Stunde wuchs, kam in einem Zwischenraum von zwei Stunden Niemand mehr in mein Zimmer. Während

dem benutzte ich die Zeit, über meinen gefährlichen und beispiellosen Zustand nachzudenken. In allen meinen früheren Anfällen hatte die Seele mit der aufgehobenen Vitalität des Körpers sympathisirt, aber jetzt hatte ich vitale Sinne und Empfindung in einer todten Hülle. War diese Trennung beider Provinzen nur temporär? Wie lange würde sie dauern? wie endigen? Was war mein endliches Schicksal? Ich hatte von entkörperten Geistern gelesen, und ich konnte mir die Fortdauer einer solchen getrennten Existenz denken; aber was mich anging, so war ich lebend in meinem eigenen Körper begraben — bestimmt vielleicht, scheußlich und auf eine ekelhafte Weise zu sterben, wenn meine körperlichen Theile sich versetzten und faulten. Auch hatte ich von traurigen Opfern gelesen, die, in ohnmachtähnlichem Zustande beerdigt, sich in ihrem Sarge umgedreht hatten; ferner von solchen, die sich selbst herausgearbeitet hatten und als elende Skelete in einem Winkel des Grabgewölbes gefunden wurden, wo sie vor Hunger und Erschöpfung umgekommen waren. Innerlich zusammenschaudernd vor solchen schrecklichen Gedanken, hing ich mich an die Hoffnung, daß, obgleich mein jetziger furchtbarer Anfall bestimmt von allen vorhergehenden verschieden war, er nach etwas längerer Zeit, gleich ihnen, mit der Wiederbelebung endigen werde.

Während ich nun so über mein Schicksal nachdenkend zwischen Furcht und Hoffnung schwebte, trat meine Tochter ein, brach in einen Strom von Thränen aus, küßte mich auf meinen unempfindlichen Mund, kniete an meinem Bette und betete lang und innig, daß meine Ohnmacht mich verlassen möge, denn trotz der sicheren Ueberzeugung meines Todes wollte sie doch die Hoffnung auf meine Wiederherstellung nicht aufgeben. Einige indessen von den Hausbewohnern, insbesondere die Wärterin, welche den Besitz des Shawls sich gesichert wünschte, hielten mich für unzweifelhaft todt, denn ich hörte die Mägde die Fensterladen in den anderen Zimmern schließen und sah manche auf den Tod bezügliche Vorbereitungen, auf welche ich mit Gefühlen lauschte, die alle Vorstellungen übersteigen. Das Haus war jetzt ruhig, nur gelegentlich schlugen Töne ominös und bedeutungsvoll an

mein Ohr, denn jede vorübergehende Stunde, welche die Glocke im Vorsaal anzeigte, schien die Todtenglocke zu sein, welche meinen Tod bestätigte und mich dem erschrecklichen Augenblick, wo ich lebendig begraben werden sollte, näher brachte. Zu Zeiten waren auch andere Töne zu unterscheiden; und wenn ich das Knarren der Räder auf der Straße, das Pfeifen eines Eisenbahnzuges, das Klappern und Schnattern meiner Domestiken beim Mittagsessen hörte, so schien es mir gefühllos und unnatürlich, daß die Leute an dem Tage meines einmal angenommenen Todes ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nachgingen, und daß meine eigenen Leute es sich wie gewöhnlich schmecken ließen, als wenn gar nichts vorgefallen wäre.

So blieb ich denn ohne alle andere Begleitung allein bis zum Abend, als das Mädchen meiner Tochter und die Hausmagd, nachdem sie sich feierlich verpflichtet hatten, sich gegenseitig beizustehen, es möge auch geschehen was da wolle, und nachdem sie sich die Hände gegeben zur Bekräftigung ihres Vertrags, sich auf den Fußzehen in das Zimmer stahlen, um einen Blick auf mich zu werfen, denn keine von ihnen hatte je einen Todten gesehen. Indem sie verstohlen und schräge nach mir hin schauten, als wenn es mein Geist wäre, der da läge, flüsterten sie sich gegenseitig zu, ich sähe ganz und gar aus, als wenn ich schliefe, ohngeachtet doch die Wärterin behauptet habe, ich sei so todt wie ein Thürnagel. Beide erklärten, ich wäre kein rechter Gentleman, wenn ich nicht in meinem letzten Willen aller meiner Diener gedacht hätte; als man endlich auf Trauer zu sprechen kam, erklärte die eine, ihr Kleid solle vorne zugemacht werden, und die andere sprach von einem sehr schönen Muster für ihre weiße Musselinhaube. Aber ihr Gespräch drehte sich nicht blos um solche geringfügige Dinge, denn das Mädchen meiner Tochter erklärte auf Autorität ihrer Herrin, daß Doktor Linnel vor seiner Abreise an Georg geschrieben habe, er solle unverzüglich kommen; auch habe Miß Sarah gesagt, sie hoffe, er werde am nächsten Morgen kommen; der Doktor werde aber den nächst darauf folgenden Tag erwartet. Hierauf schlichen sie sich weg und hielten ihre Hände noch immer zusammen.

In diesen Gesprächen lag kein geringer Trost. Sollte ich wieder erwachen, so würde mein Sohn eine gute Gelegenheit haben, sich von allem Verdacht hinsichtlich des Restauratifs zu reinigen, auf das ich noch immer die Hoffnung setzte, daß es mir helfen würde. Sollte aber meine Ohnmacht fortdauern, so brauchte ich nicht zu fürchten, lebendig begraben zu werden, denn Linnel würde lange vor meiner Beerdigung an meinem Bette gewesen sein, und er war ein zu geschickter und erfahrener Arzt, um nicht zwischen wirklichem und Scheintod unterscheiden zu können. Indem nun so mein größter Schrecken vorüber war, zählte ich geduldig die Glockenschläge bis zu meiner gewöhnlichen Schlafenszeit, in der Hoffnung, dann einzuschlafen und so einer langweiligen, langen und schlaflosen Nacht zu entgehen. Aber der Schlaf ist eine Vorkehrung der Natur, des Tages Mühen und Lasten wieder auszugleichen; in meinem kataleptischen Zustande war aber kein solcher Aufwand körperlicher Kräfte vorhanden, folglich auch kein Bedürfniß nach Ruhe. Vielleicht war auch mein Gemüth zu sehr aufgeregt, um zur Ruhe und Vergessenheit zu kommen; vielleicht mochte auch meine Ohnmacht — Existenz — ein immerwährendes Bewußtsein, folglich ein unabänderliches Elend sein. Solch ein Zustand mußte zur Verrücktheit führen; aber wie konnte ein Mann verrückt und bewegungslos sein, ein Irrer und eine Statue? welches unbeschreibliche Elend, wenn man sein Gehirn in einem irren Zustande wüthen und rasen fühlt, der für sein Wüthen keinen Ausweg, weder durch die Explosionen der Stimme, noch durch die konvulsivischen Bewegungen seiner Gliedmaßen finden kann! In solchen Gedanken schleppte sich die erste Nacht meines lebenden Todes langsam hin.

V.

In diesem verlassenen Zustande und mit dieser schrecklichen Aussicht vor mir kündigte mir das dämmernde Licht und das Zwitschern der Vögel, welches lieblich zu meinen Ohren drang, den jungen Tag an. In der ersten Frühe erschien meine Tochter wieder in meinem Zimmer, fuhr schaudernd zurück,

indem sie mich auf den Mund küßte, und rief mit bewegter Stimme: „Kalt, ganz kalt! ich fürchte, es ist keine Hoffnung mehr. Armer theurer Vater!“ Dem ohngeachtet verzweifelte sie nicht; denn sie kniete nochmals nieder und betete inbrünstig für meine Wiederherstellung; darauf verließ sie weinend das Zimmer. Es war dieser Beweis kindlicher Zuneigung unendlich rührend für mich, obschon nicht ohne Beimischung von Vorwürfen, denn ich fühlte, daß mein Benehmen gegen das arme Mädchen in der jüngsten Zeit mich wenig zu einer solchen zärtlichen Aufopferung berechtigte.

Verschiedene Klänge drangen nun von außen zu mir herein: das Pfeifen des in Acker fahrenden Bauers, das Wetzen der Sense, das Brüllen des Viehs, das Krähen der sich gegenseitig zurufenden Hähne; und während ich mit Wohlgefallen diesem ländlichen Chor lauschte, sah ich — vermöge meiner Art von Clairvoyance, von welcher ich keine weitere Rechenschaft geben kann — ganz deutlich und lebendig die ganze Morgenlandschaft, so weit sie durch die Fenster meines Zimmers übersehen werden konnte. Die Blätter der weißen Aeschen, in den Sonnenstrahlen schimmernd, glichen ebenso vielen blinzelnden Augen; die in der Luft schwankenden Fichten und Pappeln schienen sich auszustrecken, als wollten sie den Schlaf abschütteln; der Fluß, bewegt durch die Luft, vertheilte Seitenblicke über jede Blume, vor der er vorbeizog, die vergoldeten Spitzen der fernen Hügel glänzten in dem blauen Himmel, während ihre Grundfläche noch in Nebel gehüllt war, der allmählig in die Höhe stieg, und Alles wurde hell und prächtig, als feierten Himmel und Erde ihren Hochzeittag. Wie lange ich so auf diesem schönen Bilde mit meinen Blicken verweilte, weiß ich nicht, aber wahrscheinlich mußten einige Stunden darüber hingegangen sein, denn der Tag hatte bereits Fortschritte gemacht: da wurde meine Aufmerksamkeit durch die Eröffnung des Sprechzimmers gefesselt, und ich hörte die wohlbekannten Fußtritte meines Sohnes Georg.

Als er an mein Bett trat, betrachtete er mich einige Sekunden stillschweigend, worauf er mit gefühlloser Ueberraschung ausrief: „Man soll mich hängen, wenn man in des Gouver-

neurs Aussehen eine auffallende Veränderung sieht; vielleicht ein wenig blasser, und nichts weiter." Er legte seine Hand auf meine Wange und dann auf mein Herz, indem er fortfuhr: „Keine Pulsation! und das kalte, klebrige Gesicht einer Leiche! Ja, ja, er ist wirklich todt. Zu bewundern ist nur, daß er so lange ausgehalten hat." Ach, wie sehr wünschte ich jetzt plötzlich zu erwachen, um aus dem Bette springen, ihn bei der Brust fassen und laut schreien zu können: „Spitzbube! betheuertest Du nicht immer, daß ich schnell genesen solle, wenn ich nur doppelte Dosen von Deinem höllischen Restaurativ schlucken wolle? Und nun wunderst Du Dich, daß es mich nicht früher tödtete?"

Aber ach! was meine körperlichen Kräfte anging, war ich ja wirklich eine Leiche. „Ich muß meine Einsicht in seinen letzten Willen haben", waren die nächsten Worte, die ich vernahm. „Der Vater sagte mir vor einiger Zeit seinen Inhalt; fast Alles hinterläßt er mir: aber Sehen ist Glauben. Ich würde es in dem kleinem Schubfach des schwarzen Schreibtisches finden, sagte er." Er begab sich nun unverzüglich nach diesem Möbel, das in dem anstoßenden Sprechzimmer stand; da aber die Thüre zwischen beiden Zimmern offen stand, so war ich im Stande, Alles zu überwachen, was er vornahm, und seine Bemerkungen dazu zu hören. Nachdem er meinen letzten Willen aus dem Fache genommen, öffnete er die Fensterladen, setzte sich an das Fenster und überlief ihn langsam, indem er dabei von Zeit zu Zeit ausrief: „Ganz recht — ganz recht — Alles mein — es versteht sich und kann nicht anders sein; ein einziger Sohn. Aber wo in der Welt dachte mein Vater hin, daß er Sarah so viel hinterließ? Was brauchen die Weiber Geld? Es macht sie ja nur zur Beute von Glücksjägern. Gut ist es nur, daß sie ausgeschlossen ist, wenn sie den armen Pfarrer heirathet. Wir brauchen keine Bettler oder Bettlersbrut in der Familie, die uns immer um Unterstützung quälen. Aber, was ist das? noch eine Schrift!" Indem er dieß sagte, öffnete er das Codicill, überlas es, und rief, als er es ganz erstarrt geendigt hatte: „Verdammt! das ist eine schöne Geschichte! — Alles ist dem Landkranken-

hause verfallen, wenn ich Julie Thorpe heirathe, das einzige Mädchen in der ganzen weiten Welt, welches ich zu heirathen wünsche, ein Mädchen, das mir so leidenschaftlich zugethan ist und die — es würde ein offenbarer Raub sein! Nie hörte ich von einer solchen Grausamkeit, von so etwas Abscheulichem und Unnatürlichem. Aber ich werde mich einer solchen Plünderung nicht unterwerfen; nein, ich bin kein solcher Esel. Ich werde Julie bekommen, und das Vermögen dazu, so wahr ich Georg heiße; und was mehr ist, ich werde keinen Augenblick weiter verlieren, mir beide zu sichern. Der Gouverneur dort kann nicht klagen, denn todte Leute erzählen keine Geschichten; ebenso wenig kann es ein verbranntes Codicill, so gehe es denn ins Feuer." Bei diesen Worten schloß er die Fensterläden wieder, verschloß die innere Thüre, so daß er nicht beobachtet und überrascht werden konnte — warf das Codicill in das Feuer, indem er genau auf dessen Verbrennung achtete, und sagte dann, spöttisch nach dem Bette hinschauend, im triumphirenden Tone: „Gut, alter Herr! bei diesem Kniff hast Du nicht viel gewonnen. Das Vermögen wird mein sein, und Julie wird mein sein, und alle Codicille in der Welt können mir sie nicht nehmen. Den Gouverneur haben wir tüchtig angeführt. Ha! ha! ha!"

Dieses Lachen erschien mir unbeschreiblich häßlich und empörend, ja ich möchte sagen teuflisch; es kam von einem nichtswürdigen Menschen, der seinem Opfer gegenüberstand, und dieses Opfer war sein Vater, der ihm nie eine Bitte versagt hatte! Der Verrath in seinem von mir vernommenen Selbstgespräch und seine schändliche Vernichtung des Codicills hatte allen Glauben an seine Unschuld, an dem ich so beharrlich festgehalten hatte, verscheucht, und ich konnte nicht länger der Ueberzeugung entsagen, daß er recht gut die giftige Wirkung des Restauratios gekannt, und daß er es wahrscheinlich mit seinen eigenen vatermörderischen Händen zusammengebraut habe. Die erfolgreiche Vernichtung schien ihn in einen Zustand von Trunkenheit und Aufregung versetzt zu haben, denn er warf seine Arme wild umher, ging rasch im Zimmer auf und ab, schritt in das

Schlafgemach, schnappte triumphirend mit den Fingern und sprach in unzusammenhängender Weise, er wolle sogleich seine Julie heirathen, seine Freunde in Newmarket zur Hochzeit einladen, Jagdhunde anschaffen und seine Keller mit den seltensten Weinen füllen, die nur zu haben wären. Mitten in diesen schwelgerischen Phantasien hörte man ein Geräusch an der Thüre des Sprechzimmers. Sogleich verwandelten sich die strahlenden Züge seines Gesichtes in die der Unruhe; auch seine Stimme verrieth Unruhe. „Wer ist da? — wer ist da? was wollt Ihr?“ rief er.

Die Antwort konnte ich nicht vernehmen, aber die Thüre wurde aufgeschlossen und geöffnet; meine Tochter trat ein, mit der Frage, weßhalb er sich eingeschlossen habe, worauf er aber keine Antwort gab, sondern nur begierig fragte:

„Wann, sagtest Du, daß Doktor Linnel zurückkäme?“

„Uebermorgen.“

„So bald! verteufelt unglücklich!“

„Ich dachte, Du würdest Dich freuen, daß wir ihn Freitag Nachts oder Sonnabend Morgens sehen würden.“

„Sarah, die Beerdigung muß am Freitag stattfinden — hörst Du — am Freitag.“

„Lieber Georg, wie kannst Du so unvernünftig sprechen! Mein armer Vater würde dann erst drei Tage todt sein. Welchen Grund giebt es in der Welt, weßhalb man das Begräbniß so vor der gewöhnlichen Zeit beeilen sollte?“

„Welchen Grund? Tausend — zehntausend; jeder stärker als der andere. Ich denke, Du bist wenigstens überzeugt, daß unser Vater todt ist?“

„Ach leider kann ich daran nicht länger zweifeln.“

„Und Du wirst, denke ich, zugeben, daß, wenn wir ihn noch sechs Monate aufheben, er dann nicht weniger todt sein wird als jetzt?“

„Das ist kein Grund für eine so unschickliche Eile und für einen so gänzlichen Mangel an kindlichem Gefühl und Ehrfurcht. Was würde die Welt zu Deinem Benehmen sagen? und welchen Grund würdest Du ihr gegenüber angeben?“

„Die Welt vermag einen Mann nicht zu kritisiren, der jährlich sieben- bis achttausend Einkommen hat; und wenn meine Gründe mich selbst zufrieden stellen, dann ist es genug. Höre, Sarah! Bevor ich Newmarket verließ, erhielt ich einen unverschämten und schlauen Brief von Doktor Linnel, worin er mir fünfzig Fragen über Raby's Restaurativ stellt. Ich habe nicht nöthig Dir zu sagen, was für ein halsstarriger, argwöhnischer Bursche er ist, und daß er etwas darin sucht, die Todesursache irgend eines Menschen aufzufinden. Es ist sein Steckenpferd, seine Monomanie, und deßhalb habe ich nicht den geringsten Zweifel, daß er auf einer Sektion der Leiche bestehen wird. Du weißt aber, welchen unüberwindlichen Widerwillen unser Vater gegen eine solche Art von Verstümmelung hatte. Auch meine eigenen Gefühle sind gegen ein solches barbarisches und unehrerbietiges Verfahren; und so habe ich denn, um allen Streit und allen Verdruß zu vermeiden, beschlossen, daß die Beerdigung sogleich vorgenommen werde."

„Aber warte doch die Rückkehr des Doktors ab, wenn Du auch keine Nachsicht mit Dem hast, was Du seine Monomanie nennst."

„Das könnte einen schlimmen Verdacht erregen und zu tausend Vermuthungen und Anspielungen Anlaß geben, die man besser vermeidet."

„Mir scheint es, daß eine solche ungewöhnliche Uebereilung mehr geeignet ist, unangenehme Bemerkungen hervorzurufen."

„Liebe Sarah, Du weißt nichts von solchen Dingen. Ich bin einziger Exekutor, ich kann thun, was mir beliebt; ich will, daß mein Vater am Freitag beerdigt wird, und ich habe befohlen, daß der, welcher die Leiche besorgt, diesen Nachmittag hier ist, um meine Befehle zu erwarten; und nun sprich kein Wort mehr über die Sache."

VI.

Es war nun klar und unbestreitbar, daß ich absichtlich von meinem höchst undankbaren und unnatürlichen Sohn vergiftet

worden war, und daß ich in der größten Eile unter die Erde gebracht werden sollte, damit nicht nach der Zurückkunft des Doktors Linnel, durch eine genauere Untersuchung der Leiche, die Schurkerei entdeckt werden möge. Der leidigen Hoffnung, die mich bisher aufrecht erhalten hatte, — der Aussicht auf ein Wiedererwachen während der Zeit, die gewöhnlich zwischen Tod und Begräbniß liegt, — folgte jetzt eine gänzliche Verzweiflung, gesteigert noch durch die äußerste Wuth gegen den Verworfenen, dessen Machinationen ich zum Opfer gefallen war, und ein Gefühl unaussprechlichen Abscheus und Schreckens bei dem Gedanken lebendig begraben zu werden. Dieser Vulkan der glühendsten Leidenschaft brannte im Inneren mit so größerer Energie, weil er sich weder durch Stimme noch Geberde nach außen entladen konnte. Aechzen und Schreien, ungestümer Angriff oder konvulsivische Bewegungen sind die Ausbrüche, durch welche die Natur für die Manifestation und Linderung geistiger und körperlicher Leiden gesorgt hat; aber während meine Angst wahrscheinlich mehr akut war, als ein menschliches Wesen je vorher erduldet hatte, und während mein Leben noch durch die Aeußerung eines Tones oder die Bewegung eines Fingers hätte gerettet werden können, blieb ich stumm, hülflos und unbeweglich — eine lebende Leiche! Man sollte glauben, mein elender Zustand hätte sich kaum noch steigern können, aber die Nothwendigkeit, auf die herzlosen, lästerlichen Reden meines Sohnes zu lauschen, machte meine Zungenlahmheit tausendmal unerträglicher.

Ach! ich war leider verurtheilt, noch mehr Empörendes, noch mehr kaltblütige Befehle von dem Vatermörder — denn so konnte man ihn seiner Absicht nach nennen, obgleich seine strafbare Absicht bis jetzt noch nicht erreicht war — zu vernehmen. Nicht sehr lange nachdem meine Tochter das Zimmer verlassen hatte, erschien der Leichenbesorger mit seinem handwerksmäßigen traurigen Gesicht und ging so geräuschlos, als wenn er fürchtete durch seine Tritte den Verstorbenen zu wecken und dadurch um seine Gebühren zu kommen.

„Gut, Thomkins", sagte der junge Teufel, der seine Trauer

durch eine Bouteille Madeira und einige Sardellen zu beschwichtigen suchte, „Ihr wißt, weßhalb ich nach Euch geschickt habe.“

„Ja, Herr, ein trauriges Geschäft, eine betrübte Angelegenheit; ich bedauere es sehr, daß ich davon höre.“

„Kommt, kommt, Thomkins; keinen Humbug, kein Geschwätz! Welcher Leichenbesteller bedauert es, von einem Todesfall zu hören? Unsinn! die Menschen müssen sterben, sind von jeher gestorben und werden sterben; darin liegt nichts Neues, und darum habt Ihr auch nicht nöthig, so traurig darein zu sehen. Jetzt zu unserem Geschäfte! Ich wünsche, daß der alte Herr ein schönes Leichenbegängniß bekomme.“

„O gewiß, Herr, gewiß. Ein Herr von Ihrem schönen Vermögen kann verlangen, daß Alles anständig sei.“

„Ja, aber ich bin nicht Willens, es Euch zu überlassen. Hier sind meine Befehle, Alles schriftlich. Nichts Besonderes, wie Ihr seht; Alles kann leicht hergerichtet werden, und so, denke ich, kann das Leichenbegängniß am Freitag sein.“

„Was? am Freitag, sagen Sie, Herr? Das sind ja nur drei Tage nach dem Tode; wenige Menschen werden unter einer Woche beerdigt, wenn nicht besondere Umstände vorhanden sind.“

„Gut, aber hier sind besondere Umstände vorhanden. Er starb an einer ansteckenden Krankheit von sehr bösartiger Natur, und der Lebenden wegen müssen wir ihn so schnell wie möglich unter die Erde bringen. Ich glaube, bis nächsten Freitag könnt Ihr Alles in Bereitschaft haben — ja bis dahin muß es sein.“

„Es fragt sich nur, ob bis dahin der bleierne Sarg in solcher Eile gefertigt werden kann. Sehen Sie, Herr Briggs muß erst kommen und das Maß nehmen; dann —“

„Weßhalb? Wir brauchen gar keinen solchen. Ein Sarg von Ulmenholz wird ihn enge genug zusammenhalten, denke ich. Fürchtet nicht, daß die Leiche wieder herauskommt.“

„O nein, Herr! dafür drängen wir ihn zu dicht hinein; aber wenn wir Einen in ein Grabgewölbe beerdigen (das Ihrige ist ein vortreffliches, Herr!), nimmt man gewöhnlich Blei.“

„Gut, gut, der alte Herr wird bei seiner Familie sein, und

wenngleich Verwandte sich gerne im Leben streiten, so hoffe ich, sie werden doch gute Freunde nach dem Tode. Gewiß habt Ihr nie gehört, daß ihre Särge aneinander rannten, nicht wahr?"

Gekitzelt von diesem albernen Einfall, brach er wieder in ein so unsinniges und scheußliches Gelächter aus, wie es mich schon früher empört hatte; und als er den Leichenbesteller unter Erneuerung seiner bestimmten Befehle entlassen hatte, ging er das Zimmer auf und ab, nahm ein frisches Glas Madeira, schwang phantastisch seine Arme und lächelte, indem er zu sich selbst sagte: „Eine kapitale List mit dem bösartigen Fieber! Thomkins wird es allenthalben ausbreiten, und so ist die Eile erklärt. Gut, gut!"

VII.

Aufs Neue der Einsamkeit, dem Schweigen und meinen eigenen trüben Gedanken hingegeben, hatte ich keine andere Beschäftigung, als daß ich jeden Glockenschlag zählte, der mich sechzig Minuten näher zu meiner lebendigen Einsargung brachte, ein Gedanke, der mich mit wachsendem Entsetzen erfüllte, da die Aussicht, ihr zu entrinnen, mit jeder Stunde schwächer wurde. Am folgenden Tage gaben mir die schrecklichen Processe der Vorbereitung für das Grab einen furchtbaren Vorgeschmack des mir bevorstehenden Schicksals. Der Leichenbesteller kam, um das Maß zum Sarg zu nehmen; er maß die Dimensionen meines Körpers mit solcher Gleichgültigkeit, als wenn ich ein Scheit Holz wäre; mit einem gefälligen Lächeln bemerkte er, daß er schon einen fertigen Artikel zu Hause hätte, der gerade passen würde — ein glücklicher Umstand, da er so wenig Zeit hatte. Zwei seiner Leute drehten mich nun ohne die mindeste Ceremonie um, um mir mein Sterbekleid anzuziehen — das Hofkleid, in welchem wir uns Alle bei dem großen Lever des Königs der Schrecken zeigen. Es lag etwas Lächerliches und Abstoßendes in der ausgesuchten Toilette, mit der sie eine todtenblasse Leiche zierten, die in Kurzem ein noch bleicheres Skelet werden sollte.

Währenddem war ihre rohe Sprache nicht weniger beleidigend als die fühllose Vertraulichkeit, mit der sie ihre Geschäfte verrichteten. „Ich sage, altes Vieh", rief Einer, legte seine schmutzige Hand auf meine Stirne und moralisirte mit offenbarem Wohlgefallen über meinen Zustand. „Ich sage, altes Vieh, alle Euer Geld hilft Euch jetzt nichts, wie Ihr seht, wenn es einmal dahin kommt; und die Leute sagen, Ihr seiet nicht eben bedenklich gewesen, es zusammenzuscharren. Ihr seid nun auch nichts Besseres als Andere, obgleich Ihr Euren Kopf so hoch getragen habt; ein Trost ist es noch, daß Ihr da zur Rechenschaft gezogen werdet, wo Ihr jetzt hingeht. Wenn Ihr mir Euer ganzes Vermögen und all Euer Gold in der Bank geben wolltet, ich würde doch nicht mit Euch tauschen. He, Joe, Joe", fuhr er fort, indem er sich zu einem Jungen an seiner Seite umdrehte; „nun siehst du, wie wahr es ist, daß ein lebender Hund besser ist als ein todter Löwe!"

„Ganz recht, Herr Hodges", war die Antwort.

Dieß war ohngefähr der Ton dieser Unterhaltung, die ich zu belauschen verurtheilt war, und ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß sie nicht geeignet war, das Gemüthsleiden zu vermindern, das mich bereits überwältigte.

So lag ich da, zum Opfer bestimmt, die traurigen Stunden in unbeschreiblicher Trostlosigkeit und Verzweiflung bis zum unglücklichen Freitag zählend, der mein schreckliches Geschick vollenden sollte. Früh Morgens wurde mein Sarg gebracht und an mein Bett gestellt. Meine ganze Seele erbebte davor mit einem Abscheu, der um so stärker war, als mein Widerwille sich nicht äußern konnte. Hodges, des Leichenbestellers Gehülfe, zog den Schirm am Fenster auf und sagte, zum Bette zurückkehrend:

„Ich will nicht ehrlich sein, wenn ich je ein so frisch aussehendes starres Vieh gesehen habe (dieß war sein roher Name für Leiche), man sollte darauf schwören, daß er nur schliefe. Glaube mir's, er ist nur drei Tage todt, und wir packen nicht oft Einen so frisch ein. O, der ist nicht der Geringste in der Welt, der sich aufbläht. Manche Todte wissen nicht, was sie für Plage machen, und schwellen, wenn sie gemessen worden, so

auf, daß man eine gute Stunde damit zu thun hat, sie in ihren hölzernen Kasten einzudrücken. Hier werden wir so viel Arbeit nicht haben. Du wirst sehen, der alte Kerl wird sich darein schicken wie ein Lamm. Nimm eine Hand, und laß uns ans Werk gehen."

Der Sarg war auf ein hohes Gestell gebracht worden, und da ich aus dem Bette gehoben wurde, um hineingelegt zu werden, lag mein Kopf einige Sekunden lang höher, und ich empfing durch das Fenster einen hellen Blick — wie ich damals glaubte, den letzten — von der äußeren Welt. Ach! wie unendlich reizend, wie unaussprechlich angenehm, schön und herrlich erschien sie mir! Das sanfte Auge Gottes strahlte an dem wolkenlosen Himmel; die Vögel, berauscht vom Sonnenschein, sangen ihre munteren Lieder; der Wechsel von Licht und Schatten verlieh Hügel, Thal und Hain, Erde und Wasser ein pittoreskes Ansehen; Alles war Leben und Bewegung in der Natur; und in dem nahen Gehäge sah ich den Schimmer der weißen Bergspitze, der ich so manchen angenehmen Spazierritt verdankte und deren Rücken ich nie wieder beschreiten sollte! Nie erschien mir die Natur so blühend, so lieblich; nie hing ich mit solcher Liebe und so schmerzlich am Leben, als in dem Augenblick, wo ich durch Mörders Hand aus der Welt entfernt werden sollte.

Nachdem ich nicht ohne manchen rohen und gefühllosen Spott von Seite Derer, die dieses Geschäft auszuführen hatten, in mein schmales Behältniß gebracht worden war, war ich wieder der Einsamkeit und meinen eigenen traurigen Gedanken überlassen. Während ich damit beschäftigt war, den Verlauf der Zeit mit immer wachsendem Entsetzen zu berechnen, hörte ich Fußtritte nahen; meine Tochter beugte sich zärtlich über mich, küßte mich zu wiederholten Malen, während ihre Thränen auf mein Gesicht fielen. Fast unhörbar flüsterte sie: „Lebe wohl für ewig, mein theurer, theurer Vater!" Hierauf entfernte sie sich schluchzend aus dem Zimmer. Dieser Beweis kindlicher Zuneigung war mir höchst erquickend und werthvoll, obschon er die schreckliche Katastrophe, die mir bevorstand, nicht einen Augenblick aufschieben konnte.

VIII.

Während ich noch über den Besuch meiner lieben, guten Tochter nachdachte, der nicht ganz ohne beruhigenden Einfluß auf meine Seele war, wurde ich durch das Läuten der Kirchenglocke erschreckt, wohl zu allen Zeiten ein feierlicher und eindringender Ton, aber ach! wie unbeschreiblich feierlich und beunruhigend für mich, der ich das Läuten zu meinem eigenen Leichenbegängniß, zu meiner eigenen baldigen Beerdigung hörte! Alle Spuren von Hoffnung, an denen mein Herz noch hing, gingen zu Grunde, und meine Verzweiflung erreichte den höchsten Grad, als der Gehülfe in das Zimmer zurückkehrte und den Deckel des Sarges zuschraubte, eine Operation, die er mit einer Geschwindigkeit ausführte, die mich überraschte. Nach kurzer Zwischenzeit kamen auch seine Gehülfen hinzu und nahmen mich auf ihre Schultern; ich wurde durch das Sprechzimmer und den Vorsaal getragen und endlich auf einen Leichenwagen geschoben, dessen Thüren einige Minuten offen geblieben sein mußten, da ich viel von dem, was um mich vorging, deutlich hörte. Ich vernahm meines Sohnes Stimme, der nicht nur mit Gleichgültigkeit, sondern mit großem Leichtsinn zu seinem Newmarketer Freund, Sir Freeman Dashwood, sprach. Derselbe war ohne Zweifel mehr deßhalb eingeladen worden, um des Sohnes Erbfolge zu feiern, als dem dahingeschiedenen Vater seine Ehrfurcht zu bezeigen. Das Stampfen der Pferde, das Rollen der Wagen und andere Zeichen verriethen mir, daß es meinem Leichenbegängnisse an den gewöhnlichen Paraphernalien nicht fehlen sollte; ich sollte meinen Triumphzug nach dem Grabe mit allem dem Blendwerk irdischer Größe machen, welches man gewöhnlich auskramt, wenn die Leiche eines Vornehmen den Würmern zur Speise Preis gegeben wird. Ein Führer mit schwarzem Stab ordnete den Zug, gefolgt von Pferden mit nickenden Federn und Decken von schwarzem Sammet, und Trauerwagen, deren Inhaber nichts weniger als Trauernde zu sein schienen, Fußgänger mit Stäben und der ausgeschmückte Leichenwagen in langsamem

und feierlichem Zug brachten Erde zu Erde mit allem Glanz und Pomp, der am Ende nichts weiter ist als — Staub!

Nach der Ankunft dieses leeren Gepränges, dieser Eitelkeit aller Eitelkeiten, an der Kirchenthüre wurde der Sarg in das heilige Gebäude getragen, und der Trauergottesdienst, von dem ich nicht ein Wort verlor, wurde von Herrn Mason, dem Prediger, mit ungewöhnlichem Nachdruck und Gefühl abgehalten. Wenn ich bedachte — und ich hatte Zeit zum Denken in dieser beunruhigenden Lage —, daß ich nicht allein diesem begabten und vortrefflichen Manne die Hand meiner Tochter verweigert, sondern sie auch arm gemacht hatte, wenn sie ihn nach meinem Tod heirathete, und dieß Alles um meinen unnatürlichen Sohn zu bereichern, so ergriff mein Herz Schmerz, unaussprechliche Scham und Reue. Ach, was sind wir doch blind und in der Irre befangen, wir armen Sterblichen! Wie oft und wie vollständig würden wir unseren letzten Willen ändern, könnten wir nur wenige Tage oder auch nur Stunden in die Zukunft sehen.

Verhärtet aber muß das Herz des bloßen Zuschauers sein, wenn der Sarg niedergelassen wird, und er hört das schaurige Rasseln des Deckels und die feierlichen Worte: „Erde zur Erde, Asche zu Asche, Staub zu Staub." Er kann nicht ohne Rührung bleiben, wenn ihm eine vernehmliche Stimme, als käme sie aus dem Grabe, sagt, daß ein Nebenmensch zu seiner letzten Ruhestätte bestimmt ist, wohin er ihm vielleicht selbst in nicht gar langer Zeit unvermeidlich folgen muß. Welche Wirkung mußte sie aber auf mich haben, dem diese Stimme ein förmliches Todesrasseln war, das alle Hoffnung gänzlich vernichtete und meine düsteren und traurigen Vorstellungen zur wahren Verzweiflung steigerte? Wenige Stufen auf dem Kirchhofe, gewöhnlich mit einer Steinplatte bedeckt, leiteten zu der Thüre unseres Familienbegräbnisses. An diesen Ort wurde ich gebracht; ich wurde in das Grab getragen; auf Anordnung des Gehülfen des Leichenbestellers wurde ich auf den Boden in der Nähe des Einganges gesetzt; der Mann zog sich zurück; die Thüre wurde verschlossen; ich hörte die Fußtritte der weggehenden Zuschauer; Alles war vorüber! ich war lebendig begraben!

So lange ich auch dieses fürchterliche Resultat vorhergesehen hatte, so war ich doch bisher nicht fähig gewesen, es mir als wirklich vorzustellen, und auch jetzt noch, da die Katastrophe wirklich eingetreten war, verweilten meine Gedanken, aufrichtig gesprochen, mehr bei ihrer unmittelbaren als letzten Wirkung. Ich hatte immer eine Ehre darin gesucht, vielleicht angespornt durch meinen Widerwillen gegen seinen Eigenthümer, Godfrey Thorpe, der Eigenthümer von Oakfield Hall, mit seinem ausgebreiteten, mit Wildpret belebten Park und großem Gebiet zu werden; diese erwünschte Besitzung verglich ich nun mit meiner gegenwärtigen Wohnung. Mein Elisabethen-Haus war ein Sarg; mein Wildpark ein schmales Gewölbe mit moderigen Leichen besetzt; vier feuchte Wände mein Garten und Lustgehäge; und statt der breiten Ländereien, der sonnigen Decke des Himmels und der lieblichen Ansicht der Natur umgaben mich Grabesfinsterniß und der widrige Tod. Der Kontrast schien etwas Anziehendes zu haben, denn er beschäftigte meine Seele mehre Minuten lang.

Aber wenn meine Gedanken auf mein vergangenes Leben zurückschweiften, auf das Glück, dessen ich theilhaftig geworden war, und auf die Betrügereien, durch die ich hier und da auf unerlaubte Weise es vergrößert hatte, befiel eine tiefe Zerknirschung und Demüthigung meine Seele, und ich that ein Gelübde, daß, wenn ich je wieder zum Leben erwachen sollte — so unwahrscheinlich, ja unmöglich ein solches Ereigniß erschien, — ich Alles wieder erstatten und hinfort ein rechtschaffenes und unsträfliches Leben führen wolle vor Gott und den Menschen. In dieser Seelenstimmung betete ich lange und inbrünstig um Vergebung meiner Missethaten — eine bußfertige Berufung an den Himmel, welche mir einen momentanen Trost verlieh.

IX.

Schnell, nur zu schnell jedoch kehrten meine Gedanken zu meinem elenden Zustande zurück und begannen sich über die Art und Weise der Gräuel zu verbreiten, in welchen er unvermeidlich

enden mußte. Sollte ich, wenn ich meine Muskelkraft und meine Stimme wieder gewänne, verzweifelte und wahnsinnige Versuche machen, den Deckel des Sarges abzuwerfen, und wenn mir dieß nicht gelänge, aus allen Kräften um Hülfe rufen? Aber umsonst war eine solche Hoffnung, denn die Kirche war ein einsames Gebäude, und es befanden sich weder Häuser noch Fußwege in ihrer unmittelbaren Nähe. Und wenn es mir auch gelungen wäre, aus dem Sarge zu entkommen, wäre ich doch immer noch ein Gefangener in dem Gewölbe gewesen, würde über die moderigen Ueberreste meiner Vorfahren gestolpert und endlich doch langsam und elend im Wahnsinn und am Hungertod gestorben sein. Noch eine Alternative blieb übrig. Mein Scheintod konnte nach und nach in den wahren umgewandelt werden; mein Leben konnte erlöschen und ich in eine andere Welt ohne Leiden und fast ohne Bewußtsein übergehen — eine Euthanasie, um welche ich wiederholte Gebete an die Quelle aller Barmherzigkeit richtete.

Meinen Betrachtungen wurde eine neue Wendung durch das Schlagen der Kirchenuhr gegeben, deren Echo durch das leere Gebäude mit besonderer Feierlichkeit wiederhallte; ich beschäftigte mich damit, in meinem Innern die Minuten zu zählen, bis der Ton sich wiederholte, auf den ich mit einem gemischten Gefühl von Muthlosigkeit und Trost lauschte. Wahr ist es, er kündigte mir an, daß ich dem Tode eine Stunde näher, aber er bewies mir auch, daß ich noch nicht ganz von der Oberwelt abgeschlossen sei; ja, er schien mich den lebenden Scenen wiederzugeben, die ich verlassen hatte, denn meine Seele erhob sich bei jeder neuen Schwingung und verweilte unter allen Gegenständen und Beschäftigungen, die der besonderen Zeit eigen waren. Wer mag sich wundern, daß ich in dieser Täuschung eines Traumwachens ein Vergnügen fand?

Aber noch ein anderer Ton zog meine Aufmerksamkeit auf sich — das Zirpen und Zwitschern der Vögel, von denen einige auf den nahen Bäumen sangen, und andere, wie ich vermuthete, dicht an den Stufen meines Gewölbes herumhüpften. Es lag eine solche Schwermuth in ihrer Fröhlichkeit, daß sie meinen

eigenen traurigen Zustand noch erhöhten, und ich sagte zu mir selbst:

„O glückliche Vögel! ihr habt die glänzende Sonne und die balsamische Luft zu eurer Erquickung; ihr habt Flügel, euch über die ganze schöne Welt zu tragen; ihr habt Stimmen, eurer Lust Ausdruck zu geben und Glück in melodischen Gesang zu verwandeln; und ich —" Der Kontrast war zu schrecklich, und ich wendete meine Gedanken ab von dieser Betrachtung.

Es war Abend geworden und Alles war still, als plötzlich die Orgel ihre weichen, schwellenden und wohlklingenden Töne ausströmte, begleitet von melodischen Kinderstimmen, welche einen Lobgesang anstimmten und sich zu einer Harmonie vereinigten, die unaussprechlich süß und feierlich war. Ich war einen Augenblick verwirrt und glaubte mich unter dem Einfluß eines Traumes, hätte ich mich nicht erinnert, daß es Freitag Abend sei, wo der Geistliche und der Organist jedesmal die armen Kinder in der Kirche versammelte, um die Gesänge auf den morgenden Sonnabend einzuüben. O! wie sehnte ich mich danach, mit in ihre andächtigen Gesänge einzustimmen! O, mit welchem Wohlgefallen lauschte ich auf sie! O, wie sank mir das Herz, als Alles vorüber war, die Kirchthüren geschlossen und die letzten zögernden Fußtritte gehört wurden!

Immer aber erzitterten diese heiligen Töne in meinem Ohre fort und entzückten und erregten meine Phantasie, bis sie ein ideales Bild von Größe und Glorie hervorzauberten. Mir war es, als sähe ich die letzte Sonne, die die Erde zu sehen bestimmt wäre, allmählig in die fluthende See sinken; eine finstere Färbung war über die ganze Natur verbreitet, ein seidener Vorhang über die Welt herabgelassen; Alles lag in Nacht, tiefer Finsterniß und Tod, — während in einer entgegengesetzten Richtung der Vorhang des Himmels aufgezogen war. Das Morgenroth einer neuen, unbeschreiblich schönen Schöpfung erhob sich; die Sonne schien mit strahlendem und blendendem Glanze; die Luft war mit aromatischen Düften erfüllt, und goldgelockte Engel, schwebend auf rosenfarbenen Schwingen, schlugen goldene Harfen und vereinigten ihre süßen und melodiösen

Stimmen zu einem Choralgesang. Zugleich schwebten sie um einen centralen Thron, dessen unaussprechlichen Glanz kein menschliches Auge ertragen konnte. Wie lange meine Seele in der Betrachtung dieses Traumbildes versteckt war, weiß ich nicht, aber einige Stunden mußten wohl darüber verflossen sein, denn als es durch einen Sturm, der über den Kirchhof hinwegzog, verscheucht wurde, schlug die Glocke Zwölf. Traurig zitterte ihr Schall durch das Gebäude, und ihr dumpfes Echo verbreitete sich nahe und ferne auf den Schwingen des dahinziehenden Sturmes.

Mitternacht! So abergläubisch es auch sein mag, eine gewisse Furcht verbindet sich immer mit dieser Stunde; aber wie unendlich tiefer mußte der Einfluß derselben, mit allen seinen geisterhaften und schrecklichen Gedankenverbindungen auf mich sein, der ich begraben und am Leben war! umgeben von den modernden Ueberresten unzähliger Generationen und in wirklicher Berührung mit den Leichen oder Gerippen meiner eigenen Voreltern! Als wenn sich Schrecken auf Schrecken häufen sollten, wurde der Streit der Elemente auf Momente immer lauter und heftiger. Der Wind, der kurz zuvor gestöhnt und geächzt hatte, steigerte sich jetzt zu einem ungestümen Geheul; der Eibenbaum knarrte und rasselte, als wenn seine Aeste durch den Wind gepeitscht würden; der Regen wurde in Strömen gegen die Thüre des Gewölbes getrieben, da die zu ihr führenden Stufen noch nicht bedeckt waren, und das Rasseln des Donners, das fast Todte hätte erwecken können, schien die feste Erde unter mir zu erschüttern. Mit diesem schrecklichen Ausbruch schien sich der Sturm erschöpft zu haben, denn es folgte Stille, während welcher ein schwacher Ton an mein Ohr schlug, der mich fast bis zum Wahnsinn aufregte.

„Gütiger Himmel!“ rief ich in Gedanken, „täuschen mich meine Sinne? Kann dieß ein Fußtritt sein? Er ist es — er ist es! Sie kommen näher — näher — näher — sie steigen die Treppe herab — still! horch! — es rasselt der Schlüssel im Schloß — er wird umgedreht — die Thüre ist offen — die Thüre ist offen — die Thüre ist offen!!“

Wunderbar ist die blitzartige Schnelligkeit, mit welcher in

einer Krisis wie diese Gedanken die Seele durchziehen. In weniger als einer Sekunde hatte die meinige das ganze Geheimniß enthüllt, und ich konnte meine Befreiung aus dem Grabe berechnen, bevor sie noch stattfand. Doktor Linnel war früher zurückgekommen, als man erwartet hatte; sein früherer Verdacht war durch die ungebührliche Eile meines Begräbnisses bestätigt worden; er hatte sogleich Menschen abgeschickt, mich wieder auszugraben; seine Geschicklichkeit entdeckte schnell, daß ich nur in einer Ohnmacht lag; er würde mich wieder ins Leben zurückrufen; ich würde im Stande sein, meine gehorsame und theilnehmende Tochter zu belohnen und meinen unnatürlichen Sohn zu bestrafen; ich würde mich vielleicht noch mehre Jahre eines Lebens erfreuen, das mich glücklich machte durch das Bewußtsein, im Angesicht des Himmels frei von Vorwürfen und meinen Mitmenschen nützlich zu sein. Nie, nein, nie, sollte ich auch hundert Jahre leben, werde ich den Strahl von Begeisterung vergessen, der in diesem Augenblicke meine Brust elektrisirte! Hoffnung beseelte mein klopfendes Herz, ich schlug in Gedanken die Hände zusammen und rief voll Freude und Entzücken: „Gerettet! gerettet! gerettet!“

X.

Die Leute, welche in das Gewölbe eintraten, waren, wie ich leicht an ihren Stimmen erkennen konnte, der Küster und Hodges, der Gehülfe, der alle Vorbereitung zur Beerdigung geleitet hatte.

„Was für eine herrlich wilde Nacht, Herr Griffitto! sagte der letztere, „aber nicht wilder und ungewöhnlicher als das Ganze unseres Tagewerkes. Ich muß dabei an Herrn Georg denken; anstatt nach dem Leichenbegräbniß anständig nach Hause zu reiten, giebt er allen unseren Burschen einen regelmäßigen Schmaus, macht einige von ihnen so trunken wie Musikanten und läßt sie dann schwarzen Peter spielen; und er und Herr Freeman Dashwood lachen bis zum Bersten, wenn sie übereinander purzelten.“

„Ja, ich nenne das geradezu schimpflich und schändlich für alle Parteien, besonders da er mich niemals für voll ansah", erwiederte der Küster.

Der glühende Zorn, mit dem ich auf diesen ruchlosen und schamlosen Ausfall auf mein Andenken lauschte, diese Beleidigung alles Schamgefühls wurde gewissermaßen durch die Erinnerung gemindert, daß meine baldige Befreiung und Wiederbelebung mich in Stand setzen würden, meine Gesinnung bei einem so unnatürlichen Benehmen zu zeigen.

„Wir werden nicht viel Mühe mit dem Sarg haben", sagte Hodges.

„Der Deckel ist nur halb befestigt, und ich habe ihn nicht fest zugeschraubt, wie du siehst, nicht einmal einen Achtelszoll."

Dieß erklärte die Bestimmtheit, mit der ich Alles, was um mich her vorging, vernahm, während die Luft, die durch die Ritzen drang, dazu beigetragen haben mag, mir das Leben zu erhalten, denn ich meine, eine Art von unmerklicher Respiration muß stattgefunden haben.

„Du siehst, Griffitto", fuhr der Gehülfe fort, „wenn sich auch nur die geringste Oeffnung von der Welt zeigt, so hilft sie die Leiche frisch erhalten. Ja, so eine Beute wird uns nicht oft zu Theil als diese; nur drei oder vier Tage todt; weich wie Butter; fast so gut, als wäre er am Leben. Ich werde Tall Holloway etwas ins Ohr sagen — er soll mir für diesen Leichnam doppelt bezahlen, bevor er ihn mit dem Messer berührt."

Hatte meine Seele in der Ueberzeugung eines Zeitgewinnes und meiner Wiedererweckung zum Leben den höchsten Gipfel unaussprechlicher Freude und Ekstase erreicht, so schleuderten mich diese schrecklichen Worte wieder herab — herab in einen Abgrund von unaussprechlichem Ekel, Schrecken und Verzweiflung, so daß alle meine früheren Leiden mir ein Himmel dagegen erscheinen. Tall Holloway war der Familienname eines Professors in der benachbarten Stadt, der Anatomie lehrte und dabei immer Sektionen anstellte; und es lag auf der Hand, daß die Leute, die in das Gewölbe eindrangen, anstatt zu meiner Befreiung und als Agenten Doktor Linnels zu kommen, wie ich so innig ge-

wünscht hatte, verruchte Räuber waren, die die Absicht hatten, meinen Leichnam zu stehlen und ihn an die Aerzte zur Verstümmelung und Zerstückelung zu verkaufen.

Meine Gedanken wendeten sich wieder zu den wahrscheinlichen Folgen ihres Thuns, aber ach! wie höchst verschieden waren meine gegenwärtigen Vermuthungen von denen, mit denen ich mich kürzlich beruhigt hatte. Ein einziger Hoffnungsfunke ließ sich in der schrecklichen vor mir liegenden Aussicht erkennen. Es war möglich, daß Herr Holloway, ein erfahrener Wundarzt, meinen ohnmächtigen Zustand erkennend, seine erhobene Hand ruhen, sein Messer weglegen und meine Wiederbelebung bewerkstelligen konnte. Aber es war noch wahrscheinlicher, daß er mich im Verlauf seiner Sektion wieder auf einige Zeit zum Leben zurückbrachte, nur um desto mehr zu leiden und an meinen Wunden zu sterben; oder vielleicht, nachdem ich halb zerfleischt war, wieder zusammengeflickt zu werden, und so unter der Last des Lebens als ein verstümmelter und mißgestalteter Krüppel, mir selbst zur Qual und meinen Freunden ein Gegenstand des Schreckens umher zu gehen.

Während mich noch diese fürchterlichen Gedanken beunruhigten, wurde der Deckel des Sarges entfernt, und Hodges sagte, indem er mir seine Laterne gerade vor das Gesicht hielt, zu seinem Begleiter: „Was denkst Du davon, Griffith? Was für eine schöne Leiche! Ich erinnere mich nicht, je eine schönere gesehen zu haben. Halte ihn an den Beinen und hilf mir ihn herausheben.“

Durch ihre vereinten Bemühungen wurde ich aus dem Sarge genommen und auf ein Stück eines alten Teppichs gelegt, das neben ihm ausgebreitet war — eine Lage, die mich in den Stand setzte, die ganze Scene zu überschauen. Des Küsters schneeiges Haupt glänzte, und seine scharfen Augen blitzten im Lichte, während er auf seiner runzligen Hand die zehn Schillinge zählte, mit denen er ohne Zweifel bestochen worden war, um den Zutritt zu dem Gewölbe zu gestatten. Sein Gefährte, ärgerlich über seine widerwärtige Beschäftigung, zeigte keine unangenehme Physiognomie und schraubte den Deckel mit einem gefälligen

Lächeln ab, als wäre er mit seinem nächtlichen Werke wohl zufrieden. Die aufgehäuften Särge an dem Hintertheile des Gewölbes lagen meist in tiefem Schatten, obgleich hier und da noch ein unverrosteter Nagel oder eine Platte mit Inschriften von dem Laternenlichte erleuchtet wurde, oder etliche bleiche Knochen, die aus ihren moderigen Behältnissen herausgefallen waren, einen schwachen Strahl rings umher verbreiteten. Das ganze Gemälde war in den schwarzen Bogen des Gewölbes eingefaßt.

Als der Sargdeckel wieder aufgesetzt war, rollten die Männer den Teppich um mich, nahmen mich auf ihre Schultern, trugen mich heraus und legten mich auf eine flache Bahre oder Gestell. Ich hörte die Thüre vorsichtig aufschließen, und zugleich fühlte ich, wie man mich auf dem Kirchhofweg fortrollte; der Gang der Räder war fast unhörbar, denn der Grund war weich, und es regnete noch immer stark.

XI.

Indem wir von dem Grabgewölbe auf die Straße gelangten, drehte ein plötzlicher Windstoß einen Theil des Teppichs um und gestattete dem Regen gegen meinen Kopf und mein Gesicht zu schlagen, und meine Augen wieder zu gebrauchen, insofern es die Finsterniß erlaubte. War ich schon durch die Schönheit und den Glanz der Welt und ihres Sonnenlichtes entzückt, als ich nach meiner Einsargung durch das Fenster blickte, so war ich noch tiefer gerührt durch die mitternächtliche Glorie des Himmels, welche die dunkeln treibenden Wolken theilweise enthüllten. Sie zogen meine Gedanken aufwärts zu dem geheimnißvollen und allmächtigen Unsichtbaren, dem Schöpfer und Erhalter des Universums, unter dessen zahllosen Welten die Erde, die wir bewohnen, nichts mehr ist als ein Theil von Sternenstaub; aber in dem Glauben, daß auch der geringste Bewohner auf diesem unbedeutenden Wohnplatze sich nicht vergebens zum Himmel wende, und daß der Schöpfer aller Wesen die Gebete Aller höre, bat ich im Stillen um Vergebung für meine früheren Sünden und

flehte um Befreiung von dem schrecklichen Geschick, das mir drohte. Erhoben von diesem Akt der Ehrfurcht, erwartete ich mein Schicksal mit weniger Seelenqual, als ich zuvor erlitten hatte.

Die Straße war die, welche zu meinem eigenen Hause führte. Mir waren alle die Gegenstände bekannt, von denen ich im Vorbeigehen nur einen Schimmer erhaschen konnte. Es zog mein Herz wunderbar zu ihnen hin, und wenn ich, im vollen Glauben, es sei das letzte Mal, auf einen wohlbekannten Baum oder ein Gitterthor blickte, war es mir, als nehme ich von einem alten Freund Abschied. Man kann sich denken, wie unermeßlich diese Sorge stieg, als wir den Eingang meines Hauses erreichten, und Hodges beim Herabsetzen der Bahre sagte:

„Der T ..... hole mich, wenn ich nicht hundemüde bin. Der Leichnam hat kein großes Gewicht, aber diese sandigen Wege sind so schlecht vom Regen. Ja, das ist des alten Spitzbuben Wohnung. Ach! es würde mich nicht wundern, wenn er einen guten Theil aus seinen Geldsäcken hergäbe, um von der Bahre zu kommen, an der Glocke zu ziehen, die Treppe hinaufzugehen und sich in ein warmes Bett zu legen, anstatt auf einen kalten Secirtisch ausgestreckt zu werden."

Jede Faser meines Herzens fühlte den Kontrast; denn mein Gedächtniß führte mir die Jahre vor, die ich in diesem Hause zugebracht, und so manche geselligen und häuslichen Freuden genossen hatte, in dem Hause, das ich nie wieder sehen sollte, das jetzt, durch so ungerechte Mittel, das Eigenthum meines vatermörderischen Sohnes geworden war. In diesem Augenblicke wurde mein Kummer und mein Widerwille noch gesteigert durch ein fröhliches Gelächter aus dem Speisezimmer, woraus ich schloß, daß der Verworfene und seine lustigen Begleiter von Newmarket ihre bacchanalischen Orgien noch nicht beendigt hatten. Tausendmal schmachtete ich jetzt nach meiner Wiederbelebung, um ihm seine Grausamkeiten vorzuhalten und sie zu bestrafen, und ihm den Besitz des Vermögens zu entziehen, das er sich so spitzbübischer Weise angemaßt hatte.

Der späten Tageszeit und des ungünstigen Wetters wegen

begegneten wir auf unserer weiteren Tour nach dem Hause des Professors Holloway, das sich außerhalb der Stadt befand, keinem einzigen Menschen. Ich wurde an das Gartenthor gebracht, welches Hodges aufschloß; nachdem er es wieder geschlossen hatte, schob er mich in den hintern Theil der Wohnung, öffnete eine Thüre und fuhr mit dem Karren in eine kleine Stube, welche Hodges für seine unbeerdigten Leichen angewiesen war, und in welcher ein lustiges Feuer brannte.

„Da schaut es vergnüglich aus", sagte er; „in einer solchen Nacht und bei einem solchen Geschäft thut ein gutes Erwärmungsmittel Noth. Es ist mir ganz frostig zu Muthe, und ein Glas heißer Branntwein und Wasser würde mir ganz gut thun. Wo habe ich denn die Bouteille hingesetzt?"

Hierauf zog er sich in ein inneres Zimmer zurück, wahrscheinlich um seine nassen Kleider zu wechseln, denn seine Abwesenheit dauerte ziemlich lange.

Entweder in Folge der Wirkung der erfrischenden Nachtluft, als ich aus dem Gewölbe genommen worden war, oder des Schauerbades, das mich betroffen hatte, oder der Reaktion, welche die Einwirkung des wärmenden Feuers hervorrief, oder was sonst die Ursache sein mochte, ich fühlte eine Veränderung in meinem ganzen körperlichen Wesen. Sie begann mit einem schwachen Zittern und Klopfen in meiner Brust, auf welches kaum wahrnehmbares Beben und Schaudern und ein leichtes Ziehen in den Gliedern folgte, das von einem Gefühl von schmerzhafter Erstarrung und Kälte der Extremitäten begleitet war. Mein erstarrtes Blut thaute durch die angenehme Wärme auf, zögerte aber sich in Umlauf zu setzen; seine ersten Bewegungen waren träge und beschränkten sich blos auf die Nähe des Herzens. Allmählig jedoch schlich es auch weiter in die Glieder, und nach einiger Zeit fand ich, daß ich so viel Kraft hatte, die Glieder zu bewegen, wenn auch nur in einem sehr schwachen Grade. Indem ich an der Wirklichkeit dieser beginnenden Wiederbelebung zweifelte und prüfen wollte, ob auch meine Hoffnung einen wirklichen Grund habe, nahm ich alle meine Kraft zusammen, um meine Lage zu verändern; und obgleich ich meinen Zweck nicht

ganz erreichte, hatte ich doch die Genugthuung zu hören, daß das Gestell, auf dem ich ausgestreckt lag, unter mir krachte. Wie unaussprechlich süß und melodiös war dieser tonlose Schall für mein Ohr, denn er bewies mir den Nachlaß meiner Katalepsie und eröffnete mir, wie durch die Stimme eines Engels, die frohe Aussicht auf meine baldige Rückkehr zum Leben, zu Licht und Glückseligkeit.

Aber wie weit blieb dieses Geräusch hinter meinen eigenen unaussprechlich melodischen Tönen zurück, als nach verschiedenen vergeblichen Versuchen meine Zunge sich theilweise löste, und ich die Worte auszusprechen vermochte: „Gott sei Dank! Gott sei Dank!“ obgleich sie nur flüsternd ausgesprochen wurden. Kaum waren sie über meine Lippen gekommen, als der Gehülfe eintrat, zu dem Feuer ging und es mit dem Schüreisen anmachte, meine krampfhaften Bewegungen aber den Teppich abwarfen, mit dem ich bedeckt war. Der Bursche war lange genug vertraut mit mitternächtlichen Gräberberaubungen, als daß er sich vor Geistern gefürchtet hätte; aber er war offenbar erschrocken, denn er fuhr zurück, das Schüreisen in seiner Hand haltend, und rief, als sich eines meiner Glieder wieder bewegte:

„Gott im Himmel! Gott im Himmel! Die Leiche lebt, sie stößt mit dem Fuße!“

Während er noch immer ganz erschrocken und verwirrt vor sich hinstarrte, suchte ich ihn zu mir hinzuziehen, daß er mich besser hören könne, und sprach das Wort „Hodges“, worauf er in noch größere Unruhe gerieth und verstört vor sich hinmurmelte:

„Er ist eben so wenig todt, als ich es bin, und weiß meinen Namen! Das giebt eine gute, eine herrliche Arbeit! Sicher und gewiß, ich werde vor den Magistrat geladen; es wird mir ans Leben gehen; ja, ja! Doch was gehört viel dazu, um die Sache zu vertuschen und Alles ins Gleiche zu bringen mit dem da“ — sein Auge fiel auf das Schüreisen, als er sprach — „und ich denke, es ist ein Akt der Barmherzigkeit, wenn ich ihn von seinem Elend befreie. Es kann ja ohnehin Einer einem Anderen das Leben nehmen, um sein eigenes zu retten.“

Eine neue Gefahr stand demnach vor meinen Augen, und ohne einen Augenblick zu verlieren, das gefährliche Mißverständniß aufzuklären, das ich durch Erwähnung seines Namens veranlaßt hatte, sagte ich, so laut ich es vermochte:

„Rette mein Leben, und ich will Dein Glück machen!“ Worte, die wie ein Zauber wirkten. Sein verändertes Gesicht zeigte, daß ihm ein neues Licht aufgegangen war: er trat dicht zu dem Gestell, näherte sein Ohr meinem Munde und fragte mich, was ich gesagt hätte; und als ich mein Versprechen deutlich wiederholte, rief er:

„Das ist ein Wort — das ist ein Wort! Sie retten? Der Herr erhalte Sie, das ist, was ich will, und schenke Ihnen alle Freuden des Lebens! Ich bin ein gewöhnlicher Leichenräuber, wie mancher bessere Mann gewesen ist; aber ich bin kein Mörder. Ich bin kein Compagnon von Burke; nein, das ist das Letzte, woran ich je denke.“

Als ich ihm zu erkennen gab, daß meine Füße erstarrt und gefühllos wären, entblößte er sie und brachte das Gestell in eine solche Stellung, daß sie gegen das Feuer zu sahen; als ich aber das Wort „Thee“ aussprach, denn ich war außerordentlich schwach und durstig, rief er mit einem Ausdruck unaussprechlicher Verachtung:

„O gehen Sie mir mit dem Wischi-Waschi-Zeug. Nein, nein, Sie sollen etwas Besseres haben als Thee.“

Indem er dieß sagte, brachte er eine Bouteille mit Branntwein aus einem Kabinet, füllte einen kleinen Löffel damit und goß ihn mir in den Mund. Anfangs war ich unfähig zu schlingen, aber die Wärme des Weingeistes erschlaffte die Muskeln und stellte das Schlingvermögen wieder her, so daß er, nach einigen fruchtlosen Versuchen, in den Magen gelangte. Die Gabe wurde drei- bis viermal wiederholt, und der Gehülfe bemerkte, daß — „wenn Branntwein mich nicht rettete, nichts in der Welt mich retten könne“. In der That waren seine Wirkungen äußerst schnell, und ich fühlte den beschleunigten Blutumlauf durch den ganzen Körper erzittern. Als Antwort auf seine Frage, was er nun zunächst thun solle, hieß ich ihm zu Doktor Linnel zu laufen, der

glücklicher Weise in einer benachbarten Straße wohnte. Er gehorchte sogleich meinem Befehl, ließ mich allein, und ich konnte mit andächtigem und dankbarem Herzen über die seltsamen, mein Leben bedrohenden Gefahren, denen ich zweimal ausgesetzt gewesen war, und über die noch wunderbareren, von der Vorsehung bewirkten, durch die ich bisher vom Untergang gerettet worden war, nachdenken.

XII.

So seltsam auch der Zusammenfluß von Umständen war, welche meinen Scheintod und meine wirkliche Beerdigung herbeigeführt hatten, so war doch die Verkettung der Ereignisse, welche mit meiner Ausgrabung und mit meiner Wiedererweckung zum Leben endigten, bei weitem merkwürdiger. Zu den untergeordneten Ursachen, welche das letztere Resultat begünstigten, gehörte die glückliche Thatsache, daß Doktor Linnel, der erst spät nach Hause kam und noch mehre Briefe zu lesen hatte, noch nicht zu Bette war, als Hodges an der Glocke schellte und ihm einen eiligen Bericht von Dem gab, was vorgefallen war, so daß er im Stande war, zu mir zu eilen, und kurze Zeit, nachdem er meinen Auftrag ausgerichtet, schon wieder an meiner Seite kniete.

„Sprechen Sie kein Wort", war seine erste Anrede, „Sie haben keine Kraft zu sprechen. Ueberlassen Sie Alles mir; ich will für Sie sorgen."

Er ließ eine Matratze kommen, erwärmte sie an dem Feuer und legte mich darauf; Flaschen mit heißem Wasser wurden an meine Fußsohlen gelegt; in meinen Mund flößte er eine Herzstärkung. Später wurde ich so lange mit warmem Flanell gerieben, bis meine beiden Operateure in profusen Schweiß geriethen, und ich selbst eine merkliche Gluth durch meinen ganzen Körper fühlte.

„Alles geht gut", sagte der Doktor; „aber ich muß Sie in meinem eigenen Hause und unter meinen eigenen Augen haben, sonst kann ich nicht für Ihre Wiedergenesung einstehen. Wir

müssen Sie noch vor Tages Anbruch fortbringen. Schafft mir sogleich ein paar Decken herbei."

Nachdem diese aufgefunden und am Feuer aufgehängt worden waren, bis sie sich hinreichend erwärmt hatten, wurden sie sorgfältig um mich herumgeschlagen, worauf der Doktor und Hodges, beides kräftige Männer, mich auf ihre Schultern nahmen und mich in die Wohnung des ersteren trugen, wo ich in ein eigenes Bett gelegt und noch immer in heiße Decken gewickelt wurde. So behutsam ich auch getragen worden war, so hatte mich doch die Bewegung ganz erschöpft, und ich lag ausgestreckt, ohne sprechen oder meine Lage verändern zu können, bis ich ermattete und nach und nach in einen sanften Schlaf verfiel.

Alles, was durch hinreichende Geschicklichkeit, verbunden mit unermüdeter und innigster Freundschaft, geschehen konnte, wurde jetzt ins Werk gesetzt, und mit solchem Erfolg, daß ich selbst über die Schnelligkeit meiner Erholung staunte, obgleich ich zuweilen noch einer mildern Form der heftigen Anfälle, die meiner Ekstase vorhergingen, unterworfen war. Lionel hatte ausdrücklich bestimmt, daß meine wunderbare Errettung jetzt noch ein tiefes Geheimniß bleiben sollte.

„Sie können nicht wieder zu Ihren Rechten gelangen", behauptete der verständige Mann, „Sie können Ihre Stellung in der Gesellschaft nicht einnehmen ohne wirksame Bemühungen und ohne sich gesellschaftlichen und häuslichen Untersuchungen auszusetzen, die so aufregender, um nicht zu sagen beunruhigender Art sind, daß Sie ihnen in Ihrem gegenwärtigen kritischen Zustande nicht ungestraft entgegengehen würden. Eine heftige Gemüthsbewegung könnte einen Rückfall veranlassen — eine Gefahr, gegen die wir uns ganz besonders verwahren müssen. Wenn Sie stark genug sind, wieder in die Welt zu treten, so will ich es Ihnen nicht allein wissen lassen, sondern Ihnen auch zur Seite stehen und Sie in Ihrem Unternehmen unterstützen."

Nichts wurde vernachlässigt, was sowohl zur Erheiterung meines Gemüths als zur Förderung meiner Gesundheit beitragen konnte. Dazu brachte mir mein theurer Freund, der meine Tochter öfters sah, solche befriedigende Nachrichten von ihrem

tiefen und aufrichtigen Kummer über meinen muthmaßlichen Tod, daß ich mich herzlich sehnte, das liebe Mädchen einmal wieder an mein Herz zu drücken. Linnel wollte dieß indessen nicht vor drei Wochen erlauben. Nachdem diese verflossen waren, trat er in mein Zimmer und sprach:

„Hier ist ein Brief von Ihrer theuren Sarah, die mich um Erlaubniß bittet, heute um 12 Uhr mich wegen einer wichtigen Angelegenheit um Rath zu fragen. Wenn Sie mir nun versprechen, Ihre Gefühle zu bemeistern, so weit Sie es vermögen, so sollen Sie auf dem Lehnsessel in meinem kleinen Gesellschaftszimmer versteckt werden und unsere Unterredung mit anhören; und nachdem ich sie für die erschreckende Nachricht gehörig vorbereitet habe, will ich ihr Ihre Wiederbelebung ankündigen und sie von Ihrer Anwesenheit in Kenntniß setzen."

Alles geschah, wie er angeordnet hatte; aber obschon ich versprochen hatte, bis zum Schluß ihrer Unterhaltung perdu zu liegen, konnte ich doch nicht vermeiden, einen flüchtigen Blick auf sie zu werfen, als sie in das Zimmer trat. Ihr tiefer Kummer und ein Zug von Sorge auf ihren Zügen verliehen ihrer Schönheit noch einen höheren Reiz. O, wie liebenswürdig erschien sie mir in diesem Augenblicke! O, wie zitterte mein Herz, als ich die ersten Laute ihrer sanften und einnehmenden Stimme hörte!

Nachdem sie von der langen und innigen Freundschaft gesprochen hatte, die zwischen mir und Linnel bestanden und sie als Entschuldigung für die Beschwerde angeführt hatte, die sie ihm verursache, fuhr sie fort:

„Sie wissen, daß ich durch den letzten Willen meines theuren Vaters ein schönes unabhängiges Leben mit bitterer Armuth vertauschen muß, wenn ich Herrn Mason heirathe."

„Allerdings; und hätte mein Freund mich über die Sache um meinen Rath befragt, würde ich ihm gesagt haben, es sei ein thörichter und nicht zu rechtfertigender Akt. Welch möglichen Einwurf konnte er haben gegen einen solchen Mann wie Mason?"

„Ich glaube er hatte keinen, aber ich bin überzeugt, daß er aus den besten Absichten handelte. Er dachte, die Tochter eines

so reichen Mannes müsse auch eine vornehme Verbindung eingehen."

„Mit anderen Worten, er wollte seine eigene Ehrbegierde befriedigen auf Ihre Kosten. Leider ein sehr gewöhnliches Gefühl, aber eben nicht sehr väterlich."

„Ich hatte meinem theuren Vater versprochen, so lange er lebte, Herrn Mason ohne seine Beistimmung nie zu heirathen; und nichts würde mich haben bewegen können, dieses Versprechen zu brechen; aber jetzt, wo ich verlassen — jetzt, wo ich allein bin — jetzt, wo ich unglücklicher Weise keinen, keinen —" Dem guten Mädchen versagte die Stimme, so war sie bewegt, und sie hielt einen Augenblick inne, ehe sie wieder fortfahren konnte. „Glauben Sie, Doktor, — ich frage Sie als seinen ältesten und besten Freund — glauben Sie, es würde von Mangel an Ehrfurcht gegen meines Vaters Andenken zeugen, wenn ich nach Verlauf von zwei Jahren diesen vortrefflichen, exemplarischen, untadelhaften Mann noch heirathete?"

„Nein, wenn Sie ihn dieses Opfers werth halten und Mason Ihnen gestattet, es zu bringen."

„Das war, was ich fürchtete. Da ich die Tiefe und Zartheit seiner Zuneigung und die uninteressirten Rücksichten für mein Wohl kannte, so zweifelte ich, ob ich seine Beistimmung erhalten würde; aber er nahm den Vorschlag mit der Freimüthigkeit eines gebildeten und edlen Geistes an. „Wären die Verhältnisse umgekehrt", sagte er, „so sagt mir mein Herz, daß ich keinen einzigen Augenblick anstehen würde, Ihnen dieses Opfer zu bringen; und ich stehe deßhalb auch nicht einen Augenblick an, von Ihnen dieses Opfer anzunehmen. Wir werden immer noch ein mittelmäßiges Einkommen haben, und ob ich gleich jung bin, habe ich doch genug von der Welt gesehen, um zu wissen, daß Reichthum ohne Glück Armuth, und Armuth mit Glück Reichthum ist."

„Mason ist ein kluger Mann, und Sie ein gefühlvolles Mädchen; aber wenn Ihr Plan in Ihrer Seele reif ist, warum wollen Sie denn erst nach zwei Jahren heirathen? warum nicht, sobald die Trauerzeit vorüber ist?"

„Weil ich von Mason nicht fordern wollte, mich ohne alle, wenn auch kleine Mitgift zu nehmen. Wenn ich zwei Jahre lang den größeren Theil des hübschen Einkommens zusammenspare, das mir mein Vater in seinem Testament hinterlassen hat, so werde ich im Stande sein, etwas zum Bau und zur Einrichtung eines kleinen Hauses und noch mehr zurück zu legen, und so wird uns die Liebe in einer Hütte vereinigen, und wir werden auch unerwartete Bedürfnisse befriedigen können."

„Liebe Sarah, ich muß nochmals wiederholen, daß Sie ein ungewöhnlich gefühlvolles Mädchen sind, und ich billige Alles, was Sie gethan haben oder noch thun wollen, obgleich ich es nicht für nöthig halte, Ihre Vermählung zwei Jahre lang aufzuschieben; und wenn Sie eine lange Geschichte, eine Erzählung von seltsamen und fast unglaublichen Ereignissen anhören können, so will ich Ihnen auch sagen warum."

Mit außerordentlichem Takt und der äußersten Vorsicht begann er dann seine Zuhörerin auf die ergreifenden Enthüllungen, die er ihr zu machen hatte, vorzubereiten. Zuerst erinnerte er sie, daß ich Unterbrechungen der Lebensthätigkeit ausgesetzt gewesen war, von denen einige mehre Stunden gedauert hatten; er fügte hinzu, daß es wohlbegründete Fälle von Ohnmacht gegeben habe, die so lange dauerten, daß diejenigen, die daran litten, begraben worden wären, sogar nachdem man sie, wie gewöhnlich, eine ganze Woche über der Erde behalten hätte, und daß sie wirklich wieder zum Leben zurückgekehrt seien, wie es sich mehre Male durch die darauffolgende Untersuchung der Särge und Gewölbe erwiesen habe. „Nun", fuhr er fort, „ist Ihr armer Vater, wie ich wohl weiß, gegen Ihre dringenden und ernsten Vorstellungen schändlicher Weise drei Tage nach seinem Tode ins Grab gesenkt worden. Unter diesen ungewöhnlichen Umständen würde es nichts Unwahrscheinliches haben, wenn er wieder erwacht wäre, es würde nicht unwahrscheinlich sein, wenn er aus seiner traurigen Lage befreit worden wäre, — ja, es ist keineswegs unmöglich, daß er in diesem Augenblicke sich von den Wirkungen seiner frühen Beerdigung erholt, und —"

„Bei Gott im Himmel, spielen Sie nicht mit meinen

Gefühlen", sagte Sarah, indem sie in die heftigste Bewegung gerieth und sich an des Doktors Hand anklammerte. „O, wenn Sie mich lieben, sagen Sie mir, o sagen Sir mir — ist noch eine Aussicht, eine Hoffnung, eine Möglichkeit vorhanden, daß mein lieber theurer Vater noch am Leben ist — daß ich ihn wieder umarmen kann — daß ich mich seiner Wiederherstellung widmen, ihm meine Liebe, meine Pflicht und meine unbegränzte Dankbarkeit beweisen kann —"

Unfähig die zärtlichen und leidenschaftlichen Gefühle meiner Seele länger zurück zu halten, brach ich seufzend in die Worte aus:

„Mein Kind! mein Kind! mein einziges theures Kind!"

Als sie meine Stimme erkannte, stieß sie einen Schrei der Freude aus, rannte in das Besuchzimmer, schlang ihre Arme um mich, drückte mich verschiedene Male an ihr Herz und küßte mich ein über das andere Mal in inniger Begeisterung.

XIII.

Eine ganz andere Scene, eine Feuerprobe, die ich sowohl herbeiwünschte, als fürchtete, erwartete mich am folgenden Tage, denn ich hatte beschlossen, meine Wiederbelebung meinem unnatürlichen Sohn nicht länger zu verbergen, ihm das Vermögen und die Güter, die er so schändlicher Weise an sich gerissen, zu nehmen und ihm seine gänzliche Verstoßung und Enterbung anzuzeigen. Er war eben auf Besuch in Oakfield Hall, denn seine erwählte Julie berückte ihn zu sehr, als daß er lange von ihr entfernt hätte sein können. Linnel, der es nicht zugeben wollte, daß ich etwas, was mich aufregte, unternehme, es sei denn unter seiner persönlichen Leitung, begleitete mich in seinem Wagen nach Oakfield Hall, wo wir, als wir sie in dem Gartenhaus suchten, erfuhren, daß die Gesellschaft gerade mit Miß Thorpe in das Sommerhaus eingetreten sei, um eine Wasserjagd mit anzusehen, indem Sir Freeman Dashwood die Hunde mitgenommen hatte, um Tauben zu jagen. Nachdem ich von dem Wagen gestiegen und mich auf den Arm meines Freundes

gestützt hatte, ging ich gegen das Sommerhaus, das ganz in der Nähe der Wohnung stand. Hier setzte ich mich auf die Treppen, um wieder zu Athem zu kommen, und da die Thüre halb offen war, vernahm ich gegen meine Absicht folgendes Gespräch:

„Sage einmal, Julie! war es nicht ein Glück, daß der Gouverneur eher starb, bevor er noch eine Veränderung mit seinem Testament vornehmen konnte? So bekomme ich das Vermögen und alle Güter dazu. Wenn er einmal eine Grille in seinem Kopfe hatte, so war er so halsstarrig wie ein Maulthier, und er hatte geschworen, wenn ich Sie jemals heirathete, würde er mich mit einem Schilling abfinden."

„Und wenn er das gethan hätte, so würde es nicht den geringsten Unterschied in meinen Augen gemacht haben, mein lieber Georg. Wo aufrichtige Liebe herrscht, kann von niedrigem Gewinn keine Rede sein. Dank dem Himmel, ich bin weder schmutzig, noch eigennützig. In der That, wenn es eine Person in der Welt giebt, die ich mehr als andere verachte, so ist es ein Mädchen, die nach Geld heirathet."

„Das ist Alles recht gut; es ist aber auch nichts Schlechtes, Geld im Beutel zu haben, Du magst nun um seinetwillen heirathen oder nicht. Ich will Dir etwas sagen — ich habe mir etwas ausgedacht. Ich möchte gerne bei der nächsten Versammlung zu Newmarket die besten Hunde und Jagdpferde in ganz Suffolk und die besten Rennpferde in ganz England haben. Es ist aber auch noch eine andere Sache, die ich mir ausgedacht habe; ich will Dich noch vor Ende dieses Monates heirathen."

„Was, mein lieber Georg! sobald nach Deines Vaters Tode?"

„Ja, gewiß; warum denn nicht? Wollte ich noch ein Jahr warten, so würde er nicht mehr todt sein, als er jetzt ist, wie ich schon Sarah gesagt habe, als sie so darauf drang das Begräbniß zu verschieben. Er kann nicht erwarten, daß ich sehr empfindsam bin, wenn er mich mit einem Schilling abspeisen wollte. Ist er doch todt, ha! ha! ha!"

Man hörte das Bellen der Hunde und das Schießen von

dem Wasser her, die Liebenden eilten hinweg und lehnten sich an das offene Fenster, welches die Aussicht auf den Jagdplatz hatte. In diesem Augenblick schritt ich leise in das Sommerhaus und setzte mich auf einen der leeren Sessel. Zwei bis drei Minuten blieb dieser unwillkommene Zusatz zu der Partie unbemerkt, aber das Mädchen drehte sich endlich herum, stieß einen durchdringenden Schrei aus, bedeckte ihre Augen mit ihren Händen und sank schaudernd zu Boden. Indem ihr Begleiter ihr zu Hülfe sprang, bekam er mich zu Gesicht. Es war, als würde er durchbohrt, seine Augen waren starr, sein Gesicht wie versteinert vor Schrecken, und seine Lippen sprachen in heiserem Tone:

„Gott im Himmel! der Geist meines Vaters!"

Unfähig, meinen lang unterdrückten Widerwillen zurückzuhalten, stürzte ich mich auf ihn, faßte ihn bei der Brust und schüttelte ihn mit aller Kraft, deren ich fähig war, indem ich ihm ins Ohr schrie:

„Nein, unnatürliches Ungeheuer! nein, Abtrünniger! Vatermörder! Es ist Deines Vaters eignes Fleisch und Blut, wie Dich mein Angriff überzeugen kann, und wie ich Dir noch wirksamer beweisen würde, indem ich Dich zu Boden würfe und mit Füßen träte, wenn ich Kraft genug hätte, meinen Willen auszuführen. Es ist Dein Vater, dessen Leben Du zu zerstören suchtest, den Du mit so strafbarer Eile zur Erde bestatteteſt — den schon die Klauen des Todes ergriffen hatten, und der durch eine Reihe von glücklichen Fügungen der Vorsehung wieder aus seiner Ohnmacht erwachte, um ein Werkzeug des Himmels zu werden, Deine schändlichen Verbrechen ans Tageslicht zu ziehen und zu bestrafen."

Sobald ihn diese Anklagen überzeugten, daß er es mit einem lebenden Wesen und nicht mit einem Geiste zu thun habe, schien all sein Schrecken verschwunden, sein Gesicht nahm wieder seinen früheren Ausdruck an, und er rief in seinem gewöhnlichen ungezwungenen Ton:

„Gut, Vater, ich habe Sie oft in Leidenschaft gesehen, aber ich will mich hängen lassen, wenn ich Sie je in einer solchen entsetzlichen Wuth erblickt habe als jetzt."

„Spitzbube“ erwiederte ich, denn ich war toll über seine kühne Gleichgültigkeit, „wie heißt der Chemiker, von dem Du die vergiftete Mixtur gekauft hast, deren Opfer ich wurde?“

„Sie meinen Raby's Restaurativ? Eine Kapitalarzenei, die! Sein Name — sein Name? Man soll mich hängen, wenn er mir gerade einfällt.“

„In welcher Straße von Newmarket wohnt er?“

„Straße — Straße? ich habe das auch vergessen. Doch nein, ich habe es nicht vergessen. Jetzt erinnere ich mich; ich kaufte es von einem Burschen, der auf dem Lande herumzieht.“

„Elender Lügner! Diese Ausflucht ist gerade ein Bekenntniß Deiner Schuld. Mit derselben Achtung vor der Wahrheit wirst Du ohne Zweifel auch läugnen, daß Du das Codicill zu meinem Testament vernichtet hast.“

„Codicill! was für ein Codicill? Ich bin bereit einen Eid darauf abzulegen, daß ich nie —“

„Halte Deine gottlose Zunge und füge Deinen anderen Greueln nicht noch einen Meineid hinzu. Als ich noch in Ohnmacht lag und nicht todt war, wie Du glaubtest, sah ich mit meinen eigenen Augen, wie Du es zerrissest und ins Feuer warfst.“

„So — Sie haben es gesehen? Wie listig Sie waren! Und was für ein dummer Teufel war ich, daß ich nicht die Thüre zum Schlafzimmer schloß.“

Nicht wenig gereizt und von Widerwillen erfüllt von seinem hartnäckigen Benehmen wie von seiner beleidigenden Sprache, suchte ich die Unterredung zu Ende zu führen, indem ich sagte:

„Höre, Bursche, ich spreche jetzt zum letzten Mal zu Dir. Ich habe ein neues Testament gemacht, in Folge dessen Du gänzlich und unwiderruflich enterbt bist, mit Ausnahme eines geringen Antheils, der gerade hinreichend ist, Dich vor Mangel zu schützen, und nur so lange ausgezahlt werden soll, als Du Dich außer Landes befindest. Im Augenblick, wo Du Deinen Fuß auf Englands Boden setzest, hört die Zahlung auf. Hier ist ein Brief an meinen Agenten in London, der Dir eine Summe zu Deiner Einrichtung auszahlen wird. Weg von mir! ver-

birg Deine Schändlichkeiten in einer unserer Kolonien; je näher bei den Antipoden, desto besser. Fort! laß mich Dich nie wiedersehen! Fort, ehe ich Dir fluche!"

„Der Teufel und Doktor Faust! das ist ein prächtiger Abschied!" war Alles, was er auf die harten und heftigen Vorwürfe entgegnen konnte; und ich hatte kaum das Sommerhaus verlassen, so hörte ich nochmals das eitle und scheußliche Gelächter, durch das ich früher schon beschimpft worden war.

Nicht ohne Beschwerde trugen mich meine wankenden Füße zurück zu dem Wagen; ich wurde von dem Doktor und seinem Diener hineingehoben; kaum aber hatte man mich auf den Sitz gebracht, so unterlag meine Natur der Anstrengung, die ich erlitten hatte, und ich fiel in Ohnmacht.

Da ich Miß Thorpe's Charakter kannte, war ich nicht im geringsten überrascht, als ich erfuhr, daß diese uneigennützige Heldin, welche sich selbst rühmte, weder schmutzig noch selbstsüchtig zu sein, und welche ganz besonders diejenigen Mädchen verachtete, welche nach Geld heiratheten, schon am nächsten Tag einen Brief an meinen Sohn abschickte, in welchem sie sagte, daß ihr eigener religiöser Begriff kindlicher Pflicht nicht zuließe, einen Mann ohne Zustimmung seines Vaters zu heirathen, und daß deßhalb ihre Verbindung als aufgehoben angesehen werden müsse. Inzwischen habe ich nie gehört, daß sie die werthvollen Geschenke, die ihr thörichter Liebhaber ihr gemacht hatte, zurückgeschickt hätte.

XIV.

Mein Freund, der mich immer gleich einsichtsvoll und gütig behandelte, lud Sarah ein, mich einige Tage in seinem Hause zu besuchen, indem er wohl wußte, daß ihre Gesellschaft und ihre Wartung und Pflege weit wirksamer sein würden als alle seine Arzneimittel, um meine physische Gesundheit und die Heiterkeit meines Gemüthes wieder herzustellen. Am Morgen ihrer Ankunft bestellte ich ihren Geliebten, um mit ihr zusammenzutreffen, worauf ich die Hände des glücklichen Paares zu-

sammengab. Ich ertheilte meine vollkommene Zustimmung zu ihrer Vereinigung, gab ihnen meinen Segen und setzte hinzu, daß ich die Summe, die ich ursprünglich für meine Tochter bestimmt habe, nicht nur nicht verringern, sondern sie am Tage ihrer Vermählung verdoppeln werde. Mason wurde nun fast der tägliche Gast des Hauses, und weder er noch seine Verlobte hatte etwas dagegen, als ich den Wunsch aussprach, ihre Hochzeit möge ohne Aufschub gefeiert werden. Entzückt von der täglichen Besserung in ihres Vaters Gesundheit und geistigem Vermögen, verbunden mit einem so glücklichen und unerwarteten Wechsel ihres Geschickes und ihrer Aussichten, schien meine liebe Tochter wirklich im Himmel zu sein, und so schien sie auch nach meinen Wahrnehmungen einen Himmel um sich zu verbreiten. Ihr strahlendes und lächelndes Gesicht glich dem Sonnenschein; ihre süße, melodische Stimme, durch die Freude erhöht, klang wie Sphärenmusik, ihre ehrfurchtsvollen und eifrigen Dienstleistungen waren die Verrichtungen eines schützenden Engels. Gott segne sie! Es gab Momente, wo ihre bezaubernde Zärtlichkeit mich fast meinen verstoßenen Sohn vergessen ließ.

Aber sie konnte das Gelübde, das ich mir selbst that, als ich noch in meiner Ohnmacht und eingesargt lag, meinem Gedächtniß nicht entreißen, daß ich nämlich, wenn ich wieder erwachen sollte, die Summen, die ich unrechtmäßiger Weise bei der Vollziehung meiner Kontrakte mit der Regierung gewonnen hatte, wieder erstatten wollte. Nachdem ich ihren Betrag sammt Zinsen, welcher einige tausend Pfund betrug, berechnet hatte, schickte ich das Ganze anonym an den Kanzler der Schatzkammer. Von Natur dem Gelde zugethan, fand ich immer Vergnügen darin, meinen Profit zu berechnen; jetzt kann ich in Wahrheit erklären, daß ich zehnmal mehr Vergnügen darin fand, diesen Theil meines Vermögens zurückzuzahlen, als ich je empfunden hätte, wenn ich rechtmäßiger Weise das Zehnfache gewonnen hätte.

Meine Aufmerksamkeit war durch die neuen wunderbaren Ereignisse und durch die Vorbereitungen zur bevorstehenden

Hochzeit so sehr beschäftigt, und ich zog meine Gedanken so sorgfältig von der schmerzlichen Angelegenheit mit meinem Sohne ab, daß mehre Wochen dahin gingen, ohne daß ich auf das lange und sonderbare Stillschweigen des Londoner Agenten achtete, an den ich ihn empfohlen hatte. Die Ursache davon wurde endlich durch folgenden Brief aufgeklärt, ein Brief, der, Gott weiß es, traurig und demüthigend genug war, aber doch zugleich nicht alle mildernden Betrachtungen ausschloß.

„Theurer Freund! — Mehr als einmal ergriff ich die Feder, um Ihnen zu schreiben, und ebenso oft fehlte mir der Muth, meinen Brief zu beendigen, indem ich fürchtete, Sie in Ihrem gegenwärtigen schwachen Zustande mit übeln Nachrichten zu belästigen; ich habe auch geschwiegen, weil einige Zeit erforderlich war, sich über die wirkliche Lage Ihres Sohnes Gewißheit zu verschaffen, über dessen Leben ich einen ganzen Monat in Ungewißheit war. Nach seiner Ankunft bemerkte ich ein gutes Theil Leichtfertigkeit, um nicht zu sagen Wildheit in seinem Benehmen und Gesprächen, doch nicht so schlimm, um eine wirkliche Geistesverwirrung annehmen zu können. Er schien ganz zufrieden mit seiner Auswanderung und begleitete mich an Bord eines schönen, nach Neuseeland bestimmten Schiffes, auf welchem ich für einen guten Platz für ihn sorgte und das Ueberfahrtsgeld für ihn bezahlte. Am folgenden Morgen bezahlte ich nach Ihrem Befehl eine hinreichende Summe an ihn, damit er bequem reisen könne und ein vortheilhaftes Unterkommen bei seiner Ankunft in der Kolonie fände.

In der Nacht darauf verließ er mein Haus, und ich hörte nichts weiter von ihm. Erst später erfuhr ich, daß man ihn wegen eines von ihm allein ausgehenden und gewaltsamen, in der Trunkenheit verübten Angriffs zur Haft gebracht hatte. Aus späteren Untersuchungen erfuhr ich, daß das Geld, das er empfangen hatte, im Trunk und in Ausschweifungen aller Art verschwendet worden war, und daß ihn wegen dieser Excentricitäten, Grillen und gewaltsamen Handlungen seine schwärmenden Genossen nur den „tollen Jörg“ nannten. Betroffen durch den gedankenlosen Ausdruck seiner Züge und die Einfalt seiner

Sprache, sah ich mit einem Male, daß er sich in einem Zustand von Irresein, durch sein jetziges wildes Leben veranlaßt, befinde, und auf diese Vermuthung hin bewirkte ich seine Freilassung, führte ihn zu einem Arzte, der in solchen Fällen eine sehr ausgebreitete Praxis hat, und der ihn jetzt sieben- bis achtmal besucht hat.

Seine mit Ueberlegung abgegebene Meinung ist, wie ich mit Bedauern hinzufügen muß, sehr ungünstig. Obgleich sich die Seelenstörung in Folge neuer Einwirkungen sehr schnell entwickelt hat, so betrachtet er sie doch nicht als temporär, sondern als aus organischen Störungen entstanden und deßhalb von einem bleibenden und unheilbaren Charakter. Er hält sie für eine Gehirnerweichung, ein Uebel, das allmählig die Seelenkräfte untergräbt und gewöhnlich in Blödsinn und Idiotie endigt. Als ich ihm einwarf, daß sein Kranker keineswegs ein unschuldiger Schwachkopf sei, sondern erst vor kurzer Zeit schlimme Absichten an den Tag gelegt habe, erwiederte er, daß eine Verbindung von Verschlagenheit und planmäßiger Kunst mit großer Bosheit öfters das Anfangsstadium dieser eigenthümlichen Seelenkrankheit charakterisire; und daß er, so weit er aus dem gegenwärtigen Zustand Ihres Sohnes schließen könne, nicht anstehe zu erklären, er müsse sich schon mehre Monate in einem kranken Seelenzustande befunden haben. „Daher kommt es denn", dieß waren des Arztes eigne Worte, „daß dieser unglückliche junge Mann, obgleich er zu den gewöhnlichen Geschäften des Lebens fähig gewesen sein mag, doch in moralischer Hinsicht großen Mangel litt; daß er nicht mehr gut und böse zu unterscheiden wußte und deßhalb während dieser Periode seiner Seelenstörung nicht für zurechnungsfähig gehalten werden kann."

Ich habe den armen Georg gegenwärtig in eine Privatirrenanstalt untergebracht und erwarte Ihre Befehle darüber, was weiter mit ihm werden soll."

XV.

So traurig und beängstigend dieser Brief lautete, so war er doch nicht ohne beruhigende Wirkungen. Es ist ein großes, bedauernswürdiges, herzzerreißendes Unglück, der Vater eines unheilbaren Blödsinnigen zu sein; aber es ist unendlich schrecklicher, einen Sohn zu haben, der, während er noch im Besitz seiner Vernunft ist, das teuflische Verbrechen des Vatermordes begehen kann. Von diesem Schrecken und dieser Schande war ich erlöst. Mein Herz war im Stande, den Alp, der es drückte und verwirrte, abzuschütteln. Alles war nun aufgeklärt, verständlich, und mein Mißgeschick, obgleich immer noch schwer, war nicht mehr mit den unaussprechlich gehässigen Associationen verbunden, die mich vorher gequält hatten. Meines Sohnes Quacksalbereien mit der vergifteten Mixtur — die Monomanie, welche ihn zu dem schrecklichen Vorsatz anreizte — sein rücksichtsloses Betragen — seine herzlose Sprache, wenn ihn Schande und Sorge hätte niederdrücken sollen — sein eitles, verstelltes, beleidigendes Lachen, das mich so oft in Harnisch gebracht hatte — Alles hatte nun eine Lösung gefunden, indem es sich zeigte, daß es aus einem verborgenen Irresein entsprungen war und nicht aus vorbedachter und vorsätzlicher Bosheit, nicht aus Frivolität und Trotz eines gänzlich verhärteten Herzens, auch nicht aus bedachten Eingebungen einer verworfenen Natur. Aus einem Gegenstand unvermeidlichen Widerwillens und Hasses war mein unglücklicher Sohn in einen des tiefsten Mitleids umgewandelt worden. Mir war doch das Gefühl geblieben, einen Sohn zu haben, wenn er auch wenig mehr davon war, als die Bildsäule eines Sohnes.

Obschon Hodges, der Gehülfe, wäre er nach Grundsätzen einer strengen Moraljustiz abgeurtheilt worden, eher Strafe als Belohnung verdient hätte, so hatte ich ihm doch ein Versprechen gethan, welches zu erfüllen ich mich heilig verbunden hielt. Indem ich ihn daher aus der Nachbarschaft, wo er versucht werden konnte, sein schlimmes Handwerk fortzusetzen, entfernte, kaufte ich ihn in einer Provinzialstadt ein wohlein-

gerichtetes und ansehnliches Geschäft, das, wenn er es gut in Acht nahm, nicht fehlen konnte, ihm eine mäßige Unabhängigkeit zu verschaffen. —

Seit sich diese Vorgänge zugetragen haben, die ich in der vorhergehenden Erzählung niedergelegt habe, ist mehr als ein Jahr vorflossen; und obgleich ich keine wunderbaren Erlebnisse weiter zu erzählen habe, so ist doch die Zwischenzeit nicht leer an Vorfällen aller Art geblieben. Gottfried Thorpe, nachdem er sein eigenes schönes Vermögen durch alle Arten von Ausschweifungen durchgebracht hatte, lebte einige Zeit von Schuldenmachen. Als er aber nicht im Stande war, sich zu halten, verließ er den Sitz seiner Vorfahren und befindet sich gegenwärtig mit seiner Familie in Boulogne.

Oakfield Hall mit seinem großen und schönen Gebiet ist jetzt mein Eigenthum, und ich schreibe im Studirzimmer des Elisabethen-Hauses, wonach mir so lange gelüstete. Manche meiner thörichten und närrischen Grillen sind durch meine temporäre Hingabe in die Klauen des Todes gedämpft worden; aber der Ehrgeiz, vielleicht die eitelste unter meinen irdischen Eitelkeiten, hat meinen scheinbaren Tod und mein wirkliches Begräbniß überlebt, und ich fühle täglich ein zunehmendes Vergnügen, wenn ich meine breiten Felder durchwandere. Ebenso angenehm sind meine Spazierritte, denn ich reite immer auf meinem Lieblingsschimmel, dessen Rücken ich nie wieder zu überschreiten gedachte, als ich einen Strahl von ihm erblickte, während die Leichenbestatter mich in meinen Sarg legten.

Die Hochzeit meiner Tochter wurde vor einem Jahre gefeiert, und ich erfreue mich bereits eines kleinen Enkels, der meinen Namen führt und mein Erbe werden wird. Herr Mason, für den ich das Patronat der Pfarrei gekauft habe, und der mit seiner Frau die Honneurs in Oakfield Hall macht, wo sie für immer wohnen, widmet sich mit musterhaftem Eifer seinen amtlichen Pflichten und ist in der ganzen Nachbarschaft geliebt. Ihre Verbindung verspricht ungewöhnlich gesegnet zu sein, eine Aussicht, die mich der reinsten und höchsten Freuden theilhaftig macht. —

Mein armer Sohn, den ich öfter sehe, obgleich er mich nicht mehr kennt, befindet sich in einer Privatirrenanstalt, wo er jeden Beistand und Trost erhält, dessen sein unglücklicher Zustand fähig ist. — Alle Hoffnung auf seine Wiederherstellung ist schon längst verschwunden.

Obgleich mein Körper noch immer die Wirkungen der heftigen Stöße fühlt, die er erlitten hat, so bin ich doch, Gott sei Dank, im Stande, an den meisten meiner gewohnten Genüsse Theil zu nehmen; auch nähre ich die Hoffnung, daß meine Seelengesundheit aus der Feuerprobe, durch die ich gegangen bin, Nutzen gezogen hat, und daß, wenn ich einst abgerufen werde, ich eine bessere Rechenschaft von meiner Lebensführung werde ablegen können, als ich es in früherer Zeit hätte thun können.

Ein ausgezeichneter Kupferschmied am Strand, von dessen Verwandten einer lebendig begraben worden war, hinterließ ein Legat von zehn Guineen, welches einem Wundarzt dafür gezahlt werden sollte, daß er ihm, ehe noch sein Leichnam in das Grab versenkt würde, einen Dolch durch das Herz stieße; um die Ausführung der Operation zu erleichtern, wurde die Waffe dem letzten Willen beigefügt. Dieses Beispiel habe auch ich nachgeahmt. Mag man die Vorsorge für noch so eitel und lächerlich halten, so ist doch meine Erinnerung an die vergangenen Leiden zu lebhaft und zu beunruhigend, als daß ich nur die Möglichkeit ihrer Wiederkehr auf mich nehmen könnte. Ich habe keinen Wunsch weiter zu schreiben — und wahrscheinlich werden meine Leser ebenso wenig Neigung haben, zum zweiten Mal „nachgelassene Denkwürdigkeiten über mich selbst“ zu lesen.

Die Legende von der Schlafhöhle.

Von

Washington Irving.

Mitten in einer der geräumigen Buchten, welche das östliche Ufer des Hudson auszacken, an der breiten Ausdehnung des Flusses, welche die alten holländischen Schiffer Tappan Zee nannten, und wo sie immer vorsichtig ihre Segel einzogen und den Schutz des heiligen Nikolas anriefen, wenn sie darüber fuhren, liegt ein kleiner Flecken oder Dorfhafen, der von Einigen Greensburg genannt wird, eigentlich aber mehr unter dem Namen Tarry Town bekannt ist. Er erhielt, wie man sagt, diesen Namen ehedem von den guten Hausfrauen der Umgegend wegen der bösen Gewohnheit ihrer Ehemänner, an Markttagen in den Dorfwirthshäusern herumzulungern*). Nicht weit von diesem Dorfe, ohngefähr zwei Meilen entfernt, befindet sich ein kleines Thal oder besser gesagt ein Stückchen Land, inmitten hoher Hügel, vielleicht eines der ruhigsten Plätzchen der ganzen Welt. Durch dasselbe gleitet ein schmaler Bach, dessen murmelndes Geräusch zum Schlaf einladet. Außerdem sind der Wachtelschlag oder das Klopfen eines Spechtes fast die einzigen Töne, welche die gleichförmige Ruhe unterbrechen.

Ich erinnere mich, daß, als ich noch ein junges Bürschchen war, ich meinen ersten Versuch im Eichhorn-Schießen in einem Hain von starken Wallnußbäumen machte, welche die eine Seite des Thales beschatteten. Ich war in der Mittagszeit dahin gekommen, wo die ganze Natur sich der tiefsten Ruhe überläßt, und erschrak über meinen Flintenschuß, der die Sabbatsstille um mich her unterbrach und durch das Echo noch verstärkt wurde. Wenn ich mir je einen einsamen Ort wünschen sollte, um in der Entfernung von der Welt und ihren Zerstreuungen zu leben und die Erinnerungen an schlimme Tage hinwegzuträumen, so wüßte ich keinen besseren als dieses kleine Thal.

*) Von dem Wort tarry, d. h. verweilen, zaudern.

Von der einsamen Stille des Ortes und dem eigenthümlichen Charakter seiner Bewohner, welche noch Abkömmlinge von den ursprünglichen holländischen Ansiedlern sind, ist dieses entlegene Thal lange unter dem Namen der Schlafhöhle bekannt, und die Bauernjungen heißen in der ganzen Gegend die Schlafhöhlenbuben. Eine träge, schläfrige Macht scheint über dem Land zu ruhen und die ganze Atmosphäre zu durchdringen. Einige halten dafür, daß die Gegend in der ersten Zeit der Ansiedlung durch einen mächtigen deutschen Doktor behext worden sei; Andere, daß ein alter indischer Häuptling, ein Prophet oder Zauberer seines Stammes, hier seine Zauberkünste trieb, bevor noch das Land von Hendrick Hudson entdeckt worden war. Sicher ist es, daß der Ort noch immer unter einer Art von Zaubermacht steht, welche die Gemüther des guten Volkes gefangen hält und die Ursache ist, weßhalb sie in einem steten Traumzustand herumwandeln. Sie überlassen sich allen Arten von Wunderglauben, sind Verzückungen und Visionen unterworfen, haben häufig seltsame Erscheinungen und hören Musik und Stimmen in der Luft. Die ganze benachbarte Gegend ist voll von Lokalereignissen, von Orten, die nicht geheuer sind, und anderen abergläubischen Geschichten. Sternschnuppen und Meteore schießen öfter über das Thal als über einen anderen Theil des Landes, und der Alp scheint sich dasselbe zu seinem Lieblingsplatze auserwählt zu haben.

Der dominirende Geist jedoch, der diese verzauberte Gegend beunruhigt und Commandeur en chef über alle Mächte der Luft zu sein scheint, ist eine Figur ohne Kopf zu Pferd. Nach Einigen soll es der Geist eines hessischen Reiters sein, dessen Kopf bei einer Schlacht während des Revolutionskrieges durch eine Kanonenkugel weggeschossen worden ist, und der nun in der Dunkelheit der Nacht wie auf den Fittigen des Windes dahin eilend dann und wann vom Landvolk gesehen wird. Seine nächtlichen Züge beschränken sich nicht blos auf dieses Thal, sondern zu Zeiten auch auf die benachbarten Straßen, insbesondere auf die Umgebung einer nicht weit davon entfernten Kirche. Ja, einige der glaubwürdigsten Historiker dieser Gegend, welche die

umgehenden Sagen über dieses Gespenst sorgfältig gesammelt und zusammengetragen haben, behaupten, die Leiche dieses Reiters liege in dem dortigen Kirchhof begraben, und der Geist reite des Nachts auf das Schlachtfeld, um seinen Kopf zu suchen; die Eile aber, mit der er zuweilen durch die Höhle wie ein mitternächtlicher Windstoß dahin ziehe, rühre daher, daß er sich verspätet habe und sich nun sputen müsse, um vor Tages Anbruch wieder auf den Kirchhof zurückzukommen.

Dieß ist im Allgemeinen der Inhalt dieses legendenartigen Aberglaubens, der zu mancher abenteuerlichen Erzählung in dieser dunkeln Gegend das Material geliefert hat, so daß das Gespenst an jedem häuslichen Herde unter dem Namen des kopflosen Reiters aus der Schlafhöhle bekannt ist.

Merkwürdig ist dabei, daß das visionäre Vermögen, dessen wir erwähnten, sich nicht blos auf die ursprünglichen Bewohner des Thals erstreckt, sondern sich unbewußt auch auf Alle ausdehnt, die eine Zeit lang da gewohnt haben. Wie hell und wach sie auch gewesen sein mögen, bevor sie diese schlafmachende Gegend betraten, sicher athmen sie in kurzer Zeit die bezaubernde Kraft mit der Luft ein, werden träumerisch und nachdenkend und sehen Gespenster.

Ich gedenke dieser friedlichen Stelle voll Lobes, denn in solchen verborgenen holländischen Thälern, wie man sie hier und da in dem großen Staate Newyork findet, erhalten sich Bevölkerung, Sitten und Gebräuche unverändert, während der große Strom der Auswanderung und Kultur, welcher so bedeutende Veränderungen in anderen Theilen dieses Landes hervorbringt, unbemerkt an ihnen dahinzieht. Sie sind wie die kleinen Winkel mit stillem Wasser am Rande eines reißenden Flusses, wo wir den Strohhalm und die Blase ruhig vor Anker liegen oder sanft in ihrem Hafen sich drehen sehen, ungestört durch den ungestümen vorbeiziehenden Strom. Obgleich viele Jahre verflossen sind, seit ich das Dunkel der Schlafhöhle betrat, so möchte ich doch fast glauben, daß ich dieselben Bäume und dieselben Familien in dieser versteckten Einöde wiederfinden würde.

An diesem Platze wohnte in einer fernen Periode der amerikanischen Geschichte, d. h. ohngefähr vor dreißig Jahren, ein ehrwürdiger Herr, mit Namen Ichabod Crane, um die Kinder aus der Nachbarschaft zu unterrichten. Er war von Connecticut gebürtig, einem Staat, der die Union sowohl mit Pionieren für die Seelen wie für die Wälder versieht und jährlich eine Legion von Holzhauern und Landschulmeistern aussendet. Der Zuname Crane (Kranich) paßte auf seine Person. Er war lang, außerordentlich schmächtig, mit schmalen Schultern, langen Armen und Beinen, mit Händen, welche eine Meile weit aus den Aermeln herausbaumelten, mit Füßen, die statt Schaufeln dienen konnten, und sein ganzer Körper hing nur ganz locker zusammen. Sein Kopf war klein und auf dem Wirbel flach, mit ungeheuren Ohren, großen grünen Glasaugen und einer langen Nase, gleich einem Schnepfenschnabel, so daß er aussah wie ein Wetterhahn, der auf seinem Spindelhals stand, um anzuzeigen, wo der Wind herblase. Wer ihn an einem windigen Tage an der Seite eines Hügels mit fliegenden Kleidern dahinschreiten sah, hätte ihn für den auf die Erde herabsteigenden Genius des Hungers oder für eine Vogelscheuche in einem Kornfeld halten können.

Sein Schulhaus war ein ärmliches Gebäude auf einem großen Platz, roh von Holz gebaut, die Fenster zum Theil von Glas, zum Theil mit Blättern von alten Schreibbüchern verklebt. Sehr sinnreich war es für Stunden, wo niemand zu Hause war, durch ein an dem Griff der Thüre angebrachtes Weidengeflecht und durch gegen die Fensterladen gestemmte Stöcke gesichert, so daß ein Dieb zwar ganz leicht hineinsteigen konnte, aber einige Schwierigkeiten fand, wieder herauszukommen; eine Idee, die Herr Yost van Houten, der Baumeister, höchst wahrscheinlich von einem Aalfang entlehnt hatte. Das Schulhaus hatte eine einsame, aber angenehme Lage, gerade an dem Fuß eines waldigen Hügels, dicht an einem Bache und einer großen Birke, die an dem einen Ende desselben stand. An einem schwülen Sommertage konnte man von da das leise Gemurmel der Schüler, die ihre Lektion auswendig lernten, gleich dem Summen eines Bienenstockes hören, hier und da unterbrochen

durch die gebieterische Stimme des Meisters im Tone der Drohung oder des Befehls, oder zufällig auch durch den gefürchteten Ton der Birkenruthe, wenn er einige Faullenzer auf den blumigen Pfad des Wissens drängte. Die Wahrheit zu sagen, war er ein gewissenhafter Mann, der immer die goldene Maxime im Herzen trug: „Spare die Ruthe, und du verdirbst das Kind." Sicherlich wurden Crane's Schüler nicht verdorben.

Man darf nicht glauben, daß er einer der grausamen Schulpotentaten gewesen sei, die sich an dem Schmerz ihrer Untergebenen erfreuen; im Gegentheil, er übte Gerechtigkeit eher mit Unterschied als mit Strenge, nahm den Schwachen die Last von dem Rücken und legte sie den Starken auf. Das kleine Bürschchen, das bei der geringsten Drohung mit der Ruthe zusammenfuhr, wurde mit Nachsicht behandelt, während der Gerechtigkeit mittelst einer doppelten Portion auf den Rücken einiger kleinen, hartnäckigen, starrköpfigen, groben holländischen Bursche, die grollend und widerspenstig unter der Birkenruthe hinwegzuschlüpfen suchten, ein Genüge geschah. Alles dieses nannte er „seine Schuldigkeit ihren Eltern gegenüber thun", und niemals legte er eine Strafe auf, ohne den schmerzlichen Trost für den kleinen Rangen hinzuzufügen, er würde noch seiner gedenken und ihm dankbar sein bis zum letzten Lebenshauche.

Wenn die Schulstunden zu Ende waren, spielte er mit den größeren Knaben, und an den Festtagen Nachmittags geleitete er einige der kleineren, welche hübsche Schwestern oder gute gastliche Hausfrauen zu Müttern hatten, in ihre Häuser. So stand er in ganz gutem Vernehmen mit seinen Zöglingen. Das Einkommen von seiner Schule war nur schmal und würde kaum hingereicht haben, ihn mit dem täglichen Brod zu versehen, denn er war ein tüchtiger Esser und hatte, wenn auch schmächtig, doch die Eigenschaft, sich wie eine Riesenschlange auszudehnen; um ihn indeß vor Mangel zu schützen, bekam er, nach Landesgebrauch, seine Kost in den Häusern der Farmer, deren Kinder er unterrichtete. Davon lebte er eine Woche um die andere und wanderte in der Nachbarschaft rings um, seine ganze irdische Habe in einem baumwollenen Taschentuche mit sich führend.

Damit indeß alles dieß nicht zu lästig würde für den Geldbeutel seiner Gönner, welche die Ausgaben für die Schule für eine drückende Bürde und die Schulmeister für bloße Drohnen hielten, schlug er verschiedene Wege ein, sich zugleich nützlich und angenehm zu machen. Er unterstützte gelegentlich die Farmer in den leichteren Feldarbeiten, half ihnen Heu machen, besserte die Zäune aus, führte die Pferde in die Schwemme, trieb die Kühe von der Weide und spaltete Holz für den Winter. Dabei legte er alle seine Würde und sein absolutes Uebergewicht, mit welchem er in seinem kleinen Reiche, der Schule, herrschte, ab und wurde außerordentlich artig und gewinnend. Er fand Gnade in den Augen der Mütter, wenn er sich mit den Kindern, besonders den jüngsten, abgab, und gleich dem Löwen, der das Lamm großmüthig in seinen Tatzen hält, saß er mit einem Kinde auf seinem Knie und setzte dabei Stunden lang eine Wiege in Bewegung.

Außer seinem Beruf war er noch der Singmeister der Gegend und verdiente sich manchen Schilling durch Unterrichten der jungen Leute im Singen geistlicher Lieder. Es schmeichelte ihm nicht wenig, wenn er des Sonntags seinen Platz vorne auf der Gallerie der Kirche mit einer Bande auserwählter Sänger nehmen konnte, wobei er, seiner Meinung nach, reichlich den Sieg über den Pfarrer davontrug. Wahr ist es, seine Stimme übertönte die ganze Versammlung, und noch jetzt hört man in jener Kirche und eine halbe Meile weiter über'm Mühlteiche drüben an stillen Sonntagsmorgen gewisse Triller, die von Ichabod Crane's Nase abstammen sollen. So half sich der würdige Pädagog durch allerhand kleine Kunstgriffe und auf sinnreiche Weise leidlich fort, und Alle, die nichts von der Kopfarbeit verstanden, meinten, es koste ihm gar keine Anstrengung.

Ein Schulmeister ist gewöhnlich ein Mann von einigem Gewicht in den Familienkreisen der Landleute; man betrachtet ihn als eine Art vorstandsmäßiger Person von bei weitem höherer Bildung und feinerem Geschmack als die rohen Bauernsöhne, und nur an Gelehrsamkeit unter dem Pfarrer stehend. Seine

Erscheinung verursachte deßhalb einiges Aufsehen am Theetische eines Farmhauses, und es wurden außergewöhnliche Gerichte, wie Kuchen, Konfekt und gelegentlich auch ein silberner Theetopf aufgesetzt. Unser Gelehrter war daher besonders glücklich, wenn die Landmädchen freundlich gegen ihn waren. Er bildete sich etwas ein, wenn er am Sonntag zwischen dem Gottesdienst bei ihnen auf dem Kirchhof stand; sammelte Trauben von den wilden Weinstöcken, die sich an den umstehenden Bäumen hinaufrankten; las zu ihrer Unterhaltung die Grabschriften auf den Leichensteinen, oder schlenderte mit einer ganzen Schaar von ihnen an den Ufern des nahen Mühlbachs, während die Schamhafteren blöde zurückblieben und seine Eleganz und seine Lebensart beneideten.

In Folge seines halben Wanderlebens war er eine Art von fahrender Zeitung und trug den ganzen Ranzen voll lokaler Klatscherei von Haus zu Haus, so daß seine Erscheinung überall gern begrüßt wurde. Besonders schätzten ihn die Frauen als einen Mann von großer Gelehrsamkeit, denn er hatte verschiedene Bücher ganz durchgelesen und war vollkommen zu Hause in Cotton Mathers Geschichte der Zauberei in Neuengland, woran er, beiläufig gesagt, steif und fest glaubte.

Er war in der That ein seltsames Gemisch von etwas Verschlagenheit und einfacher Leichtgläubigkeit. Sein Hang zum Wunderbaren und seine Kraft, es zu verdauen, waren gleich ausgezeichnet, und beide steigerten sich, seit er in dieser bezauberten Gegend wohnte. Keine Geschichte war zu grob und zu ungeheuerlich für seinen geräumigen Schlund. Es machte ihm oft Vergnügen, wenn seine Schule am Abend geschlossen war, sich auf den weichen Rasen an dem Ufer des kleinen Baches, der an seinem Schulhause vorbeifloß, hinzustrecken und da des alten Mathers gräßliche Geschichten durchzulesen, bis die Dunkelheit des Abends einen Nebel um die Schrift verbreitete. Wenn er dann durch Sumpf, Fluß und Wald seinen Weg zurück nach dem Farmhause nahm, wo er einlogirt war, erregte jeder Ton in der Natur zu dieser Zauberstunde seine erhitzte Einbildungskraft: das Winseln des Todtenvogels vom Hügel, der Ruf der

Unken, der Vorbote des Sturms, das traurige Geschrei des Käuzchens, das plötzliche Geräusch der Vögel in dem Dickicht, die von ihren Schlafstellen aufgescheucht wurden. Sogar die Leuchtkäfer, die sehr lebhaft ihr Licht an den dunkelsten Plätzen verbreiteten, setzten ihn zuweilen in Furcht, wenn einer von ungewöhnlichem Glanz ihm über den Weg flog, und wenn ein großer Käfer ihn in seinem Flug begegnete, so wollte der arme Teufel schier den Geist aufgeben, denn er meinte, es habe eine Hexe ihm etwas angethan. Sein einziges Hülfsmittel bei solchen Gelegenheiten, sich die Gedanken aus dem Kopfe zu schlagen oder die bösen Geister zu verscheuchen, war, heilige Lieder zu singen, und das gute Volk der Schlafhöhle, wenn es des Abends an seiner Thüre saß, befiel oft eine heimliche Furcht, wenn es seine süßen und langausgezogenen Nasentöne vom fernen Hügel herab oder längs der dunklen Straße ertönen hörte.

Eine andere Quelle, seine Neigung zum Wunderbaren zu befriedigen, bestand darin, daß er die langen Winterabende bei alten holländischen Frauen zubrachte, die spinnend am Feuer saßen neben einer Reihe von Aepfeln, die sie auf dem Herde brieten. Hier lauschte er ihren wunderbaren Erzählungen von Geistern, Kobolden, nicht geheuren Feldern, verzauberten Bächen, Brücken, Häusern, besonders aber des Reiters ohne Kopf oder des galoppirenden Hessen der Höhle, wie sie ihn auch bisweilen nannten. Er dagegen unterhielt sie mit seinen Anekdoten von Zauberei und von schrecklichen Vorzeichen, von gräßlichen Erscheinungen und Tönen in der Luft, welche in früheren Zeiten in Connecticut vorkamen, und machte sie fürchten durch Spekulationen über Kometen und Sternschnuppen und durch das Besorgniß erregende Faktum, daß die Welt rundum gehe und sie sich die Hälfte der Zeit zu unterst als oberst befänden.

Während dieß Alles ihm nur zum Vergnügen gereichte, und er sich in dem Winkel eines Zimmers, das von der Glut eines knatternden Holzfeuers geröthet war, und wo kein Gespenst sein Gesicht zeigen durfte, ganz behaglich befand, war er desto schlimmer daran auf seinem Heimweg. Welch fürchterliche

Gestalten und Schattenbilder umgaben seinen Pfad mitten im matten und dunklen Schimmer einer Schneenacht! — Mit welch sehnsüchtigem Blicke sah er auf jeden zitternden Lichtstrahl, der aus einem entfernten Fenster über die weiten Felder zu ihm herüberdrang! Wie oft erschrak er über einen mit Schnee bedeckten Strauch, der wie ein in ein Leichentuch gehülltes Gespenst ihm auf seinem Weg entgegentrat! Wie oft schauderte er zusammen vor dem Ton seiner eigenen Schritte auf der Eiskruste unter seinen Füßen und fürchtete sich, über seine Schulter zu sehen, weil er meinte, es schreite irgend ein unheimliches Wesen dicht hinter ihm! Und wie oft verlor er gar alle Fassung durch die heulenden Töne des Windes, in der Meinung, es sei der galoppirende Hesse auf einem seiner nächtlichen Züge!

Alles dieses waren aber nur nächtliche Schrecken, Phantome, welche die Nacht in uns aufsteigen läßt; und obgleich er manche Gespenster in seinem Leben gesehen hatte und mehr als einmal von dem Satan in verschiedenen Gestalten auf seinen einsamen Wanderungen beunruhigt worden war, so machte doch das Tageslicht allen diesen Spukereien ein Ende, und er würde, trotz Teufel und Teufelsspuk, ein recht angenehmes Leben geführt haben, wenn ihm nicht auf seinem Lebenspfade ein Wesen begegnet wäre, das den Sterblichen in größere Unruhe versetzt als Geister und Kobolde und die ganze Hexengesellschaft zusammengenommen, — ein Weib.

Unter den musikalischen Schülern, die sich an einem Abend in der Woche versammelten, um von ihm Unterricht im Gesang geistlicher Lieder zu empfangen, befand sich auch Katharine van Tassel, die Tochter und das einzige Kind eines wohlhabenden holländischen Farmers. Sie war ein blühendes Mädchen von achtzehn Jahren, rund und voll wie ein Rebhuhn, reif, appetitlich und mit rosigen Wangen, wie eine von ihres Vaters Pfirsichen, und allbekannt nicht nur wegen ihrer Schönheit, sondern auch wegen ihres zu hoffenden Reichthums. Dabei war sie eine kleine Kokette, wie man schon aus ihrem Anzug schließen konnte; er war nämlich ein Gemisch von alter und neuer Mode und ganz dazu geeignet, ihre Reize ins gehörige Licht zu stellen.

Sie trug noch einen Schmuck von ächtem puren Golde, den ihre Urgroßmutter von Saardam mitgebracht hatte; ferner ein reizendes Leibchen aus der alten Zeit und ein kurzes Unterkleid, das den schönsten Fuß und Knöchel in der ganzen Umgegend sehen ließ.

Ichabod Crane hatte ein sanftes und weiches Herz für das andere Geschlecht, und wir dürfen uns deßhalb nicht wundern, daß ein so verführerischer Bissen Gnade vor seinen Augen fand, besonders nachdem er sie in ihres Vaters Hause besucht hatte. Der alte Baltus van Tessel war das vollkommene Bild eines thätigen, zufriedenen, liberalen Farmers. Zwar ließ er sein Auge oder seine Gedanken nicht über die Gränzen seiner eigenen Farm hinaus schweifen, aber innerhalb dieser war Alles bequem, glücklich und wohl eingerichtet. Er war zufrieden mit seinem Reichthum, aber nicht stolz darauf, und legte mehr Gewicht auf seinen Ueberfluß als auf die Art und Weise, in der er lebte. Sein Haus lag an den Ufern des Hudson, in einem der grünen, geschützten, fruchtbaren Winkel, wo sich die holländischen Farmer so gern ansiedeln. Ein großer Ulmbaum breitete seine breiten Aeste darüber aus, und am Fuß desselben entsprang eine Quelle des reinsten, süßesten Wassers, das in ein eingefaßtes Becken floß und sich verstohlen durch das Gras in einen benachbarten Bach ergoß, der dann unter Erlen und Weiden weiter eilte. Dicht am Farmhause befand sich eine große Scheune, die zu einer Kirche gedient haben mochte; durch jedes Fenster und jede Spalte derselben sahen die Schätze der Farm hervor; die Dreschflegel ließen sich darin vom Morgen bis zum Abend hören; Schwalben und andere Vögel flogen zwitschernd umher, und Flüge von Tauben, einige mit dem Blick nach oben, als wollten sie das Wetter beobachten, einige mit den Köpfen unter den Flügeln oder in der Brust vergraben, wieder andere sich aufblähend, girrend und sich vor ihren Weibchen verneigend, freuten sich auf dem Dache des Sonnenscheins. Fette, unbehülfliche Schweine grunzten und genossen der Ruhe und des reichlichen Futters in ihren Ställen, und hier und da sprangen kleine Ferkel hervor und schnappten nach Luft. Eine stattliche Schaar

Schneegänse versammelten sich mit ganzen Truppen von Enten in einem benachbarten Teiche; Regimenter von Truthühnern schweiften durch die Höfe der Farm, und anderes Geflügel trieb sich darin mit widerwärtigem Geschrei herum. Vor dem Scheunenthor stolzirte der galante Hahn, das Muster eines Hausherrn, ein Krieger und feiner Gentleman, schlug mit seinen ausgebreiteten Flügeln und krähte stolz und in der Freude seines Herzens, kratzte zuweilen die Erde mit seinen Füßen auf und rief dann großmüthig die allzeit hungrige Familie von Weibern und Kindern herbei, um sich des guten Bissens zu erfreuen, den er aufgefunden hatte.

Dem Pädagogen wässerte der Mund, als er diese reichen Quellen des Wintervorraths betrachtete. Mit begierigen Blicken stellte er sich jedes Ferkel, das umherlief, gebraten vor, mit einer köstlichen Fülle im Leibe und einem Apfel im Maule; die Tauben bettete er sorgfältig in eine schöne Pastete und umgab sie mit einer Kruste; die Gänse schwammen in ihrer eigenen Sauce, und die Enten lagen paarweise, gleich jungen Ehepärchen, mit einer passenden Zwiebelsauce in den Schüsseln. An den Schweinen sah er die künftigen Sp eckseiten und saftigen Schinken ausgeschnitten; jeden Truthahn sah er schmackhaft zubereitet, mit seinem Magen unter dem Flügel und vielleicht einem Halsband von wohlschmeckenden Würsten, und selbst der stolze Hahn lag ausgebreitet auf seinem Rücken auf einer Nebenschüssel, mit aufgehobenen Krallen, als wenn er nach dem Quartier verlangte, das sein ritterlicher Geist verschmähte, als er noch am Leben war.

Indem sich nun der entzückte Ichabod alles dieß ausmalte und seine großen grünen Augen über die fetten Wiesen, die reichen Weizen-, Roggen-, Buchweizen- und Welschkornfelder und die mit reichen Früchten versehenen Obstgärten, welche das schöne Gut van Tassels umgaben, schweifen ließ, zog ihn sein Herz zu dem Mädchen hin, das dieß Alles einmal erben sollte, und seine Einbildungskraft malte ihm vor, wie man dadurch leicht zu Vermögen kommen und das Geld in großen Strecken unbebauten Landes und Schindelpaläsien in der Wildniß an-

legen könne. Ja, seine geschäftige Phantasie zeigte ihm bereits die blühende Katharine mit einer ganzen Schaar von Kindern oben auf einem Wagen, mit Hausrath beladen und mit herunterhängenden Töpfen und Kesseln; er selbst sah sich auf einer Stute, mit einem Fohlen zur Seite, auf dem Wege nach Kentucky, Tennessee oder Gott weiß wohin.

Als er das Haus betrat, war sein Glück vollkommen. Es war eines jener geräumigen Farmhäuser mit hohen, etwas schiefen Dächern, in dem Stil, wie ihn die ersten holländischen Ansiedler liebten; das ein wenig hervorspringende Dach bildete in der Front des Hauses einen Säulengang, den man bei schlechtem Wetter verschließen konnte. Hier befanden sich Dreschflegel, Pferdegeschirr, verschiedenes Hausgeräthe und Netze, um in dem benachbarten Fluß zu fischen. An der Wand waren Bänke für den Sommer angebracht, und ein großes Spinnrad an dem einen und ein Butterfaß an dem anderen Ende zeigte die verschiedenen Zwecke, zu denen dieses Vorhaus bestimmt war. Aus diesem Säulengang ging der erstaunte Ichabod in den Vorsaal, der den Mittelpunkt des Hauses bildete und zum gewöhnlichen Aufenthaltsort diente. Hier blendete eine Reihe zinnernes, auf einem langen Tisch aufgestelltes Geräthe sein Auge. In einem Winkel lag ein großer Sack mit Wolle zum Spinnen, in einem anderen ein Haufen halb wollenen und halb leinenen Zeugs, das soeben von dem Webstuhl kam; Aehren von welschem Korn und Schnüre von getrockneten Aepfeln und Pfirsichen hingen in Guirlanden an den Wänden, gemischt mit rothem Pfeffer, und eine halb geöffnete Thüre ließ ihn einen Blick in das schönste Gastzimmer werfen, in welchem die klauenfüßigen Sessel und Mahagonytische gleich Spiegeln glänzten; Feuerböcke mit Schaufeln und Zangen blitzten wie reines Gold; getrocknete Orangen und Muscheln zierten den Kamin; Schnüre von mannigfaltig gefärbten Eiern hingen darüber; ein großes Straußenei hing von der Mitte des Zimmers herab, und ein Schenktisch in der Ecke zeigte außerordentliche Schätze an altem Silber und Porzellan.

Von dem Augenblicke an, als Ichabod diese Herrlichkeiten

erblickte, war es mit der Ruhe seiner Seele vorbei, und sein einziges Dichten und Trachten ging nur dahin, die Zuneigung der unvergleichlichen Tochter van Tassels zu gewinnen. Dieß Unternehmen barg indeß größere Schwierigkeiten, als vormals das Loos eines irrenden Ritters in sich schloß, der selten mehr zu thun hatte als mit Riesen, Zauberern, feurigen Drachen und anderen leicht zu besiegenden Feinden zu kämpfen, und nur durch Eisen- und Erzthore und diamantene Wände bis zu dem Schloß zu dringen hatte, in dem die Auserwählte seines Herzens gefangen gehalten wurde, welches Alles er so leicht ausführte wie ein Mann, der sich durch das Centrum einer Weihnachtspastete hindurch arbeitet; die Prinzessin reichte ihm ihre Hand, und damit war die Sache abgethan. Ichabod dagegen hatte sich in das Herz einer ländlichen Kokette voll Launen und Kapricen zu stehlen, welche immer neue Schwierigkeiten und Hindernisse darboten; daneben hatte er es mit einem Heer furchtbarer Feinde von Fleisch und Blut und zahlreichen ländlichen Verehrern zu thun, welche jeden Zugang zu ihrem Herzen besetzt hielten, einander sorgfältig im Auge hatten, aber wenn es einen neuen Bewerber galt, stets gemeinsame Sache machten.

Der bedeutendste unter ihnen war ein dicker, lärmender und prahlender Bursche, Namens Abraham oder nach holländischer Abkürzung Brom van Brunt, der Held der ganzen Umgegend, welche des Ruhms von seiner Stärke und seinem Muthe voll war. Er war breitschulterig und vierschrötig, mit kurzgelocktem schwarzen Haare, mit einem plumpen, aber nicht unangenehmen Gesicht, auf dem die Züge von Heiterkeit und Anmaßung geschrieben standen. Von seiner herkulischen Gestalt und seiner großen Stärke hatte er den Spitznamen Brom Bones erhalten, unter dem er allgemein bekannt war. Berühmt war er durch seine große Kenntniß und Geschicklichkeit in der Behandlung der Pferde, er war so flink zu Roß wie ein Tatar. Bei allen Wettrennen und Hahnengefechten war er der Erste, und vermöge der Ueberlegenheit, die man im bäuerlichen Leben an körperlicher Stärke erlangt, war er der Schiedsrichter in allen Streitigkeiten, wobei er seinen Hut auf eine Seite setzte und seinen

Bescheid mit einem Gesicht und Tone gab, die keinen Widerspruch und keine Berufung zuließen. Immer war er zu Streit und Neckerei bereit, aber er hatte mehr Muthwillen als bösen Willen und bei aller seiner Rohheit doch im Grunde einen Anstrich von guter Laune.

Dieser rohe Held hatte sich die schöne Katharine zum Gegenstand seiner ungeschlachten Galanterien auserwählt; und obgleich seine verliebten Tändeleien einigermaßen den Liebkosungen und der Zärtlichkeit eines Bären glichen, so flüsterte man sich doch hier und da zu, daß sie seinen Bewerbungen nicht ganz abgeneigt sei. Ausgemacht ist es, daß sie seinen Nebenbuhlern als Signal galten, sich zurückzuziehen, und daß sie keine Neigung fühlten, einen Bären in seinen Liebesaffairen zu stören. Wenn man sein Roß irgend einmal in einer Sonntagsnacht an van Tassels Thüre angebunden sah, so war dieß ein sicheres Zeichen, daß sein Herr darin auf der Freierei war, und alle Bewerber zogen mißmuthig vorüber und nach einer anderen Himmelsgegend.

Dieß war nun der furchtbare Mann, mit dem es Ichabod Crane zu thun hatte; ein stärkerer Mann als er würde nach reiflicher Betrachtung sich zurückgezogen haben, ein verständigerer in Verzweiflung gerathen sein. Er aber, ein glückliches Gemisch von Geschmeidigkeit und Beharrlichkeit, war an Form und Geist wie ein biegsames Rohr, nachgiebig, aber zähe; wenn er sich auch bog, so brach er doch nicht, und wenn er auch dem geringsten Druck nachgab, so war er doch im Moment wieder obenauf, richtete sich empor und trug seinen Kopf so hoch wie immer.

Offen gegen seinen Nebenbuhler zu Feld zu ziehen, würde Tollheit gewesen sein, denn der war nicht der Mann, der sich in seinen Liebeshändeln irre machen ließ, so wenig wie der stürmische Liebhaber Achilles. Deßhalb ging er in seinen Bewerbungen in ruhiger und einschmeichelnder Weise vor. In seiner Funktion als Singmeister machte er häufig Besuche in dem Farmhause und hatte dabei von der Einmischung der Eltern, die so oft ein Stein des Anstoßes für Liebende ist,

nicht das Geringste zu fürchten. Balt van Tassel war eine gefällige, nachsichtige Seele; er liebte seine Tochter sogar noch mehr als seine Tabakspfeife und ließ sie, als ein vernünftiger Mann und vortrefflicher Vater, nach Gefallen ihren Weg gehen. Seine fleißige kleine Frau aber hatte genug zu thun, ihren Haushalt zu besorgen und ihr Federvieh in Ordnung zu halten, denn ihre Meinung war, Enten und Gänse seien närrisches Volk und müßten in Aufsicht gehalten werden, die Mädchen aber könnten für sich selbst sorgen. Während nun die geschäftige Frau im Hause herum trollte oder an ihrem Spinnrad an einem Ende des Säulenganges saß, schmauchte der ehrliche Balt seine Pfeife am anderen und beobachtete das Thun eines kleinen hölzernen Kriegers auf dem Scheunendach, der, mit einem Schwert in jeder Hand, mächtig gegen den Wind focht. Unterdessen betrieb Ichabod seine Sache mit der Tochter, bald an der Quelle unter der großen Ulme sitzend, bald mit ihr in der Dämmerung schlendernd, welche den Gesprächen Liebender so günstig ist.

Ich muß gestehen, daß ich nicht weiß, wie man die Herzen der Frauen gewinnt. Mir sind sie immer Räthsel und Gegenstände der Bewunderung gewesen. Einige scheinen nur einen verwundbaren Punkt oder eine zugängliche Thüre zu haben, während andere tausend Zugänge haben und auf tausend verschiedenen Wegen gewonnen werden können. Ein großer Triumph ist es, die ersteren zu erobern, aber noch ein bei weitem größerer Beweis von Kunst, in Besitz der letzteren zu gelangen, denn hier muß ein Mann, um die Festung einzunehmen, in jede Thüre und jedes Fenster einzudringen suchen. Der, welcher tausend gewöhnliche Herzen gewinnt, ist daher einigen Ruhmes werth; der aber, welcher unbestritten das Herz einer Kokette erobert, ist ein wirklicher Held. In der That war dieß nicht der Fall mit dem furchtbaren Brom Bones, und von dem Augenblick, als Ichabod Crane seine Avancen machte, waren die Hoffnungen des ersteren offenbar im Sinken; man sah sein Pferd nicht mehr in Sonntagsnächten an das Haus angebunden, und es entspann sich nach und nach eine tödtliche Feindschaft zwischen ihm und dem Präceptor der Schlafhöhle.

Brom, der etwas von roher Ritterlichkeit in seinem Wesen hatte, würde mit Freuden Mittel und Wege zum offnen Krieg gefunden und seinen Ansprüchen auf das Mädchen kurz und bündig nach irrender Ritter Art durch Kampf Nachdruck gegeben haben; aber Ichabod kannte zu sehr die Uebermacht seines Feindes über ihn, um sich mit ihm zu messen; er überhörte daher Bones' Prahlerei, „er wolle den Schulmeister zusammenklappen und auf ein Bret seines Schulhauses legen"; auch war er zu schlau, um ihm irgend eine Gelegenheit zu geben. Es lag etwas außerordentlich Herausforderndes in diesem hartnäckig festgehaltenen Friedenssystem; es blieb Brom keine Wahl, als die Sache ins Lächerliche zu ziehen und seinen Rival mit bäuerischem Spott zu verfolgen. Ichabod wurde von Seiten Bones' und seiner rohen Horde der Gegenstand einer muthwilligen Verfolgung. Sie beunruhigten sein bisher so friedliches Gebiet; brachten Rauch in seine Singschule durch Verstopfung des Schornsteins; brachen trotz der außerordentlichen Befestigungen der Fenster mit Weidenstöcken bei Nacht in das Schulhaus und warfen Alles zu unterst als oberst, so daß der arme Schulmeister glaubte, alle Hexen im ganzen Lande hielten hier ihre Versammlungen. Aber was noch unangenehmer war, Brom benutzte jede Gelegenheit, ihn in Gegenwart seiner Geliebten lächerlich zu machen; so hatte er einen schäbigen Hund, den er auf eine possierliche Weise winseln lehrte und als Ichabods Rival bei ihr einführte, um sie im Gesang geistlicher Lieder zu unterrichten.

So stand die Sache eine Zeit lang, ohne daß sich die gegenseitige Position der streitenden Parteien wesentlich änderte. Da saß einmal an einem schönen Herbstnachmittag Ichabod nachdenkend auf seinem erhabenen Stuhl, wie auf einem Thron, von welchem er gewöhnlich alle Angelegenheiten seines kleinen literarischen Reiches überwachte. In seiner Hand schwang er einen Stock, das Scepter der Despotie; die Birkenruthe, der Schrecken der Uebelthäter, hing an drei Nägeln hinter dem Throne, während vor ihm auf einem Pulte allerhand contrebande Waare und verbotene Gegenstände lagen, die er bei unnützen

Buben entdeckt hatte, als halbverzehrte Aepfel, Knallbüchsen, Kreisel, Fliegenhäuschen und eine ganze Legion von kleinen Papierfiguren. Offenbar war eben ein abschreckender Akt der Justiz vor sich gegangen, denn seine Schüler hatten alle ihre Aufmerksamkeit auf die Bücher gewandt, oder flüsterten, ein Auge auf den Meister gerichtet, scheu und leise, und eine Art summender Stille herrschte durch die ganze Schulstube. Plötzlich wurde dieß unterbrochen durch die Erscheinung eines Negers in einer Zwillichjacke und weiten Hosen, mit einem Fragment von einem runden Hute gleich einer Mercuriuskappe, auf einem schlechten, wilden Hengstfüllen sitzend, das er an einem Strick mit einer Halfter führte. Er kam mit Rasseln an die Schulthüre, um Ichabod für diesen Abend zu einer fröhlichen Gesellschaft bei Mynheer van Tassel einzuladen. Als er seine Botschaft mit wichtigen Mienen und in der feinsten Sprache, welche ein Neger bei Gelegenheiten der Art anzunehmen fähig ist, ausgerichtet hatte, eilte er über den Bach weiter und war, erfüllt von der Wichtigkeit und der Eile seiner Sendung, bald außer Gesicht.

Alles war nun in der zuvor ruhigen Schulstube in Aufruhr. Die Schüler eilten rasch über ihre Lektionen hinweg, ohne sich bei Kleinigkeiten aufzuhalten; diejenigen, welche gewandt waren, überhüpften ungestraft die Hälfte, und diejenigen, welche langsam waren, bekamen hin und wieder einen Klaps, um sie zur Eile anzutreiben, oder man half ihnen über ein langes Wort hinweg. Bücher wurden, anstatt sie auf die Bücherbreter zu stellen, auf die Seite geworfen, Tintenfässer umgeschmissen, Bänke umgeworfen, und die ganze Schule wurde eine Stunde vor der Zeit geschlossen; die Schulkinder aber stürzten heraus wie eine Heerde junger Füllen, schrieen und lärmten im Grase, um ihre Freude über die frühe Entlassung auszudrücken.

Der galante Ichabod wendete jetzt zum wenigsten eine halbe Stunde auf seine Toilette, bürstete und reinigte seinen schwarzen verschossenen Rock aufs beste und ordnete seine Locken vor einem Stück Spiegel, das an der Wand hing. Um vor seiner Herzallerliebsten als ein wahrer Kavalier zu erscheinen,

lieh er von einem Farmer, mit dem er in gutem Vernehmen stand, einem cholerischen alten Manne, Namens Hans van Rippers, ein Pferd, und so trat er wohlberitten seine Wanderschaft wie ein fahrender Ritter an, der auf Abenteuer ausgeht. Aber ich muß nothwendig, dem Geiste einer romantischen Geschichte gemäß, einen etwas näheren Bericht von dem Aussehen und der Ausstaffirung meines Helden und seines Rosses geben. Das Thier, das er ritt, war ein abgelebter Ackergaul, der fast um Alles in der Welt gekommen war, nur nicht um seine Bosheit. Er war dürr und langhaarig, mit einem Hals wie ein Schaf und einem Kopf wie ein Hammer; Mähne und Schweif zusammengewirrt und geknotet; ein Auge hatte seine Pupille verloren und war weiß und glänzend, das andere aber hatte noch den wahren Teufel in sich. Er mußte zu seiner Zeit Muth und Feuer gehabt haben, wie man schon aus seinem Namen schließen kann; er hieß Gunpowder (Schießpulver). Wirklich war er das Lieblingspferd seines Herrn, des heftigen van Rippers, gewesen, der ein wüthender Reiter, und von dessen Geist wahrscheinlich etwas auf das Thier übergegangen war; denn so alt und zusammengebrochen er auch aussah, so hatte er doch den Teufel im Leibe, wie kein Füllen in Lande.

Ichabod war eine Figur, die ganz zu dem Pferde paßte. Er ritt mit kurzen Bügeln, so daß seine Kniee fast an den Sattelknopf stießen; seine spitzen Ellbogen standen hinaus wie bei den Heuschrecken; die Peitsche hielt er perpendikulär in der Hand wie ein Scepter, und wenn sein Pferd einen kurzen Paß ging, bewegten sich seine Arme wie ein paar Flügel; der Saum seines schwarzen Rockes flatterte fast bis zum Schweif seines Pferdes. So sah Ichabod und sein Pferd aus, als sie aus Hans van Rippers' Thor hinauszogen; es war eine Erscheinung, wie man sie nur selten zu sehen bekommt.

Wie ich schon erwähnt habe, war es ein schöner Herbsttag; der Himmel war hell und blau, und die Natur trug das reiche, goldene Kleid, welches wir immer mit der Idee des Ueberflusses verbinden. Die Wälder hatten ein braunes und gelbes Gewand angelegt, während einige zartere Bäume durch den Frost

die brillanten Farben von Orange, Purpur und Scharlachroth angenommen hatten. Schaaren von wilden Tauben durchzogen hoch die Luft; von den Buchen- und Hickorybäumen hörte man das Geräusch der Eichhörnchen und zu Zeiten den schwermüthigen Wachtelschlag von den benachbarten Stoppelfeldern.

Die kleineren Vögel waren im Begriff ihren Abschiedsschmaus zu halten. In der Fülle des Genusses flatterten sie fröhlich zwitschernd von Busch zu Busch und von Baum zu Baum, verwundert über den Ueberfluß und den Wechsel um sie herum. Da war das schöne Rothkehlchen, das Lieblingsvögelchen der Knaben, mit seiner hellen klagenden Stimme, die Amseln mit ihrem weittönenden Gesang, die goldbeschwingten Spechte mit ihrem hochrothen Federbusch, ihrem breiten schwarzen Halskragen und ihrem glänzenden Gefieder; der Ledervogel mit seinen roth gefleckten Flügeln und Schwanz und seiner kleinen Reitkappe von Federn; der blaue Häher, dieser lärmende Gesell mit seinem hellblauen Kleid und weißen Unterkleidern, kreischend und plaudernd, nickend, baumelnd, sich biegend und sich benehmend, als wenn er mit allen Sängern des Waldes in gutem Vernehmen stände.

Als nun Ichabod so langsam hintrollirte, schweifte sein Auge, das für jedes Symptom von kulinarischem Ueberfluß immer offen war, mit Vergnügen über die Schätze des heiteren Herbstes. An allen Seiten sah er einen großen Vorrath von Aepfeln, einige in reicher Fülle an den Bäumen hängen, andere in Körben und Tonnen zum Verkauf gesammelt, wieder andere in großen Haufen aufgespeichert für die Cyderpresse. Ferner erblickte er große Felder welschen Korns, das mit seinen goldnen Aehren aus den blätterreichen Büscheln hervorsah und gute Kuchen und Puddings in Aussicht stellte; darunter gelbe Kürbisse, ihre runden Früchte gegen die Sonne gewendet, die herrlichsten Torten versprechend; darauf passirte er die wohlriechenden Buchweizenfelder, die Lust der Bienen, und indem er sie sah, stahlen sich Gedanken an schmackhafte, wohl mit Butter versehene und mit Honig oder Syrup versetzte, von der zarten kleinen Hand der Katharine van Tassel gebackene Törtchen in seine Seele.

Indem er so seine Seele mit manchen süßen Gedanken und verzuckerten Hoffnungen nährte, ritt er an der Seite einer Reihe von Hügeln hin, welche die Aussicht auf einige der schönsten Scenen des mächtigen Hudson darbieten. Die Sonne kehrte allmählig ihre breite Scheibe dem Westen zu. Das weite Becken des Tappansees lag bewegungslos und glänzend da, nur hier und da bewegten sich leise die Wellen und spiegelten die blauen Schatten der entfernten Gebirge wieder. Wenige dunkle Wolken schwammen am Himmel, ohne daß sie ein Lufthauch bewegte. Der Horizont hatte eine schöne goldene Färbung, die sich nach und nach in sattes Grün und weiter in tiefes Blau verwandelte. Ein schräger Strahl fiel auf den waldigen Kamm des Abhangs, der sich nach dem Flusse herabzog, und verlieh der dunkelgrauen und purpurnen Farbe seiner Felspartien größere Tiefe. In der Ferne sah man ein kleines Schiff langsam mit hängenden Segeln dahin steuern; und da der Himmel sich in dem stillen Wasser wiederspiegelte, schien es, als schwebte es in der Luft.

Es war gegen Abend, als Ichabod am Schlößchen van Tassels anlangte, welches er gedrängt voll fand von der Blüthe und der Aristokratie der Nachbarschaft. Alte Farmer, eine magere Race mit ledernen Gesichtern, mit selbstgemachten Kleidern und Hosen, blauen Strümpfen, großen Schuhen und herrlichen zinnernen Schnallen; kleine verwelkte Frauen mit großen Krägen, Kleidern mit langen Taillen, selbstgesponnenen Unterkleidern, Scheeren und Nadelkissen und schönen kattunenen Taschen an der Seite. Muntere Mädchen, in ihrem Anzug fast so antiquirt wie ihre Mütter, mit Ausnahme eines Strohhutes, eines schönen Bandes oder vielleicht eines weißen Kleides, die an die neuen Moden der Stadt erinnerten. Die Söhne in kurzen gestreiften Röcken mit Reihen großer Messingknöpfe, das Haar gewöhnlich mit einem Zopf nach der damaligen Mode, wobei sie sich einer Aalhaut bedienten, als eines in der ganzen Gegend geschätzten Mittels, um den Haarwuchs zu befördern.

Brom Bones aber war der Held der Scene. Er war zu der Gesellschaft auf seinem Lieblingshengst Daredevil (Teufels-

trotz) gekommen, einem Thier gleich ihm selbst voll Muth und Bosheit, das Niemand als er regieren konnte. Er war bekannt als einer, der boshafte, zu allen Arten von bösen Streichen geneigte und den Kopf des Reiters immer aufs Spiel setzende Thiere bevorzugte, denn er hielt ein folgsames wohlgezogenes Pferd eines Burschen von Geist unwürdig.

Wohl muß ich etwas verweilen bei allen den Herrlichkeiten, die den entzückten Blicken meines Helden begegneten, als er das Putzzimmer in van Tassels Hause betrat. Ich meine hier nicht die Reize der vielen munteren Mädchen mit ihrem reichen Schmuck von rothen und weißen Kleidern, sondern die reichen Schätze eines ächt holländischen ländlichen Theetisches zur schönen Herbstzeit. Welch gehäufte Schüsseln von Kuchen der verschiedensten, kaum zu beschreibenden Arten, wie sie nur erfahrenen holländischen Hausfrauen bekannt sind! Da gab es süße Kuchen und mürbe Kuchen, Ingwer- und Honigkuchen, kurzum die ganze Familie von Kuchen. Desgleichen fanden sich Aepfeltorten, Pfirsich- und Kürbistorten; ferner Schinken und Rauchfleisch; getrocknete Pflaumen, Pfirsiche und Quitten; geröstete Heringe und gebratene Hühnchen; daneben Schüsseln von Milch und Rahm, Alles durcheinander, in der Mitte der häusliche Theepot, der seine Rauchwolken allenthalben hin verbreitete.

Doch mir fehlt die Zeit, das ganze Banket zu beschreiben, und ich muß eilen, meine Geschichte weiter zu verfolgen. Glücklicher Weise hatte Ichabod Crane nicht so große Eile als sein Geschichtschreiber, sondern ließ jedem Leckerbissen Gerechtigkeit widerfahren.

Er gehörte zu den dankbaren Kreaturen, deren Herzen sich erweitern in dem Verhältniß, in welchem ihre Leiber sich mit guten Speisen füllen, und deren Geist durch Essen sich belebt, wie bei manchen Menschen durch Trinken. Dabei konnte er nicht unterlassen, während des Essens seine großen Augen umherschweifen zu lassen und heimlich bei dem Gedanken zu lächeln, daß er dereinst Herr dieser Scenen außerordentlichen Glanzes und Ueberflusses werden könne. Wie bald, dachte er, könne er dem alten Schulhause den Rücken zukehren, Hans van Rippers

und jedem anderen geizigen Patron unter die Nase schnippen und jeden reisenden Pädagogen, der sich unterfangen sollte, ihn Kamerad zu nennen, zur Thüre hinaus werfen.

Der alte Baltus van Tassel bewegte sich unter seinen Gästen mit einem Gesicht voll Zufriedenheit und guter Laune, rund und voll wie der Mond. Seine kleinen Aufmerksamkeiten waren kurz, aber voll Ausdruck; sie beschränkten sich auf einen Handschlag, einen Klaps auf die Schulter, ein lautes Gelächter und eine dringende Einladung „zuzulangen und sich selbst zu bedienen".

Jetzt tönte Musik von dem Salon und lud zum Tanze ein. Der Musiker war ein alter grauköpfiger Neger, schon seit einem halben Jahrhundert das wandernde Orchester der Umgegend. Sein Instrument war so alt und abgenutzt als er selbst. Größtentheils kratzte er nur auf zwei oder drei Saiten, indem er jede Bewegung seines Bogens mit einer Kopfbewegung begleitete und sich fast bis auf den Boden beugte und mit dem Fuß stampfte, so oft ein frisches Paar antrat.

Ichabod bildete sich so viel auf sein Tanzen ein als auf seine Stimme. Nicht ein Glied, nicht eine Fiber an ihm war müßig; und wer sein schlotteriges Gestell in voller Bewegung über den Tanzplatz hinrasseln sah, mußte glauben, St. Veit selbst, der heilige Patron des Tanzes, mache leibhaftig seine Touren vor ihm. Er wurde von allen Negern bewundert, die sich von allen Altern und Größen von der Farm und aus der Nachbarschaft versammelt hatten, eine Pyramide von glänzenden schwarzen Gesichtern an jeder Thüre und jedem Fenster bildeten, sich mit Vergnügen die Scene besahen, ihre weißen Augäpfel rollen und ihre Reihen von Elfenbeinzähnen von einem Ohr zum anderen sehen ließen. Warum hätte da der Knabenzuchtmeister nicht lustig und vergnügt sein sollen?

Die Dame seines Herzens war seine Tänzerin und lächelte wohlwollend bei allen seinen verliebten Blicken, während Brom Bones, wüthend vor Liebe und Eifersucht, finster und in sich versunken in einem Winkel saß.

Als der Tanz zu Ende war, wurde Ichabod zu einem

Häufchen ernster Männer hingezogen, welche mit dem alten van Tassel an einem Ende des Säulenganges ihre Pfeife rauchten, von alten Zeiten schwatzten und besonders lange Geschichten aus dem Krieg erzählten.

Die Gegend, von der ich spreche, gehörte damals zu jenen begünstigten, welche reich an Geschichte und großen Männern sind. Die britischen und die amerikanischen Truppen waren während des Krieges in der Nähe aufeinander gestoßen, sie war deßhalb die Scene von Plünderungen geworden und hatte Flüchtlinge, Troßbuben und alle Arten von Gränzrittern beherbergt. Es war hinreichende Zeit verflossen, um jeden Erzähler in den Stand zu setzen, seine Geschichte mit etwas Erdichtung aufzuputzen und bei der Unbestimmtheit seiner Erinnerung sich selbst zum Helden jeder That zu machen.

Da war die Geschichte von Duffue Martling, einem dicken blaubärtigen Holländer, der fast eine britische Fregatte mit einem alten eisernen Neunpfünder von einer sumpfigen Brustwehr genommen hätte, wenn nicht seine Kanone beim sechsten Schuß zersprungen wäre. Und da war ein alter Herr, — seinen Namen nenne ich nicht, er ist mir ein zu reicher Mynheer, — der, ein großer Meister in der Vertheidigungskunst, in der Schlacht von Whiteplains eine Flintenkugel mit einem kleinen Säbel parirte, so daß er das Zischen rund um die Klinge und die schnelle Bewegung des Heftes fühlte; zum Beweis der Wahrheit war er jederzeit bereit, den Säbel mit dem etwas verbogenen Heft zu zeigen. Es gab noch verschiedene Andere, die ebenso groß im Felde waren, darunter aber nicht einen Einzigen, der nicht überzeugt gewesen wäre, daß er zum glücklichen Ende des Krieges wesentlich beigetragen habe.

Aber alles Das war nichts gegen die Erzählungen von Geistern und Erscheinungen, die nun folgten. Die Gegend ist reich an märchenhaften Schätzen dieser Art. Abergläubische Lokalgeschichten gedeihen am besten in diesen verborgenen, lange bewohnten Schlupfwinkeln, während sie durch das bewegte Gedränge, das die Bevölkerung unserer meisten Landstädte bildet, unter die Füße getreten werden. Uebrigens finden auch in den

meisten unserer Dörfer die Geister keine Aufmunterung; denn sie hatten kaum Zeit, ihr erstes Schläfchen zu beendigen und sich in ihren Gräbern umzudrehen, so sind ihre überlebenden Freunde bereits aus der Gegend weggewandert, so daß, wenn sie in der Nacht die Runde machen, sie keine Bekannten mehr finden, denen sie einen Besuch abstatten könnten. Dieß ist vielleicht auch der Grund, weßhalb wir, ausgenommen in unseren lange bewohnten holländischen Gemeinden, so wenig von Geistern hören.

Die Hauptursache jedoch, weßhalb man so viel von übernatürlichen Begebenheiten in dieser Gegend vernahm, war ohne Zweifel der Nähe der Schlafhöhle zuzuschreiben. Es herrschte ein wahres Kontagium in der Luft, die von jener verzauberten Gegend herwehte; sie strömte eine Atmosphäre von Träumen und Einbildungen aus, die das ganze Land ansteckte. Einige von den Bewohnern der Schlafhöhle waren auch bei van Tassel und kramten, wie gewöhnlich, ihre wilden und wunderbaren Legenden aus. Es wurden mancherlei schreckliche Geschichten von Leichenzügen erzählt, sowie von klagenden und wimmernden Stimmen, die man bei dem großen Baum vernommen hatte, wo der unglückliche Major André ergriffen worden war. Auch gedachte man der weißen Frau, die das dunkle Thal von Raven Rock unsicher machte, und die man oft in Winternächten vor einem Sturm kreischen hörte. Sie war da im Schnee umgekommen. Die meisten der Erzählungen drehten sich aber um das Lieblingsgespenst der Schlafhöhle, den Reiter ohne Kopf, der erst kürzlich mehre Male durch die Gegend patrouillirt war, und wie man sagte, in der Nacht sein Pferd unter den Gräbern im Kirchhof angebunden hatte.

Die einsame Lage dieser Kirche scheint sie immer zum Lieblingsaufenthalt unruhiger Geister gemacht zu haben. Sie stand auf einem kleinen Hügel, umgeben von Locustbäumen und hohen Ulmen, aus denen ihre schönen weißen Wände, das Bild der christlichen Reinheit, bescheiden hervorblickten. Von ihr senkt sich der Hügel zu einem hellen Bach herab, umgeben von hohen Bäumen, zwischen denen einzelne Blicke auf die blauen Hügel des Hudson gestattet sind. Wenn man auf ihren mit Gras

bewachsenen Hof blickt, wo die Sonnenstrahlen so ruhig zu schlafen scheinen, sollte man denken, daß hier wenigstens der Todte in Frieden ruhen möge. An einer Seite der Kirche breitet sich ein weites waldiges Thal aus, längs dem ein starker Bach unter abgebrochenen Felsen und gefallenen Baumstämmen dahin rauscht. Ueber einen tiefen dunkeln Theil des Stroms, nicht weit von der Kirche, war vormals eine hölzerne Brücke gelegt; der Weg, der zu ihr führte, und die Brücke selbst war dick beschattet von überhängenden Bäumen, die selbst am Tage Dunkelheit auf ihr verbreiteten, in der Nacht aber eine furchtbare Finsterniß verursachten. Dieses war denn ein Lieblingsaufenthalt des Reiters ohne Kopf und die Stelle, wo man ihm auch am häufigsten begegnete. Die Geschichte erzählte der alte Brouwer, sonst ein häretischer Ungläubiger, was die Geister betraf. Er berichtete, wie er dem Reiter, auf seiner Rückkehr vom Felde nach der Schlafhöhle, begegnet war und sich genöthigt sah, hinter ihm zu bleiben; wie sie durch Busch und Dorn, über Hügel und Morast galoppirten, bis sie die Brücke erreichten; hier verwandelte sich der Reiter plötzlich in ein Beingerippe, zog den alten Brouwer in den Bach und sprang über die Baumwipfel mit einem Donnerschlag davon. Den Pendant zu dieser Geschichte lieferte ein noch viel wunderbareres Erlebniß Brom Bones', der den galoppirenden Hessen für einen Erzspitzbuben ansah. Er versicherte, daß er in der Nacht, auf der Rückkehr von dem benachbarten Dorfe Sing-Sing von diesem nächtlichen Reiter eingeholt worden sei; er habe ihm das Anerbieten gemacht, mit ihm um eine Bowle Punsch um die Wette zu reiten, und würde auch die Wette gewonnen haben, da Daredevil alle Geisterpferde der ganzen Höhle ausstehe; aber als sie zu der Kirchenbrücke gekommen seien, habe der Hesse angehalten und sei in einer feurigen Flamme verschwunden.

Alle diese Geschichten, welche mit gedämpfter Stimme in der Dunkelheit erzählt wurden, und wobei die Gesichter der Zuhörer nur hier und da zufällig durch einen Schimmer aus einer Tabakspfeife erleuchtet wurden, prägten sich tief in Ichabods Seele ein. Er ergänzte sie durch weitschweifige Auszüge

aus seiner unschätzbaren Schrift von Cotton Mather und fügte noch manche wunderbare Vorfälle hinzu, die sich in seinem Geburtslande Connecticut zugetragen hatten, sowie andere fürchterliche Erscheinungen, die er auf seinen nächtlichen Gängen in der Gegend der Schlafhöhle gesehen hatte.

Die Gesellschaft brach nun allmählig auf. Die alten Farmer packten ihre Familien zusammen in die Wägen, und man hörte sie noch lange über die dumpfen Wege und über die entfernten Hügel rasseln. Einige von den Damen ritten hinter ihren Liebhabern, und ihr fröhliches Gelächter und das Rasseln der Hufschläge hallte längs des Waldes wieder und wurde allmählig schwächer und schwächer, bis es ganz verschwand. Die ganze geräuschvolle und muntere Scene war auf einmal still und wie ausgestorben. Nur Ichabod zögerte, nach Art der ländlichen Liebhaber, um noch ein tête-à-tête mit seiner Geliebten zu halten, vollkommen überzeugt, daß er nun auf dem geraden Weg zu seinem Glücke sei. Was bei dieser Unterredung vorging, getraue ich mir nicht zu sagen, denn in der That, ich weiß es nicht. Doch fürchte ich, es muß etwas nicht recht nach seinem Sinne gewesen sein, denn nach kurzer Zeit ging er mit einem fast trostlosen und verstörten Gesicht hinweg. O die Mädchen! die Mädchen! Hatte das Mädchen einen ihrer koketten Streiche gespielt? — War die Begünstigung des armen Pädagogen blos eine Täuschung, um sich den Besitz seines Rivals zu sichern? — Der Himmel weiß es, ich nicht! — Genug, Ichabod stahl sich fort mit einem Gesicht, als wenn er ein Hühnerhaus statt ein Mädchenherz beraubt hätte. Ohne rechts oder links auf die Scene der ländlichen Wohlhabenheit zu sehen, die er so oft mit Wohlbehagen betrachtet hatte, ging er geraden Weges nach dem Stall und weckte mit einigen herzhaften Knüffen und Schlägen sein Pferd höchst unzart aus seiner bequemen Lage, denn es genas eines gesunden Schlafes und träumte von Bergen voll Korn und Gerste und ganzen Thälern voll Klee und Haferweide.

Es war gerade die rechte nächtliche Hexenzeit, als Ichabod, niedergeschlagen und schweren Herzens, seinen Weg nach Hause an den Seiten der stolzen Hügel, welche sich über Tarry Town

erheben, verfolgte, und welchen er noch am Nachmittag zuvor so heiter passirt hatte. Die Stunde war so traurig wie er selbst. Weit unter ihm breitete sich der Tappansee mit seinen dunkeln und großen Wogen aus, hier und da mit dem hohen Mast einer Schaluppe, welche ruhig vor Anker lag. In der Todtenstille der Mitternacht konnte er noch das Bellen eines Hundes von der entgegengesetzten Küste des Hudson hören; aber es war so unbestimmt und schwach, daß man nur schwer sich einen Begriff von seiner Entfernung zu machen vermochte. Hier und da vernahm man das Krähen eines zufällig erwachten Hahnes von irgend einem Farmhause unter den Hügeln, aber es war nur, als wenn er den Ton geträumt hätte. Kein Zeichen des Lebens regte sich in seiner Nähe, als vielleicht das melancholische Zirpen einer Grille oder das Quaken eines Frosches in dem nahen Sumpfe, der nicht bequem schlief und sich plötzlich in seinem Bette umdrehte.

Alle die Geister- und Gespenstergeschichten, die er am Abend gehört hatte, drängten sich jetzt haufenweise in seine Erinnerung. Die Nacht wurde immer dunkler; die Sterne senkten sich tiefer am Himmel, und treibende Wolken verbargen sie seinem Auge. Nie hatte er sich so einsam und traurig gefühlt. Ueberdieß näherte er sich jetzt der Stelle, wo manche der erwähnten Geistergeschichten sich ereignet hatten. In der Mitte der Straße stand ein sehr großer Tulpenbaum, der wie ein Riese über alle benachbarten Bäume hinausragte und eine Art von Gränzzeichen bildete. Seine Aeste waren knorrig und phantastisch, groß genug, um die Stämme gewöhnlicher Bäume abzugeben, fast bis zur Erde und wieder in die Luft reichend. Er war enge mit der tragischen Geschichte des unglücklichen André verschwistert, der dicht dabei gefangen genommen wurde; gewöhnlich nannte man ihn nur Major André's Baum. Das gemeine Volk betrachtete ihn mit einem Gemisch von Ehrfurcht und Aberglauben, theils aus Sympathie mit dem Schicksal ihres unglücklichen Landsmannes, theils wegen der Erzählungen von den seltsamen Erscheinungen und den damit zusammenhängenden traurigen Stimmen und Lamentationen.

Als sich Ichabod dieser unheimlichen Stelle näherte, fing er zu pfeifen an; er meinte, sein Pfeifen werde erwiedert, es war aber nur der Wind, der durch die dürren Zweige fuhr. Als er ein wenig näher kam, glaubte er etwas Weißes zu sehen, das in der Mitte des Baumes hing — er hielt stille und hörte auf zu pfeifen; als er aber näher zusah, gewahrte er, daß eine Stelle am Baume vom Blitze getroffen und das weiße Holz bloß gelegt war. Plötzlich hörte er ein Stöhnen — seine Zähne klapperten, und seine Kniee schlugen gegen den Sattel: es waren aber nur ein paar vom Winde bewegte Aeste, die sich an einander rieben. Er kam glücklich vor dem Baume vorbei, aber neue Gefahren warteten seiner.

Ohngefähr zweihundert Schritte von dem Baume kreuzte ein kleiner Bach die Straße und ergoß sich in ein sumpfiges und dicht bewaldetes, unter dem Namen Wiley's Sumpf bekanntes Thal. Einige rohe, neben einander gelegte Stämme dienten als Brücke über dieses Wasser. An der Seite der Straße, wo der Bach in den Wald eindrang, verbreitete eine Gruppe von Eichen und Nußbäumen, dick mit wilden Weinreben umzogen, eine große Dunkelheit über denselben. Diese Brücke zu passiren, war ein schweres Unternehmen. Gerade an dieser Stelle war es, wo der unglückliche André gefangen worden war, und in dem Dickicht dieser Nußbäume und Weinreben hatte sich der starke Bauer verborgen, der ihn überfiel. Daher hielt man auch den Fluß seit dieser Zeit für verzaubert, und alle Schulbuben, die ihn in der Dunkelheit allein zu passiren hatten, fürchteten sich über alle Beschreibung.

Als er sich dem Fluß näherte, fing sein Herz zu pochen an; er nahm jedoch allen seinen Muth zusammen, setzte seinem Pferde die Sporen in die Rippen und suchte schnell über die Brücke zu kommen; aber anstatt vorwärts zu springen, machte das widerspenstige alte Thier eine Seitenbewegung und rannte quer gegen den Zaun. Ichabod, dessen Furcht mit der Verzögerung wuchs, zog mit dem Zügel nach der anderen Seite und stieß wacker mit dem entgegengesetzten Fuße; aber Alles war vergeblich; sein Pferd raffte sich zwar auf, aber nur um auf die

entgegengesetzte Seite des Weges in ein Dickicht von Brombeer- und Erlenbüschen zu stürzen. Jetzt ließ der Schulmeister Peitsche und Ferse auf die abgemagerten Rippen Gunpowders einwirken, worauf dieser schnaubend vorwärts stürzte, aber gerade bei der Brücke zum Stehen kam, und zwar so plötzlich, daß er seinen Reiter fast über seinen Kopf heruntergeworfen hätte. Gerade in demselben Augenblick schlug ein dumpfes Geräusch an der Seite der Brücke an Ichabods feines Ohr. Zugleich sah er im dunkeln Schatten des Haines am Rande des Flusses etwas Großes, Mißgestaltetes, Schwarzes, gleich einem Thurm. Es bewegte sich nicht, sondern schien sich in der Dunkelheit zu verbergen, wie ein Riesenungeheuer, das bereit ist, auf den Wanderer loszuspringen. Dem furchtsamen Pädagogen stiegen vor Schrecken die Haare zu Berge. Was sollte er anfangen? Umzukehren und zu fliehen, war jetzt zu spät; wie hätte er auch einem Geist oder Gespenst, wenn es ein solches war, entrinnen mögen, das ja auf Windesflügeln dahineilen konnte? Er ermuthigte sich deßhalb, so gut er konnte, und fragte mit stotternder Stimme: „Wer bist Du?“ Es erfolgte aber keine Antwort. Noch einmal prügelte er auf die unbeugsamen Flanken Gunpowders los und fing an, mit geschlossenen Augen ein geistliches Lied zu singen. Augenblicklich aber setzte sich das furchtbare Schattenobjekt in Bewegung und stellte sich mit einem Sprung mitten in den Weg. Obgleich die Nacht finster und schrecklich war, konnte man doch jetzt einigermaßen die Form des unbekannten Wesens unterscheiden. Es schien ein Reiter von bedeutendem Umfange auf einem schwarzen Pferde von mächtiger Gestalt zu sein. Er machte keine Anstalt, den Wanderer zu beunruhigen oder sich zu ihm zu gesellen, sondern blieb zur Seite in einiger Entfernung vom Wege, indem er auf der blinden Seite Gunpowders vorwärts trottete, der jetzt seine Furcht und seinen Eigensinn verloren hatte.

Ichabod, der keinen Gefallen an diesem fremden nächtlichen Begleiter hatte und der an die Abenteuer Brom Bones' mit dem galoppirenden Hessen dachte, trieb sein Pferd an, in der Hoffnung, ihn hinter sich zu lassen. Der Fremde dagegen hielt mit ihm

gleichen Schritt. Ichabod riß aus, der andere that dasselbe. Da begann ihm der Muth zu sinken; er wollte wieder singen, aber seine trockene Zunge klebte ihm am Gaumen, und er konnte keinen Ton hervorbringen. Es lag etwas Mysteriöses und Erschreckliches in dem mürrischen Schweigen dieses beharrlichen Begleiters. Bald sollte es sich aufklären. Indem sie eine etwas berganſteigende Gegend hinanritten, wobei sich die riesenhafte, in einen Mantel gehüllte Gestalt besser von dem Himmel abhob, war Ichabod vor Schrecken fast des Todes, als er bemerkte, daß sie keinen Kopf hatte! Noch größer aber war sein Schrecken, als er wahrnahm, daß der Kopf, statt auf den Schultern, vor ihm auf dem Sattelknopf lag. Sein Schrecken stieg zur Verzweiflung; er ließ eine Masse von Stößen und Schlägen auf Gunpowder hernieder regnen, indem er hoffte, durch eine plötzliche Bewegung seinem Begleiter zu entwischen — aber das Gespenst blieb ihm immer zur Seite. So stürzten sie denn vorwärts, durch Dick und Dünn; Steine flogen und Funken stoben mit jedem Sprung. Ichabods leichte Kleider flatterten in der Luft, während er in eiliger Flucht seinen langen dürren Leib über den Kopf seines Pferdes ausstreckte.

Sie hatten nun die Straße, welche sich nach der Schlafhöhle wendet, erreicht; aber Gunpowder, der von einem Dämon besessen schien, machte, anstatt sich auf ihr zu halten, eine Wendung nach der entgegengesetzten Richtung und stürzte mit dem Kopfe voran den Hügel nach links herab. Dieser Weg führt durch eine sandige Höhle, ohngefähr eine Viertelmeile lang von Bäumen beschattet, wo er die in den Gespenstergeschichten so berüchtigte Brücke kreuzt, und gerade darüber ragt der grüne Hügel hervor, auf dem die weiße Kirche steht.

Der panische Schrecken des Pferdes hatte jetzt seinem ungeschickten Reiter einen offenbaren Vortheil bei der Jagd gegeben; aber gerade als er halbweges durch die Höhle gekommen war, gab der Sattelgurt nach und drohte unter ihm wegzugleiten. Er hielt sich am Sattelknopf fest und suchte den Sattel fest zu halten, aber vergebens; er hatte gerade nur noch Zeit, sich an den Hals des alten Gunpowder festzuklammern, als der Sattel

auf die Erde fiel und er hörte, wie er von seinem Verfolger unter die Füße gestampft wurde. Zeitweise dachte er wohl an Hans van Rippers' Zorn — denn es war sein Sonntagssattel; aber zu solchen unbedeutenden Dingen war keine Zeit da, das Gespenst war ihm dicht auf der Ferse, und da er ein ungeschickter Reiter war, kostete es ihm viele Mühe, sich auf seinem Sitz zu erhalten. Bald rutschte er auf die eine Seite, bald auf die andere, bald stieß er sich mit solcher Gewalt an das hohe Rückgrat seines Pferdes, daß er dachte, der Leib ginge ihm entzwei.

Eine Oeffnung in den Bäumen gab ihm Hoffnung, daß die Kirchenbrücke in der Nähe sei. Der schwankende Reflex eines glänzenden Sternes in dem Flusse lehrte ihn, daß er sich nicht getäuscht hatte. Er sah die Wände der Kirche ziemlich deutlich zwischen den Bäumen hervorschimmern. Dabei erinnerte er sich des Platzes, wo Brom Bones' unheimlicher Gegner verschwunden war. „Wenn ich nur die Brücke erreiche", dachte Ichabod, „so bin ich geborgen." In demselben Augenblick hörte er den schwarzen Hengst dicht hinter sich klopfen und schnauben; ja, er bildete sich ein, daß er seinen heißen Athem fühlte. Noch ein tüchtiger Tritt in die Rippen, und der alte Gunpowder sprang auf die Brücke; donnernd lief er über die widerhallenden Bohlen, gewann die entgegengesetzte Seite, und Ichabod warf jetzt einen Blick hinter sich, um zu sehen, ob sein Verfolger, wie gewöhnlich, in Feuer- und Schwefelflammen verschwinde. Gerade da sah er das Gespenst sich im Steigbügel erheben und seinen Kopf gegen ihn schleudern. Ichabod versuchte dem schrecklichen Wurf auszuweichen, aber zu spät. Er traf seinen Schädel mit einem fürchterlichen Krach — und warf ihn der Länge nach in den Staub, während Gunpowder, der schwarze Hengst und das Gespenst mit der Schnelligkeit des Wirbelwindes vorbeipassirten.

Am nächsten Morgen fand man das alte Roß ohne Sattel, mit dem Zaum unter dem Fuß, ruhig an seines Herrn Thor grasend; Ichabod aber erschien weder beim Frühstück, noch beim Mittagstisch. Die Buben versammelten sich am Schulhause und schlenderten müßig an dem Ufer des Flusses herum, aber

kein Schulmeister kam. Hans van Rippers fing nun an, einige Unruhe über das Schicksal des armen Ichabod und seines Sattels zu empfinden. Es wurde deßhalb eine nähere Untersuchung angestellt, und nach fleißiger Forschung kam man auf seine Spur. Auf einer Stelle des Weges, der zu der Kirche führte, fand man den Sattel in den Schmutz getreten; die Spuren der tief in den Weg eingegrabenen und von der höchsten Eile zeugenden Pferdehufe leiteten nach der Brücke, jenseits welcher, an dem Ufer einer breiten Stelle des Flusses, wo das Wasser tief und dunkel war, man den Hut des unglücklichen Ichabod und dicht dabei einen zertrümmerten Kürbis fand.

Der Fluß wurde durchsucht, aber der Leichnam des Schulmeisters wurde nicht aufgefunden. Hans van Rippers, der zugleich Vermögensexekutor war, untersuchte den Bündel, der seine ganze irdische Habe enthielt. Sie bestand aus zwei und einem halben Hemde, zwei Halsbinden, einem paar wollenen Strümpfen, einem paar alten Hosen, einem rostigen Rasirmesser, einem Gesangbuch voll Eselsohren und einer zerbrochenen Tabakspfeife. Was die Bücher und die Geräthschaften der Schule betrifft, so gehörten sie der Gemeinde, mit Ausnahme Cotton Mathers „Geschichte der Zauberei", einem neuenglischen Kalender und einem Buch über Träume und Wahrsagekunst, in welchem letzteren sich ein sehr beschmiertes und beschmutztes Blatt befand, welches mehre fruchtlose poetische Versuche zum Lobe seiner geliebten van Tassel enthielt. Diese magischen Bücher und das poetische Geschmiere wurden von Hans van Rippers sogleich den Flammen übergeben. Zugleich beschloß er, von nun an seine Kinder nicht mehr in die Schule zu schicken, in der Meinung, daß aus diesem Lesen und Schreiben nichts Gutes kommen könne. Das Geld, das der Schulmeister besaß, — er hatte erst vor einem oder zwei Tagen seine Vierteljahrsbesoldung erhalten — hatte er wahrscheinlich zur Zeit, als er verschwand, bei sich geführt.

Die geheimnißvolle Begebenheit verursachte am folgenden Sonntag bei der Kirche viele Betrachtungen. Eine Menge von Gaffern und Klatschern versammelte sich im Kirchhofe, bei der

Brücke und an der Stelle, wo der Hut und Kürbis gefunden worden waren. Die Geschichten von Brom Bones und ein ganzer Vorrath anderer wurden in Erinnerung gebracht, und als sie sie alle genau erwogen und mit den Zeichen des vorliegenden Falles verglichen hatten, schüttelten sie ihre Köpfe und kamen zu dem Schluß, Ichabod sei von dem galoppirenden Hessen geholt worden. Da er ein Junggeselle und Niemand etwas schuldig war, so krähte bald kein Hahn mehr nach ihm; die Schule wurde nach einem anderen Theil der Höhle verlegt und ein anderer Schulmeister angestellt.

Ein alter Farmer, der mehre Jahre nachher einen Besuch in Newyork abstattete, und von welchem diese Geistergeschichte erzählt wurde, wollte wissen, Ichabod sei noch am Leben, er hätte nur die Gegend verlassen, theils aus Furcht vor dem Geist und Hans van Rippers, theils aus Verdruß, weil ihm seine Geliebte plötzlich den Abschied gegeben habe; er habe seinen Aufenthalt nach einem anderen Theil des Landes verlegt, halte Schule und studire zugleich Jurisprudenz, wäre bei Gericht zugelassen worden, sei Politiker und wählbar geworden, und schreibe an Zeitungen. Brom Bones aber, der bald nach seines Rivals Verschwinden die schöne Katharine im Triumph zum Altar führte, soll äußerst listig darein geschaut haben, wenn die Geschichte von Ichabod erzählt wurde, und immer herzlich gelacht haben bei der Erwähnung des Kürbis, welches Einige auf den Gedanken brachte, er wisse mehr von der Sache, als ihm zu erzählen beliebe.

Die alten Bauernfrauen jedoch, welche die besten Richter in solchen Dingen sind, glauben noch bis auf den heutigen Tag, Ichabod sei durch übernatürliche Kräfte hinweggeführt worden, und das Ganze ist eine Lieblingsgeschichte, die man sich in der ganzen Gegend im Winter beim Abendfeuer erzählt. Die Brücke wurde mehr als je ein Gegenstand abergläubischer Furcht, und dieß mag auch der Grund sein, weßhalb der Weg in späterer Zeit verlegt worden ist, so daß er sich der Kirche am Rande des Mühlbaches nähert. Das verlassene Schulhaus

kam bald in Verfall, und man erzählt sich, daß der Geist des unglücklichen Pädagogen hier umgehe, und der Pflüger, wenn er in stillen Sommerabenden heimschlendert, glaubt oft in einiger Entfernung seine Stimme zu hören, wie er seinen melancholischen Psalm durch die stille Einsamkeit der Schlafhöhle ertönen läßt.

Aus

Hyperion.

Von

Henry Wadsworth Longfellow.

Interlaken.

(Aus „Hyperion".)

Sommerszeit.

Sie hatten wohl Recht — die alten deutschen Minnesänger — die anmuthige Sommerszeit zu besingen! Welch eine Zeit ist dieß! Wie herrlich prangt der Juni im Kalender! Die Fenster stehen alle weit geöffnet; aber die Jalousien sind geschlossen. Hier und da ergießt sich ein langer Streifen Sonnenschein durch eine Spalte. Man vernimmt das Säuseln des Windes in den Bäumen; und indem er anschwellt und lebhafter wird, hört man die Thüren in der Ferne mit plötzlichem Geräusch zuschlagen. Die Bäume sind schwer von Blättern, und die Gärten prangen voll rother und weißer Blüthen. Die ganze Atmosphäre ist erfüllt mit Wohlgeruch und Sonnenschein. Die Vögel singen. Der Hahn stolzirt umher und kräht vor Uebermuth. Insekten zirpen im Grase. Gelbe Butterblumen schmücken den grünen Teppich der Wiese wie goldene Knöpfe und die rothen Blüthen des Klees wie Rubinen. Birken neigen ihre langen, hangenden Aeste fast auf die Erde. Weiße Wolken segeln in der Höhe, und Dünste überziehen den blauen Himmel mit Silberglanz. Das schimmernde Dörfchen hebt sich in der Ferne ab von den dunkeln Bergen. Durch die Wiese gleitet der Fluß dahin — ohne Sorge, ohne Eile. Er scheint die Gegend zu lieben und beeilt sich nicht, das Meer zu erreichen. Aber die Biene ist um so mehr bei der Arbeit, — die reizbare, ernsthafte Biene. Alles Andere giebt sich dem Spiel hin; sie spielt nie, und sie ist ärgerlich, daß es ein Anderer thun mag.

Die Menschen verlassen die Stadt, um frei zu athmen, um sich glücklich zu fühlen. Sie tragen Blumen in den Händen, Büschel von Apfelblüthen, öfter noch Sträuße spanischen Flieders. O ihr Bürger der volkreichen Stadt, wie thut es euch wohl, die dumpfen Straßen mit dem von Kleeblüthen duftenden freien Feld zu vertauschen! wie erfreulich ist euch die frische Landluft, gemischt mit den Thränen der Wiese! wie erfreulich sind vor Allem die Blumen, — die unzähligen, bunten, schönen Blumen!

Der Tag hat sich geneigt. Durch die Bäume steigt der rothe Mond empor, und die Sterne sind kaum sichtbar. Unter den großen Schatten der Nacht senkt sich Kühle und Thau herab. Ich sitze am offenen Fenster, mich ihrer zu erfreuen, und vernehme nichts als die Stimme des Sommerwindes. Gleich schwarzen Schiffsrumpfen liegen die Schatten der hohen Bäume auf dem wellenförmigen Meere des Grases vor Anker. Ich kann die rothen und blauen Blumen nicht erkennen, aber ich weiß, daß sie da sind. In der Ferne auf der Aue schimmern die Silbersterne. Jetzt erschallen Tritte von Rosseshufen von der hölzernen Brücke; nun ist Alles still, nur der rege Wind der Sommernacht bleibt wach. Manchmal weiß ich nicht, ob es der Wind oder das Brausen des nahen Meeres ist. Die Dorfuhr schlägt, und ich fühle, daß ich nicht allein bin.

Wie anders in der Stadt! Es ist spät, und die Menge hat sich verloren. Du trittst hinaus auf den Altan und wirfst Dich an den Busen der kühlen, thauigen Nacht, als schlügest Du ihr Gewand um Dich. Drunten liegt die öffentliche Promenade mit ihren Bäumen, wie ein grundloser, schwarzer Golf, in dessen schweigendes Dunkel der Geist taucht und dahinfluthet, einen geliebten Geist umfaßt haltend. Die Lampen brennen noch hier und da in der langen Straße. Leute wandeln vorbei, mit gigantischen Schatten, im Dunkel bald kleiner, bald länger werdend und verschwindend, während hinter dem Wanderer ein anderer auftaucht und an ihm vorüberzugehen scheint, wie ein Windmühlenflügel sich drehend. Die Eisenthore des Parks schließen sich mit knarrendem Geräusch. Man hört Fußtritte

und laute Stimmen; — Tumult, — trunkenes Geschrei, — Feuerlärm; — dann ist Alles wieder still. Und jetzt ruht endlich die Stadt im Schlaf, und man kann die Nacht sehen. Der verspätete Mond blickt über die Dächer und findet Niemand, der ihn bewillkommnet. Das Mondlicht theilt sich; es liegt zerstreut auf den Plätzen und den Mündungen der Straßen, — winkelig, gleich Blöcken weißen Marmors.

Unter solchen grünen Triumphbogen magst Du, freundlicher Leser, vom Duft der Blumen und vom Gesang der Vögel umgeben, mit mir wandern in das wunderbare Land, wie durch das Elfenbeinthor der Träume! Und wie ein Vorspiel und einen hehren Marsch singt, aus dem Innern der Alpen kommend, eine süße menschliche Stimme eine erhabene Ode, welche das Echo der Alpen in der Ferne wiederholt.

Fußreise.

Sprich, o Seele, warum bist du so ruhelos? Warum schaust du mit so brünstigem Verlangen der Zukunft entgegen? Die Gegenwart ist dein, — und die Vergangenheit; — und die Zukunft wird kommen! O daß du der großen Zukunft nur halb so verlangend entgegensäheſt, wie du eine irdische Zukunft ersehnst, — die höchstens wenige Tage dir bringen werden! der Begegnung mit den Todten, wie der mit den Abwesenden! Du herrliches Geisterland! O könnte ich dich schauen, wie du bist, — das Land des Lebens, des Lichtes und der Liebe, und die Wohnstätte jener Theuren, deren Sein dahinfloß wie ein silberheller Strom in das feierlich brausende Meer — das Meer der Ewigkeit!

Solche Gedanken zogen durch Flemmings Seele, als er einsam und schweigend auf dem Gipfel eines der Berge des Furca-Passes lag und, Thränen in den Augen und glühende Sehnsucht im Herzen, in den blauen, schwimmenden Himmel und zu den Gletschern und Bergspitzen, die ihn umgaben, emporblickte. Am höchsten und glänzendsten unter allen ragte

der Gipfel der Jungfrau empor, die, obgleich sie sich in großer Ferne aus dem Schooße des Lauterbrunner Thales erhob, ihm doch nahe zu sein schien. Da stand sie, heilig und hehr und rein, die Braut des Himmels, in weißem Schleier und Gewand, und die Gedanken des Beschauers himmelwärts erhebend. Ach, er ahnte nicht, als er mit Verlangen und Entzücken auf sie blickte, wie bald in seiner Seele eine Gestalt, so heilig und hehr und rein wie diese, auftauchen und gleich ihr himmelwärts deuten sollte!

So lag der Wanderer auf dem Bergesgipfel, die müden Glieder ausruhend auf dem kurzen, braunen Grase, das mehr dem Moose glich. Er hatte seinen Führer fortgeschickt, um allein zu sein. Seine Seele war von einer wilden, schmerzlichen Freude erfüllt. Die Bergluft regte ihn auf; die Bergeinsamkeit war ihm ein verlockender Genuß, aber sie machte ihn fast wahnsinnig. Jeder Gipfel, jeder scharfe, ausgezackte Gletscher schien ihn zu durchbohren. Das Schweigen war feierlich und erhaben. Es glich dem Schweigen in der Seele eines Sterbenden, wenn er die Laute der Erde nicht mehr vernimmt. Er schien sein irdisches Gewand abzulegen. Der Himmel war ihm nahe; aber zwischen ihm und dem Himmel erhob sich jedes Unrecht, das er begangen, gleich jenen Berggipfeln, und wehte ihn mit eisigem Hauche an. O laß nicht die leidende Seele der Natur ins Antlitz schauen, wo sie majestätisch hoch droben in der Einsamkeit der Berge thront; denn ihr Antlitz ist ernst und streng und erweicht sich nicht zum Erbarmen mit ihrem schwachen, irrenden Kinde. Es ist das Antlitz eines verklagenden Erzengels, der zum Gericht ruft. Im Thale trägt sie die Züge einer jungfräulichen Mutter, die uns anschaut mit thränenvollen Augen und einem Angesicht voll Erbarmen und Liebe.

Erst gestern war Flemming das Thal des St. Gotthardpasses durch Amsteg heraufgekommen, wo der Kerstelenbach von seiner schneeigen Wiege in das Maderaner Thal hinabstürzt. Der Pfad ist steil und führt auf zickzackförmigen Terrassen hin. Die Seiten der Berge sind öde Klippen, und von ihren wolken-

umhüllten Gipfeln herab kommen, von dem Rauschen der wilden Wasser, die drunten sich wälzen, übertönt, Ströme schneeweißen Schaumes, gleich den Berggemsen von Fels zu Fels springend. So wie man näher kommt, wird die Scene wilder und öder. Nicht ein Baum, — nicht eine menschliche Wohnung zeigt sich dem Blick. Wolken, schwarz wie die Nacht, senken sich von den Rissen droben hernieder, und der Bergstrom ist nur eine Fläche Rauch und sendet ein unaufhörliches Getöse empor. Eine plötzliche Wendung auf dem Pfade bringt dich einer hohen Brücke gegenüber, die mit einem einzigen Schritt von einer Klippe zur anderen schreitet. Ein gewaltiger Wasserfall heult drunten, gleich einem bösen Geiste, und erfüllt die Luft mit Dampf, und der Bergwind schlägt die Hände zusammen und brüllt durch den Engpaß. Ha! ha! Das ist die Teufelsbrücke. Sie führt den Wanderer über die fürchterlichste Kluft und durch ein langes Felsenthor in die weite grüne, schweigende Aue von Andermatt.

Selbst der sonnige Morgen, der diesem trüben Tag folgte, hatte nicht den verzweifelten Eindruck aus Flemmings Seele gebannt. Seine Aufregung wuchs, je mehr er sich in den Bergen verlor, und jetzt, da er allein auf dem Gipfel des sonnenbeschienenen Berges lag, nur von Gletschern und schneeigen Bergspitzen umgeben, war, wie schon gesagt, seine Seele von einer wilden und schmerzlichen Freude erfüllt.

Die Stimme eines Menschen weckte ihn aus seinen Träumen. Er blickte auf und gewahrte in geringer Entfernung die athletische Gestalt eines Hirten des Gebirgs, der sich seinem Ruheplatz näherte. Es war ein junger Mann in Bauerntracht, einen langen Stab in der Hand haltend. Als Flemming sich erhob, stand jener still und starrte ihn an, als sähe er gern das Gesicht eines Menschen, selbst eines Fremden, und als sehnte er sich, eine menschliche Stimme zu hören, redete sie auch in unbekannter Sprache. Er beantwortete Flemmings Gruß in seinem rauhen Gebirgsdialekt und erwiederte auf seine Fragen:

„Ich hüte mit noch zwei Andern zweihundert Stück Vieh auf diesen Bergen. Die beiden Sommermonate bleiben wir Tag und Nacht hier oben, Jeder von uns erhält einen Napoleon dafür."

Flemming gab ihm die Hälfte seines Sommerlohnes. Er war erfreut darüber, im Geheimen und so nahe dem Himmel etwas Gutes zu thun. Der Mann nahm es an, wie ein Zolleinnehmer, als käm' es ihm zu, und entfernte sich bald darauf, den Wanderer allein lassend. Und der Wanderer ging den Berg hinab gleich einem Wahnsinnigen. Er blieb nur stehen, um eine glänzende blaue Blume zu pflücken, welche in der weiten Einöde allein blühte und zu ihm aufblickte, als wollte sie sagen: „O nimm mich mit! laß mich nicht hier ohne Gefährten!"

Bald erreichte er den herrlichen Rhonegletscher, einen gefrornen Katarakt von mehr als zweitausend Fuß Höhe und mehreren Meilen Breite am Fuße. Er füllt das ganze Thal zwischen zwei Bergen aus, indem er bis zu deren Spitzen sich emporstreckt. An seinem Fuße ist er wie ein Dom gewölbt und oben gezackt und rauh, und gleicht einer Masse gigantischer Krystalle von blasser smaragdner Färbung, mit Weiß untermengt. Eine Schneekruste bedeckt seine Oberfläche, doch an jeder Kluft und Spalte schimmert das blaßgrüne Eis in der Sonne. Er hat die Gestalt eines Handschuhes, der die Handfläche nach unten kehrt und dessen Finger gekrümmt und an einander geschlossen sind. Er ist ein Panzerhandschuh von Eis, den der Winter, der König dieser Berge, vor Jahrhunderten der Sonne zum Trotz hinwarf; und Jahr für Jahr trachtet die Sonne, ihn auf der Spitze ihres glitzernden Speeres von der Erde emporzuheben. Ein Gefühl der Bewunderung und des Entzückens beschlich die Seele Flemmings, als er ihn erblickte, und laut rief er aus: „Wie wundervoll! wie prächtig!"

Nachdem er einige Stunden in dem kühlen, öden Thale verweilt hatte, erklimmte er am Nachmittag die steile Mayenwand auf dem Grimsel, setzte über den Todtensee mit seinem wie Dinte schwarzen Wasser und ging durch den schmelzenden Schnee und über schlüpfrige Trittsteine im Bett zahlloser seichter Bäche hinab nach dem Grimsel-Hospital. Er blieb die Nacht dort, und es kam ihm vor wie der einsamste, ödeste Ort, an welchem je ein Mensch übernachtete.

Am andern Morgen stand er mit Tagesanbruch auf, und die aufgehende Sonne fand ihn schon an der ländlichen Brücke, welche über den Rand der Wasserfälle der Aar bei Handeck führt, wo sich der Fluß in einen von senkrechten Felsen eingeschlossenen engen, fürchterlichen Abgrund stürzt. In rechten Winkeln mit ihm kommt der schöne Aerlenbach, und auf dem halben Wege vereinigt sich der doppelte Wasserfall zu einem einzigen. So wanderte er das Hasli-Thal hinab in das Berner Oberland, — rastlos, ungeduldig, er wußte nicht warum, selten und nie lange ruhend — und dann wieder vorwärts eilend, wie der dahinstürzende Fluß, dessen Lauf er folgte, und in dessen eiskaltem Wasser er von Zeit zu Zeit die Hände badete, um das in seinem Blut tobende Fieber zu kühlen, denn die Mittagssonne brannte.

Sein Herz ward weiter, wie das Thal sich erweiterte und mit jedem Schritt nun grüner wurde. Der Anblick menschlicher Züge und menschlicher Wohnungen beruhigte ihn, und er schritt durch die Getreidefelder und über die weiten Auen von Imgrund mit einem Herzen, das nicht mehr schmerzte, sondern nur bebte, wie die Augenlider nach dem Weinen. Als er den gegenüberliegenden Berg hinaufstieg, der dieses romantische Thal einschließt und wie ein schweres Joch auf den Nacken der Aar drückt, hielt er die alte Sage, daß das Thal einst ein See gewesen, für wahr. Vom Gipfel des Berges blickte er südwärts auf eine schöne Landschaft von Gärten, Kornfeldern, Wäldern und Wiesen und die auf Meiringen hinabschauende alte Burg von Resti. Und rings um ihn der Gesang der Vögel, und anmuthiger Schatten der dicht belaubten Bäume, und Wasserfälle von den Waldesfelsen stürzend, — nur gesehen, aber nicht gehört, — und die kannelirten, in Nebel sich brechenden und mit vielen von Schaum gebildeten Spitzen und Verzierungen versehenen Säulen, den Thürmen einer umgestürzten gothischen Kirche nicht unähnlich! Dort der Reichenbach, der sich in einem weißen Schaumsturz in seinen tiefen Becher ergießt, in welchen nimmer die Sonne dringt. Von Angesicht zu Angesicht schaut er den von dem gegenüberliegenden Berge

stürmenden Alpbach, gleich einem herabstürzenden Rauch. Als Flemming die zahllosen Bäche sah, die den Bergabhang herabrieselten und voll Leben und Fröhlichkeit dahinsprangen, hätte er sie gern in seine Arme geschlossen und sie zu seinen Gespielen gemacht und mit ihnen in ihrer Freiheit und Fröhlichkeit gejubelt. Aber er war von der Wanderung des Tages ermüdet und betrat den von reichbeladenen Kirschbäumen umschlossenen Weiler Meyringen mehr als ein müder Wanderer, denn als ein enthusiastischer Poet. Als er die Stufen des Weinhauses hinauf ging, sprach er in seinem Herzen mit dem Italiener Aretino: „Wer nie in einem Weinhaus war, weiß nicht, was für ein Paradies es ist. O heiliges Weinhaus! o wunderbares Weinhaus! — heilig, denn da ist keine nagende Sorge, kein Ueberdruß, kein Schmerz, und wunderbar, wegen der Bratspieße, welche sich umdrehen! In Wahrheit, alle Höflichkeit und gute Sitte kommt aus Weinhäusern, die voll sind von Verbeugungen und Signor, si! und Signor, no!“

Doch selbst im Weinhaus konnte er nicht lange bleiben. Noch an demselben Abend mit Sonnenuntergang fuhr er in einem offenen Boot auf dem Brienzer See, dicht unter dem Wasserfall des Gießbachs, bei den ländlichen Klängen des Kuhreigens. Er übernachtete am andern Ende des Sees in einem großen Hause, welches am Ufer lag, gleich dem des heiligen Petrus zu Joppe. Den folgenden Tag verbrachte er damit, daß er Briefe schrieb, seinen Gedanken in der grünen Behausung nachhing und wieder auf dem See fuhr, und am Abend schritt er über die herrlichen Matten nach Interlaken, wo sich Vieles ereignete und ihn lange zurückhielt.

Interlaken.

Interlaken! Wie friedlich liegst du am Ufer der schnell rauschenden Aar, im Schooße der romantischen Aue, von den Armen gigantischer Bäume überschattet! Nur die runden

Thürme deines alten Klosters überragen ihre Wipfel, die runden Thürme, die selbst nur ein Spielzeug sind unter den großen Kirchthürmen der Berge. Dicht an deiner Seite sind Seen, welche das fluthende Band des Flusses zusammenknüpft. Vor dir erschließt sich das herrliche Thal von Lauterbrunnen, wo der wolkenverhüllte Mönch und die bleiche Jungfrau wie der heilige Franciskus und seine Schneebraut dastehen, und rings um dich her sind Felder und Obstgärten und grüne Weiler, von denen die Kirchenglocken Abends einander Antwort geben. Die Abendsonne sank, als ich dich zuerst schaute. Die Lebenssonne wird sinken, ehe ich dich vergesse!

Paul Flemming kehrte in einem der ersten Gasthöfe ein. Der Wirth kam ihm entgegen. Er hatte große Augen und einen grünen Rock und erinnerte Flemming an den im „Goldnen Esel" erwähnten Wirth, welcher von einem Zauberer in einen Frosch verwandelt worden war und aus den Hefen eines Weinfasses seine Gäste anquakte. Sein Haus, sagte der Wirth, sei voll, und so sei es mit jedem Hause in Interlaken; wolle aber der Herr eintreten, so würde er ihm ein Zimmer in der Nachbarschaft besorgen.

Auf dem Sopha saß ein Herr, welcher las; ein rüstiger Herr von etwa fünfundvierzig Jahren, rund, mit rothem Gesicht und einem Kopf, der, auf dem Wirbel etwas kahl, einem Krähennest mit einem Ei darin nicht unähnlich sah. Ein gutmüthiges Gesicht wandte sich vom Buche ab, als Flemming eintrat, und eine gutmüthige Stimme rief:

„Ha! ha! Mr. Flemming! Sind Sie es, oder ist es Ihr Geist? Ich sagte Ihnen ja, wir würden uns schon wieder treffen, obgleich Sie Ihrem Reisegefährten auf ewig Lebewohl sagen wollten."

Mit diesen Worten stand der rüstige Herr auf und schüttelte herzlich Flemmings Hand. Und Flemming erwiederte den Gruß, als er in dem muntern Manne einen frühern Reisegefährten, Mr. Berkley, erkannte, den er vor einigen Wochen verlassen hatte, als er eben den Rigi erstieg. Mr. Berkley war ein reicher

Engländer, ein freundlicher, humaner alter Junggeselle, eben so ausgezeichnet durch seinen gesunden Menschenverstand wie durch sein excentrisches Wesen. Die Grundlage seines Charakters war nämlich ein gutes, gesundes Gefühl, nur daß es durch Erziehung unterdrückt und abgeschwächt war; diese solide Grundlage benutzte seine seltsame Laune als Tanzplatz, auf dem sie ihre excentrischen Sprünge zeigen konnte. Seine vorherrschende Leidenschaft war, kalt zu baden, und er frühstückte in der Regel nicht anders, als in einer Tonne kalten Wassers sitzend und eine Zeitung lesend. Er küßte alle Kinder, denen er begegnete, und rief jedem alten Manne im Vorübergehen „Gott grüß' Euch!" mit einem solchen Ausdruck in Stimme und Mienen zu, daß Niemand an seiner Aufrichtigkeit zweifelte. Er erinnerte an Roger Bontemps, oder an den kleinen Mann in Grau, obwohl mit einigem Unterschied.

„Es war in Goldau, als ich das letzte Mal das Vergnügen hatte, Sie zu sehen, Mr. Berkley", sagte Flemming, „als Sie eben den Rigi besteigen wollten. Ich hoffe, Sie wurden droben durch einen schönen Sonnenaufgang belohnt."

„Nichts weniger!" erwiederte Mr. Berkley. „Es ist Alles Schwindel! verrückter Schwindel! Sie machten so viel Aufhebens mit ihrem Sonnenaufgang, daß ich beschloß, ihn nicht zu sehen. So blieb ich in meinem Bett liegen und blinzelte nur durch den Fenstervorhang. Da hatte ich genug. Gerade über dem Hause, auf dem Gipfel des Berges, standen einige fünfzig halb angekleidete, romantische, im feuchten Gras zitternde Individuen, und nicht fern von ihnen ein armer Kerl, der auf einem langen hölzernen Horn blies. „Das ist Euer Sonnenaufgang auf dem Rigi, he?" sagte ich und legte mich wieder schlafen. Das Beste, was ich auf dem Kulm sah, war die Bekanntmachung an den Thüren der Schlafzimmer, des Inhalts, daß, wofern die Frauen, wenn sie hinausgingen, um die Sonne aufgehen zu sehen, die Bettdecken als Shawls umbänden, sie das Waschgeld bezahlen müßten. Mein Wort darauf, der Rigi ist ein grandioser Schwindel!"

„Wo sind Sie seither gewesen?"

„In Zürich und Schaffhausen. Wenn Sie nach Zürich reisen, so hüten Sie sich, im Raben einzukehren. Man wird Sie dort prellen. Mich hat man geprellt, aber ich rächte mich; denn als wir nach Schaffhausen kamen, schrieb ich in das Fremdenbuch:

Nimm dich in Acht vor dem Raben von Zürch,
Garstig ist er und voller Tücken,
Wagst du dich in sein lärmend Nest,
Hackt er dich wund an Brust und Rücken.

Wenn Sie in den Goldnen Falken gehen, werden Sie diese Zeilen dort finden. Ich bin der Verfasser derselben."

„Bitter wie Wermuth!" rief Flemming.

„Keineswegs bitter", erwiederte Mr. Berkley. Nur wahr, vollkommen wahr. Gehen Sie in den Raben und überzeugen Sie sich. Aber dieses Interlaken! Dieses Interlaken! Es ist der anmuthigste Ort auf dem Erdenrund", fuhr er fort, beide Arme ausstreckend, als ob er den Gegenstand seiner Zuneigung umarmen wollte. „Dort, — sehen Sie nur dorthin!"

Er deutete auf das Fenster. Flemming blickte hinaus und schaute eine Scene von außerordentlicher Schönheit. Die Ebene war schon von dem braunen Schatten der Sommerdämmerung bedeckt. Von den Dächern der Hütten in Unterseen erhob sich hier und da eine dünne Rauchsäule über die Wipfel der Bäume und verschmolz mit dem Schatten des Abends. Das Thal von Lauterbrunnen war von dichtem blauen Nebel erfüllt. Hoch oben in dem klaren, unbewölkten Himmel röthete sich die weiße Stirn der Jungfrau bei dem letzten Kuß der scheidenden Sonne. Es war eine herrliche Verklärung der Natur! Und als die Glocken des Dorfes zu läuten begannen und eine einzelne Stimme in der Ferne ein Lied jodelte, da ward der Zauber einer Scene, der Schweigen angemessener war als Töne, eher gebrochen, als erhöht.

Lange Zeit blickten sie in die dunkle Gegend, ohne zu sprechen. Endlich kamen Leute, legten Shawls und Hüte ab und wechselten einige Worte mit Berkley. Flemming kannte Niemand von ihnen. Das Gespräch drehte sich um verschiedene

Ausflüge des Tages. Einige waren am Staubbach gewesen, Andere auf dem Grindelwald, noch Andere am Thuner See, und Niemand hatte vorher nur die Hälfte des Entzückens genossen, das ihm heute zu Theil geworden. Und so saßen sie in der Dämmerung, wie man beim Scheiden eines Sommertages gern thut. Noch waren die Lampen nicht angezündet, und man konnte die Gesichter nicht unterscheiden, sondern nur Stimmen und Gestalten, gleich Schatten.

Da trat eine schwarz gekleidete weibliche Gestalt in das Zimmer und setzte sich an das Fenster. Sie hörte mehr auf die Unterhaltung, als daß sie sich darein mischte, aber die wenigen Worte, die sie sagte, wurden mit so wohlklingender, seelenvoller Stimme gesprochen, daß sie Flemmings Seele wie ein vom Himmel kommendes Flüstern bewegte.

O wie wunderbar ist die menschliche Stimme! Sie ist in der That das Organ der Seele! Der Verstand des Menschen thront sichtbar auf seiner Stirn und in seinem Auge, und das Herz des Menschen steht auf seinen Zügen geschrieben. Aber die Seele offenbart sich nur in der Stimme, wie Gott vor Alters sich dem Propheten in der ruhigen, leisen Stimme und in einer Stimme aus dem brennenden Busch offenbarte. Die Seele des Menschen ist hörbar, nicht sichtbar. Nur ein Laut verräth das Sprudeln der ewigen Quelle, die für den Menschen nicht sichtbar ist!

Flemming hätte gern stundenlang dagesessen und dem Ton jener unbekannten Stimme gelauscht. Er war im Innersten überzeugt, daß das Wesen, von welchem der Ton kam, schön war. Seine Phantasie füllte die leichten Umrisse aus, welche das Auge in dem schwindenden Dämmerlicht gewahrte, und die Gestalt, die sich vor seiner Seele erhob, glich Rafaels Madonna in der Dresdener Gallerie. Er hatte sich in seinem Leben nie mehr getäuscht. Die Stimme gehörte zwar einem schönen Wesen an, aber die Schönheit desselben war von der einer Madonna, welche Rafael gemalt, verschieden, wie er gesehen haben würde, hätte er gewartet, bis die Lampen angezündet wurden. Doch mitten in seinem Träumen und seiner Heiligen-

malerei trat der Wirth ein und theilte ihm mit, er habe ein Zimmer für ihn gefunden, und bat ihn, es anzusehen.

Flemming empfahl sich und ging. Berkley begleitete ihn, um zu sehen, wie er sagte, in was für einem Nest sein junger Freund schlafen solle.

„Das Zimmer ist nicht so, wie ich es wohl wünschte", sagte der Wirth, als er sie über die Straße führte. „Es befindet sich in dem alten Kloster. Aber morgen, oder in den nächsten Tagen können Sie ohne Zweifel ein Zimmer im Hause bekommen."

Das Wort Kloster regte Flemmings Phantasie freudig an. Er war Eule genug, um Ruinen und alte Gemächer zu lieben, wo Nonnen oder Mönche geschlafen hatten. Und er sprach zu Berkley:

„Sie hören also, mein Nest soll in einem Kloster sein. Es erinnert mich an ein Vogelnest, das ich einst auf einem alten Thurm des Heidelberger Schlosses sah, es war in den Rachen eines Löwen gebaut, der früher als Wasserrinne gedient hatte. Aber sagen Sie mir, wer war die junge Dame mit der sanften Stimme?"

„Was für eine junge Dame mit der sanften Stimme?"

„Die junge schwarzgekleidete Dame, welche am Fenster saß."

„O, das ist die Tochter eines englischen Offiziers, der vor Kurzem in Neapel starb. Sie bringt hier mit ihrer Mutter den Sommer zu."

„Wie heißt sie?"

„Ashburton."

„Ist sie schön?"

„Nicht schön, aber sehr verständig. Eine Dame von Genie, sollte ich sagen."

Sie waren jetzt bei den Mauern des Klosters angelangt und gingen unter einem gewölbten Thorweg und dicht unter den runden Thürmen, welche Flemming schon gesehen hatte, und die mit ihren kegelförmigen Dächern die Bäume überragten, gleich schlanken Wachskerzen mit den Lichthütchen darauf.

„Es ist nicht so schlecht, wie es aussieht", sagte der Wirth,

indem er an eine kleine Thür im Hauptgebäude klopfte. „Der Amtmann wohnt in einem Theile des Gebäudes.“

Eine Magd mit einem Licht in der Hand öffnete die Thür und führte Flemming und Berkley in das gemiethete Zimmer. Es war ein geräumiges Gemach auf dem untern Flur, mit Fichtenholz getäfelt und nicht gemalt. Drei hohe, schmale Fenster, mit kleinen Scheiben und mit Blei ausgelegt, gingen nach Süden auf das Thal von Lauterbrunnen und die Berge. In einem Winkel stand ein großes, viereckiges Bett mit einem Betthimmel und bunten Vorhängen, in einem andern ein ungeheurer, fast an die Decke reichender Ofen mit gemalten Ziegeln. Ein altes Sopha, einige altmodische Stühle mit hohen Lehnen und ein Tisch vervollständigten die Einrichtung des Zimmers.

So nahm Flemming von seiner mönchischen Zelle und Schlafstätte Besitz. Er bestellte Thee und fing an sich heimisch zu fühlen. Berkley blieb den Abend bei ihm. Als er endlich fortging, sagte er:

„Gute Nacht! Ich übergebe Sie dem Schutze der Jungfrau und aller Heiligen. Wenn Ihnen der Geist eines alten Mönchs mit seinem Gebetbuch erscheinen sollte, so grüßen Sie ihn von mir. Wäre ich jünger, so sollten Sie sicherlich einen Geist sehen. Gute Nacht!“

Nachdem er sich entfernt hatte, öffnete Flemming eines der Fenster. Der Mond war aufgegangen und versilberte die dunklen Umrisse der nächsten Berge, während in der Ferne die Schneegipfel der Jungfrau und des Silberhorns wie eine weiße Wolke am Himmel erglänzten. Dicht unter dem Fenster lag ein Blumengarten, und die Sommernacht wehte ihn mit thauigem Wohlgeruch an. Eine wohlthuende Stille herrschte um den Ort. Er pries den glücklichen Zufall, der ihm eine solche Wohnung verschafft, und sank in Schlaf, indem er an die Nonnen dachte, die vor Zeiten in derselben stillen Zelle schliefen; doch weder eine verschleierte Nonne, noch ein Mönch mit Kapuze erschien ihm in seinen Träumen, — nicht einmal das Antlitz Mary Ashburtons; auch ihre Stimme hörte er nicht.

Der Abend- und der Morgenstern.

Der alte Froissart erzählt in seiner Chronik, daß König Eduard, als er die Gräfin von Salisbury an ihrem Schloßthor erblickte, nie zuvor eine so edle und schöne Dame gesehen zu haben glaubte; sein Herz ward sogleich von einer Flamme zarter Liebe erfaßt, die lange andauerte; er glaubte, keine Dame in der Welt verdiene mehr geliebt zu werden als sie. Eben so dachte Paul Flemming, als er die englische Dame in dem schönen Licht eines Sommermorgens erblickte. Ich will die Wahrheit nicht verhehlen; sie ist meine Heldin; und ich gedenke sie mit vieler Wahrheit und in ihrer ganzen Schönheit zu schildern, so daß sich Alle in sie verlieben werden, und ich unter Allen am meisten.

Mary Ashburton stand in ihrem zwanzigsten Sommer. Gleich der schönen Jungfrau Amoret war sie in der Blüthe der Weiblichkeit. Die, welche sagten, sie sei nicht schön, thaten ihr Unrecht, und doch

> Sie war nicht reizend,
> Noch schön, o dieses Wort spricht es nicht aus;
> Doch ach! ihr Blick war von so eignem Zauber,
> Daß mir der Name fehlt.

In ihrem Gesicht lag ein wunderbarer Zauber. Es war so ruhig, und das Licht der aufgehenden Seele leuchtete so friedlich hindurch. Bisweilen trug es einen Ausdruck des Ernstes, ja des Kummers, und dann verlieh es der Miene jenen Glanz, den die italienischen Dichter so schön das lampeggiar dell' angelico riso, — das Leuchten des engelischen Lächelns, nennen.

Und diese Augen, — diese tiefen unbeschreiblichen Augen, mit niedergeschlagenen Augenlidern voller Träume und Schlummer, und darin kaltes, lebendiges Licht, wie am Abend in Bergseen, oder in dem Fluß des Paradieses, der immer gleitet

> — — mit einem braunen, braunen Sturz
> Unter den ew'gen Schatten, welcher nie
> Den Strahl der Sonne, noch des Mondes einläßt.

Mir mißfällt ein Auge, das wie ein Stern funkelt. Ich finde nur jene schön, welche, den Planeten gleich, ein festes, strahlendes Licht haben, welche leuchten, aber nicht funkeln. Solche Augen gaben die Griechen den Unsterblichen.

Die Gestalt der Dame war imponirend. Jeder Schritt, jede Stellung war anmuthig, und doch würdevoll, wie von der Seele im Innern eingegeben. In der alten poetischen Philosophie haben Engel solche Gestalten; es war die in den Zügen ausgeprägte Seele selbst. Und was für eine Seele war es, die sie besaß! Ein dem Himmel geweihter Tempel, und wie das Pantheon zu Rom nur von oben erleuchtet! Das waren keine irdischen Leidenschaften mehr in Form von Göttern, es waren die milden, tiefsinnigen Züge Christi, der jungfräulichen Mutter und der Heiligen. Es war kein Widerstreit in ihr, sondern vollkommene Harmonie der Gestalt, des Gesichts und des Gemüths, — mit Einem Worte, des ganzen Wesens. Und wer eine Seele hatte, die ihrige zu verstehen, der mußte sie lieben, und hatte er *sie* einmal geliebt, dann konnte er kein anderes Weib mehr lieben.

Kein Wunder also, daß Flemming sein Herz zu ihr hingezogen fühlte, als sie auf ihrem Morgenspaziergang an ihm vorüberging, der allein unter den großen Wallnußbäumen bei dem Kloster saß und an den Himmel dachte, doch nicht an sie. Auch sie war allein. Ihre Wange war nicht mehr bleich, sondern glühte und strahlte unter der Einwirkung der Sommerluft. Flemming blickte ihr nach, bis sie verschwand, gleich einer Vision seiner Träume, er wußte nicht wohin. Er war noch nicht von Liebe gefesselt, aber er war nahe daran, denn er sagte Gott Lob und Preis, daß er so schöne Wesen geschaffen, auf Erden zu wandeln.

Die vorige Nacht hatte er eine Stimme gehört, welcher seine Seele antwortete, und er wäre gern seines Weges weiter gezogen und hätte nicht mehr darauf geachtet. Aber er hätte diese Stimme wohl gehört, so oft er in der Folge an diesen Abend zu Interlaken dachte. Heute hatte er die Vision deutlicher gesehen, und seine erregte Seele ward ruhiger. Der Ort dünkte ihm

wonnevoll, und er vermochte nicht zu gehen. Er fragte sich nicht, woher diese Ruhe kam. Er fühlte sie, und war in dem Gefühl glücklich, und pries die Landschaft und den Sommermorgen, als besäßen sie die wunderwirkende Kraft.

„Ein süßer Morgentraum!" sprach eine freundliche Stimme, und in demselben Augenblick legte Jemand seine Hand auf Flemmings Schulter. Es war Berkley. Ungesehen und ungehört hatte er sich genähert.

„Ich sehe an dem Lächeln auf Ihrem Gesicht", fuhr er fort, „daß es kein Tagalp ist."

„Sie haben Recht", erwiederte Flemming. „Es war ein süßer Traum, den Sie verscheuchten."

„Und ich freue mich zu sehen, daß Sie auch die trüben Gedanken verscheucht haben, welche Sie so oft beschlichen. Ich sehe die Menschen gern heiter und glücklich. Weßhalb soll man sich in dieser schönen Welt dem Trübsinn hingeben?"

„O, diese schöne Welt!" sprach Flemming lächelnd. „Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich davon denken soll. Manchmal ist Alles Fröhlichkeit und Sonnenschein, und der Himmel selbst nicht fern. Und dann ändert es sich plötzlich, und ist düster und sorgenvoll, und Wolken verhüllen den Himmel. Die Unglücklichsten von uns haben in ihrem Leben heitere Tage wie dieser, wo es uns vorkommt, als könnten wir die weite Welt in unsern Armen halten. Dann kommen die trüben Stunden, wo das Feuer weder auf unserm Herd, noch in unserm Herzen brennen will, und innen und außen Alles traurig, kalt und dunkel ist. Glauben Sie mir, jedes Herz hat seinen geheimen Kummer, den die Welt nicht kennt, und oft nennen wir einen Menschen kalt, während er nur traurig ist."

„Und wer sagt, wir thun es nicht?" unterbrach ihn Berkley. „Kommen Sie, kommen Sie! Lassen Sie uns zum Frühstück gehen. Die Morgenluft hat mir gewaltigen Appetit gemacht. Ich sehne mich, über einem frischen Ei mein Dankgebet zu sprechen und mit meinen ärgsten Feinden Salz zu essen, nämlich mit den Zieraffen im Hotel. Nach dem Frühstück müssen

Sie mir ganz angehören. Ich werde Sie mit nach dem Grindelwald nehmen."

„Heute frühstücken Sie also nicht wie Diogenes, sondern willigen ein, Ihre Tonne zu verlassen?"

„Allerdings, um das Vergnügen Ihrer Gesellschaft zu genießen. Ich werde auch das Licht in meiner Laterne ausblasen, da ich Sie gefunden habe."

„Ich danke Ihnen."

Das Frühstück wurde ohne einen außerordentlichen Zwischenfall eingenommen. Flemming sah nach jedem eintretenden Gaste; aber sie kam nicht, — sie, die er vor allen Gästen am meisten zu sehen wünschte.

„Und nun nach dem Grindelwald!" sagte Berkley.

„Warum so eilig? Wir haben den ganzen Tag vor uns. Da ist Zeit genug."

„Ich versichere Ihnen, es ist kein Augenblick zu verlieren. Der Wagen steht vor der Thür."

Sie fuhren das Thal von Lauterbrunnen hinauf und wandten sich östlich zwischen die Berge des Grindelwaldes. Dort brachten sie den Tag zu, halb erfroren von dem eisigen Hauch des Großen Gletschers, auf dessen Oberfläche Pyramiden und Blöcke von Eis stehen, gleich Grabsteinen eines Kirchhofs. Für Flemming war es ein langweiliger Tag. Er sehnte sich zurück nach Interlaken und war froh, als er endlich gegen Abend die Klosterthürme mit den kegelförmigen Dächern wieder über die Wallnußbäume emporragen sah.

Jener Abend steht mit rothen Schriftzeichen in seiner Geschichte aufgezeichnet. Er brachte ihm eine neue Offenbarung der Schönheit und Vortrefflichkeit des weiblichen Charakters und Verstandes, zwar nicht völlig neu für ihn, doch jetzt erneut und bekräftigt. Diese Offenbarung kam von den Lippen Mary Ashburtons. Ihre Gestalt erschien am Firmament seiner Seele gleich dem zitternden Abendstern. Er unterhielt sich mit ihr, und mit ihr allein, und wußte nicht, wann er gehen sollte. Alle Andern schienen für ihn nicht da zu sein. Er sah ihre Gestalten, doch nur wie die Gestalten lebloser Gegenstände. Endlich kam

ihre Mutter, und Flemming erkannte in ihr nur eine zweite Mary Ashburton von gereifterer Schönheit; — dieselbe Stirn, dieselben Augen, dieselbe majestätische Gestalt, und noch keine Spur des Alters. Er blickte auf sie mit einem Wohlgefallen, in das sich eine heilige Scheu mischte. Sie war ihm der prächtige, glühende Abend, auf dessen Schooß der zitternde Stern flammte.

Berkley nahm an der Unterhaltung keinen Antheil, sondern that etwas Zweckmäßigeres, — er traf nämlich Vorbereitungen zu einer für den folgenden Tag beabsichtigten Spazierfahrt mit Ashburtons, und lud natürlich Flemming dazu ein, der an diesem Abend mit einem Glorienschein um das Haupt nach Hause ging und ganz betreten war über einen Stutzer, der an der Thür des Gasthauses stand und, als Flemming vorbeiging, eben zu seinem Gefährten sagte:

„Wie nennen Sie diesen Ort? Ich bin schon zwei Stunden hier und finde ihn verteufelt langweilig!“

Ein Regentag.

Als Flemming am andern Morgen erwachte, gewahrte er, daß der Himmel bedeckt war. Von den Gipfeln der Berge herab hing ein Nebelschleier, dessen schwere Falten im Thale hin und her wogten. Ueber die ganze Landschaft verbreitete sich der milde Sommerregen. An solchem Tage konnten keine bewundernden Augen den Staubbach betrachten.

Ein Regentag in der Schweiz thut vielen Zerstreuungen plötzlichen Einhalt. Der Kutscher mag zum Gasthof und dann zurück zum Stall fahren; aber weiter nicht. Der sonnverbrannte Führer mag an der Thür des Bierhauses sitzen und grüßen; und der Fährmann mag nach Belieben pfeifen und die Wolken verwünschen; — deßhalb rührt sich doch kein Fuß, kein Reisender regt sich, wenn er Zeit hat zu warten. Der Regentag giebt ihm Zeit zum Nachdenken. Er hat jetzt Muße, sich der empfangenen Eindrücke bewußt zu werden, und er rechnet mit

den Bergen ab. Er denkt auch daran, daß er in der Heimat Freunde hat, und vervollständigt sein Taschenbuch, das er eine Woche lang oder darüber, und schreibt Briefe, die er noch länger vernachlässigt hat; oder er vollendet die Bleistiftkizze, die er gestern unter freiem Himmel angefangen hat. Im Ganzen ist er, — wenn auch getäuscht, doch keineswegs traurig darüber, daß es regnet.

Flemming war beides, traurig und getäuscht; aber trotzdem ging er zur bestimmten Stunde zu Ashburtons hinüber. Sie saßen im Besuchszimmer. Die Mutter las, die Tochter überarbeitete eine Zeichnung des Thuner Sees. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen setzte sich Flemming in die Nähe der Tochter und sagte:

„Mich dünkt, wir werden heute keinen Staubbach haben; nur diesen Gießbach aus den Wolken."

„Nichts Anderes, vermuthe ich. Wir müssen uns daher darein finden, zu Hause zu bleiben und dem Tonfall des Regens, der vom Dache rinnt, zu lauschen. Es gewährt mir Zeit, einige angefangene Skizzen zu beendigen."

„Ein angenehmer Zeitvertreib", entgegnete Flemming; „und ich sehe, Sie sind sehr geübt. Es freut mich, wahrzunehmen, daß Sie eine gerade Linie ziehen können. Ich sah noch nie das Skizzenbuch einer Dame, in welchem nicht alle Thürme ein bischen dem schiefen Thurm von Pisa glichen. Ich zittere immer für die kleinen Menschen darunter."

„Wie thöricht!" rief Mary Ashburton mit einem Lächeln, das wie ein Sonnenstrahl durch den Nebel von Flemmings Gedanken zog. „Mir gelingen gerade Linien viel besser als alle andern. Hier habe ich schon eine halbe Stunde lang versucht, dieses Wasserrad rund zu machen, und es will nicht rund werden."

„Dann lassen Sie es, wie es ist. Es ist ungemein pittoresk und kann als eine neue Erfindung gelten."

Die Dame fuhr fort zu zeichnen, und Flemming ihr schönes Gesicht zu betrachten, indem er oft die Verse aus Marlows Faust bei sich recitirte:

O du bist schöner als der Abendstern,
In tausendfachen Sternenglanz gekleidet.

Er hätte sich gewiß dem mütterlichen Auge der Mrs. Ashburton verrathen, wäre sie nicht in die Thorheiten eines Moderomans ganz vertieft gewesen. Die schöne Zeichnerin pausirte jetzt einen Augenblick, und Flemming nahm ihr Skizzenbuch und durchblätterte es von Anfang durch mit immer steigender Freude, die er nur halb auszudrücken wagte, obwohl er hie und da Bemerkungen machte und zuweilen sogar in Bewunderung ausbrach.

„Welch eine schöne Skizze von Murten und dem Schlachtfeld! Wie ruhig die Landschaft dort am See nach der Schlacht schlummert! Haben Sie die Ballade Veit Webers, des Schuhmachers, über diesen Gegenstand gelesen? Er sagt, die besiegten Burgunder sprangen in die See, und die Eidgenossen schossen sie wie wilde Enten im Schilf nieder. Er kämpfte in der Schlacht und schrieb nachher die Ballade:

Der hatte selbst die Hand am Schwert,
Der diesen Reim gemacht,
Bis Abends mäht' er mit dem Schwert,
Des Nachts sang er die Schlacht.

„Bitte, geben Sie mir die ganze Ballade", sagte Miß Ashburton; „sie wird zur Erläuterung der Skizze dienen."

„Und die Skizze zur Erläuterung der Ballade. Doch sieh, da gleiten wir schnell die Alpen hinab nach Italien und sind sogar in Rom, wenn ich nicht irre. Das ist sicherlich ein Kopf Homers?"

„Ja", entgegnete die Dame, von leiser Begeisterung ergriffen. „Erinnern Sie sich nicht der Marmorbüste in Rom? Als ich sie zuerst sah, erfüllte sie mich ganz mit Ehrfurcht. Das ist nicht das Antlitz eines Menschen, sondern eines Gottes!"

„Und Sie haben ihr in Ihrer Kopie Gerechtigkeit widerfahren lassen", sagte Flemming, von ihrem Enthusiasmus mit ergriffen. „Mit welch klassischer Anmuth die um die majestätische Stirn gewundene Binde seine wallenden, mit dem Bart sich mischenden Locken umschließt! Auch dies Angesicht ist ruhig,

majestätisch, gottähnlich! Sogar die starren, blinden Augäpfel thun dem Bild des Sehers keinen Abbruch! Ja, so waren die Augen des blinden Greises von Chios. Sie scheinen mit düsterm Ernst in die geheimnißvolle Zukunft zu blicken, und die Marmorlippen die prophetische Stelle in der Hymne auf den Apollo zu wiederholen: „Laß mich auch hoffen, daß man in künftigen Jahrhunderten meiner gedenkt. Und wenn ein von den Menschengeschlechtern Geborner, ein müder Wanderer, hierher kommt und fragt, wer der lieblichste der Sänger ist, die zu euren Festen kommen, und welchen ihr am liebsten hört, so antwortet für mich: Es ist der blinde Mann, der auf Chios wohnt; seine Lieder übertreffen alle, die je gesungen worden!“ Glauben Sie aber wirklich, daß dieß ein Porträt Homers ist?“

„Gewiß nicht! Es ist nur der Traum eines Künstlers. So erschien ihm Homer in seinen Visionen der antiken Welt. Sie wissen, Jeder macht sich in seiner Phantasie ein Bild von Personen und Dingen, die er nie gesehen; und der Künstler reproducirt sie in Marmor oder auf der Leinwand.“

„Und wie ist das Bild in Ihrer Phantasie? Gleicht es diesem?“

„Nicht ganz. Ich schöpfte meine Eindrücke aus einer andern Quelle. So oft ich an Homer denke, was nicht gerade oft geschieht, wandelt er vor mir, feierlich und ruhig, wie in der Vision des großen Italieners; in seinen Gesichtszügen weder traurig noch heiter, von andern Barden gefolgt, in der Rechten aber ein Schwert haltend!“

„Diese Auffassung ist schöner als jene“, sagte Flemming; „und ich erkenne sowohl aus Ihren Worten, als aus diesem Buche, daß Sie wahres Gefühl für Kunst haben und wissen, worin sie besteht. Sie haben tiefe Blicke in das Wunderland gethan.“

„Ich hoffe“, entgegnete die Dame bescheiden, „daß mir dieses Gefühl nicht gänzlich abgeht. Sicherlich liebe ich die Kunst ebenso sehr und so leidenschaftlich als die Natur.“

„Fühlen Sie sich aber nicht oft verletzt, wenn Sie Menschen von Kunst und Natur wie von entgegengesetzten und ein-

ander widerstreitenden Dingen reden hören? Es giebt wohl kaum einen größeren Irrthum. Die Natur ist die Offenbarung Gottes, die Kunst die Offenbarung des Menschen. In der That bezeichnet die Kunst nichts weiter als dieß. Kunst ist Können, Vermögen. Das ist die ursprüngliche Bedeutung des Wortes. Sie ist das schöpferische Vermögen, durch welches die Seele des Menschen vermittelst einer äußern Kundgebung oder eines äußern Zeichens sich zu erkennen gibt. Wie wir überall die Stimme Gottes hören können, mögen wir in der Schwüle des Mittags im Garten wandeln, oder unter dem Sternenlicht uns ergehen, wo, um mit dem Dichter zu reden, „weite Aussicht von den steilen Hügeln und Höhn sich selbst zur Schau ausstellt", so hören wir in dem Dämmer- und Sternenlicht vergangener Jahrhunderte die Stimme des Menschen, indem wir unter den Werken seiner Hände, unter den Stadtmauern und Thürmen und Kirchthurmspitzen wandeln, die sich selbst zur Schau ausstellen."

Die Dame lächelte über den Eifer, mit dem er sprach, und er fuhr fort: „Dieß ist indeß nur ein Gleichniß; und Kunst und Natur sind inniger verbunden, als nur durch Gleichnisse. Kunst ist die Offenbarung des Menschen; und dieß nicht allein, sondern ebenso die Offenbarung der durch den Menschen sprechenden Natur. Die Kunst ist vorher da in der Natur, und die Natur wird in der Kunst reproducirt. Wie die Dünste aus dem Ocean, landwärts wogend und in Regen aufgelöst, in Flüssen zu dem Ocean zurückgeführt werden, so ergießen sich Gedanken und die Aehnlichkeiten der Dinge, welche auf die Seele des Menschen herabträufeln, wieder in lebendigen Strömen der Kunst und verlieren sich in den großen Ocean, welcher die Natur ist. Kunst und Natur widerstreiten also einander nicht, sondern wirken immer harmonisch auf einander."

Begeisterung erweckt Begeisterung. Flemming sprach mit so ersichtlichem Interesse an dem Gegenstand, daß Miß Ashburton nicht unterließ, einige Theilnahme an dem, was er sagte, zu bezeigen; und so ermuthigt, fuhr er fort:

„So hat in dieser wunderbaren Welt, in der wir leben,

nämlich der Naturwelt, der Mensch eine andere, kaum minder wunderbare Welt geschaffen, nämlich die Kunstwelt. Und sie liegt umschlossen von der andern. Betrachten wir die Kunst von dieser Seite, so, glaube ich, erkennen wir leichter die Geschicklichkeit des Künstlers und den Unterschied zwischen ihm und dem bloßen Dilettanten. Was wir Wunder der Kunst nennen, ist es nicht für den, der sie schuf, denn sie wurden durch die natürlichen Erregungen seiner großen Seele geschaffen. Statuen, Gemälde, Kirchen, Gedichte sind nur Schatten von ihm, — Schatten in Marmor, Farbe, Stein, Worten. Er fühlt und erkennt ihre Schönheit, aber er dachte diese Gedanken und erzeugte diese Dinge so leicht, wie geringere Geister geringere Gedanken und Dinge, vielleicht noch leichter. Durch die Seele wogende schwankende Bilder und Gestalten der Schönheit, die Aehnlichkeiten noch nicht oder schlecht bestimmter Dinge, die nur vollkommen sind, wenn in der Kunst dargestellt, — dieses mögliche Verständniß, wie die Scholastiker es nannten, — theilt der Künstler im Allgemeinen mit uns allen. Kunstdilettanten giebt es viele. Aber das thätige Verständniß, das schöpferische Vermögen, — das Vermögen, diese Gestalten und Bilder in der Kunst darzustellen, das Unbestimmte zu verkörpern und zu vervollkommnen, — das besitzt der wirkliche Künstler allein. Diese Gabe ist nur Wenigen verliehen. Er weiß nicht einmal, woher, noch wie sie kommt. Er weiß nur, daß sie ist; daß Gott ihm das Vermögen verlieh, das den Andern versagt ward."

„Ich würde gewußt haben, daß Sie ein Deutscher sind", sagte die Lady, „auch wenn Sie mir es nicht gesagt hätten. Sie schwärmen für die Deutschen. Ich für meine Person kann ihre rauhe Sprache nicht ausstehen."

„Sie würden sie besser leiden können, wenn Sie sie besser kennten", erwiederte Flemming. „Mir dünkt sie nicht rauh, sondern heimisch, herzlich und gefühlvoll, — wie der Klang glücklicher Stimmen am Herd in einer Winternacht, wenn der Wind tobt und das Feuer prasselt und zischt und knistert. In der That, ich liebe die Deutschen; die Männer sind so gesund und herzlich, und die Frauen so zart und wahr!"

„Ich denke immer an Männer mit Pfeifen und Bier, und an Frauen mit dem Strickzeug.“

„O, das sind englische Vorurtheile!“ rief Flemming. „Nichts kann mehr —“

„Und selbst ihre Literatur stellt sich meiner Seele unter denselben Formen dar.“

„Ich sehe, Sie haben nur englische Kritiken gelesen und meinen, alle deutschen Bücher riechen, wie einer Ihrer englischen Kritiker sagt, „nach Gewürz, nach braunem Papier, gefüllt mit fettem Kuchen und Speckschnitten und Backwerk aus schmutzigen Hinterstuben“; und dieß hält Sie fern von einer herrlichen Welt der Poesie, Romantik und Träume!“

Mary Ashburton lächelte, und Flemming fuhr fort, das Skizzenbuch zu durchblättern, indem er gelegentlich kritisirende und witzige Bemerkungen machte. Endlich stieß er auf ein Blatt, welches mit Bleistift beschrieben war. Leute mit lebhafter Phantasie sind in der Regel neugierig, und immer, wenn sie etwas verliebt sind.

„Hier ist eine Bleistiftskizze“, sagte er mit bittendem Blick, „welche ich gern mit dem Uebrigen prüfen möchte.“

„Sie können es thun, wenn Sie Lust haben; Sie werden aber finden, daß es die ärmlichste Skizze des Buches ist. Ich versuchte einmal das Gemälde eines in Rom lebenden Künstlers zu zeichnen, wie es sich meiner Phantasie darstellte, und das ist das Resultat. Vielleicht, daß es eine angenehme Erinnerung in Ihnen erweckt.“

Flemming wartete nicht länger, sondern las mit den Augen eines Dilettanten, nicht eines Kritikers, folgende Schilderung, welche ihn von Neuem für die Kunst und für Mary Ashburton begeisterte.

„Ich denke oft über des jungen Künstlers Leben in Rom nach. Ein Fremder aus dem kalten, trüben Norden, überschritt er die Alpen und wanderte mit dem frommen Sinn eines Pilgers nach der ewigen Stadt. Dort wohnt er, denke ich mir, auf dem Pincianischen Hügel, denn dort ist kaum ein Haus, das nicht von Künstlern aus fremden Ländern bewohnt ist. Selbst

das Zimmer, welches er bewohnt, ist seit undenklichen Zeiten ihre Wohnstätte gewesen. Die Wände sind mit ihren Namen vollgeschrieben; vielleicht ist noch eine Erinnerung an sie in einer Skizze auf dem Fensterladen mit Unterschrift und Datum zu finden. Diese Dinge heiligen in seiner Phantasie den Ort. Selbst diese Namen, obwohl er sie nicht kennt, bleiben nicht ohne Beziehung in seiner Seele.

„In jenem warmen Lande steht er mit Tagesanbruch auf. Die Dünste der Nacht ziehen schon seewärts über die Campagna. Wie er aus seinem Fenster blickt, gewahrt er über und unter ihren weißen Falten die wogende blaue See bei Ostia. Ueber dem Soracte geht die Sonne auf, — über ihrem eignen geliebten Berg, obgleich dort nicht mehr verehrt wie in alter Zeit. Vor ihm wirft das alterthümliche Haus Claude Lorrains seinen langen braunen Schatten in das Herz des modernen Rom. Noch schläft und schweigt die Stadt. Doch über ihren dunklen Dächern fangen mehr als zweihundert Kirchthürme auf ihren vergoldeten Wetterhähnen den Sonnenschein auf. Sogleich beginnen die Glocken zu läuten, und wie der Künstler ihren lieblichen Klängen lauscht, weiß er, daß in jeder dieser Kirche über dem Hochaltar ein Gemälde von der Hand eines großen Meisters hängt, und die Schönheit desselben stellt sich zwischen ihn und den Himmel, so daß er nicht zu beten, sondern nur zu staunen vermag.

„Unter diesen Kunstwerken verbringt er den Tag, am häufigsten im St. Peter und Vatikan. Wie träumend schreitet er die breite Marmortreppe hinan, — durch den Korridor Chiaramonti, — durch Vorhallen, Gallerien, Gemächer. Alles ist mit Büsten und Statuen angefüllt, oder mit kühnen Fresken gemalt. Welch kräftige, schöne Formen! welch herrliche Schöpfungen des Menschengeistes! und in jenem allerletzten Gemach, allein auf seinem Piedestal stehend, der zu Actium aufgefundene Apollo, — in seiner majestätischen Stellung, — mit seinen edlen Zügen, dem Leben gleich, einem Gott gleich!

„Oder er tritt vielleicht in die Gemächer der Maler, doch nur bis in das zweite. Denn in der Mitte dieses Gemachs

ruht ein großes Gemälde wie unvollendet auf der schweren Staffelei, obwohl der große Künstler es vor mehr als dreihundert Jahren vollendete und dann den Pinsel für immer weglegte, der Welt diesen letzten Segen zurücklassend. Es ist die Verklärung Christi von Rafael. Ein Kind blickt nicht mit größerem Staunen zu den Sternen empor, als der Künstler zu diesem Gemälde. Er weiß, wie viele Jahre des Studiums dieses Gemälde gekostet. Er kennt den schwierigen Pfad, der zur Vollendung führt, da er selbst einige der ersten Schritte auf demselben gethan. So gedenkt er der Stunde, wo jene breite Leinwand zuerst auf ihrem Rahmen ausgespannt ward und Rafael davor stand und die ersten Farben darauf brachte, die Figuren eine nach der andern ins Leben treten sah, und lächelnd, daß es so wohl gelungen, auf das Werk seiner Hände schaute. Er gedenkt auch der Stunde, als nach vollendeter Arbeit der Pinsel der Hand des sterbenden Meisters entsank, als seine Augen sich schlossen, um sich für eine schönere Verklärung zu öffnen, und zuletzt der dahingeschiedene Rafael in seinem Arbeitszimmer lag, vor diesem wunderbaren Gemälde, ruhmvoller als ein Eroberer unter den Bannern und Wappenschildern seines Begräbnisses!

„Meinest du, solche Ansichten und Gedanken bewegten nicht das Herz eines jungen Mannes und Künstlers? Und wenn er hinaustritt unter den freien Himmel, sinkt die Sonne, und die grauen Ruinen einer alten Welt empfangen ihn. Vom Palast der Cäsaren blickt er hinab auf das Forum, oder nach dem Coliseum hin; oder er sieht, wie im Westen der letzte Sonnenschein den ehernen Erzengel streift, welcher auf dem Grabmal Hadrians steht. Er wandelt unter einer in Trümmern liegenden Welt der Kunst. Selbst vor den Lampen der Straße, welche ihm auf seinem Heimweg leuchten, stehen gemalte oder in Stein gehauene Bilder der Madonna. Ist es zu verwundern, wenn Träume sich in seinen Schlaf mischen, — ja wenn sein ganzes Leben ihm als ein Traum erscheint? Ist es zu verwundern, wenn er mit fieberndem Herzen und bebender Hand jene Träume in Marmor oder auf Leinwand darzustellen sucht?“

Thörichter Paul Flemming, der diese kleine Skizze zugleich bewunderte und lobte, und doch zu blind war, um zu sehen, daß sie aus dem Herzen, nicht aus der Phantasie geschrieben war! Thörichter Paul Flemming, welcher glaubte, ein zwanzigjähriges Mädchen könne ohne einen Grund so schreiben! Unmittelbar darauf folgte eine andere Skizze, welche er ebenfalls mit ihrer Erlaubniß las. Sie lautete also:

„Die ganze Periode des Mittelalters kommt mir sehr seltsam vor. Manchmal kann ich mich nicht überreden, daß solche Dinge gewesen sein können, wie die Geschichte uns erzählt; daß eine so seltsame Welt ein Theil der unsrigen war; — daß ein so seltsames Leben ein Theil des Lebens war, welches uns, die wir es jetzt leben, so leidenschaftslos und alltäglich erscheint. Blos wenn ich unter verfallenen Burgen stehe, die so düster auf mich blicken, und die an den Wänden gothischer Gemächer hängende schwere Rüstung alter Ritter schaue, oder wenn ich in den Gängen eines dämmerigen Münsters wandle, dessen Mauern von grauem Alterthum erzählen und dessen Glocken getauft worden, und die ausgeschnitzten eichenen Chorstühle sehe, wo so viele Generationen von Mönchen saßen und sangen, und die Grabstätten, wo sie jetzt still schlafen, um nicht mehr zu ihren Mitternachtspsalmen zu erwachen, — blos dann ist mir die Geschichte des Mittelalters Wirklichkeit, und nicht ein Stück aus einem Roman.

„In gleicher Weise besitzen die gemalten Manuskripte jener Jahrhunderte etwas von dieser Macht, die todte Vergangenheit in meinem Geiste zur lebendigen Gegenwart zu gestalten. Welch sonderbare Figuren schmücken das knisternde Pergament, wie seine gelben Blätter in den heitern Farben lachen! Du scheinst ihnen ganz unerwartet zu kommen. Ihre Gesichter tragen den Ausdruck der Verwunderung. Es ist, als wären sie alle eben aus dem Schlafe aufgeschreckt durch das Geräusch, das du machtest, als du die metallenen Haken aufschlossest und die sonderbar geschnitzten eichenen Decken öffnetest, die sich wie die großen Thore einer Stadt in Angeln drehen. Ein fleißiger Mönch lieh dem Bauwerk jener Stadt

ein langes Leben. Mit welch seltsamen Bürgern er sie bevölkerte! Adam und Eva unter einem Baume, Aepfel in den Händen; — der Patriarch Abraham, mit einem aus seinem Körper wachsenden Baum, und seine Nachkommen gleich Eulen auf seinen Zweigen sitzend; — Jungfrauen mit wallenden goldenen Locken; geharnischte Ritter mit phantastischen lang zugespitzten Schuhen; Turniere und Ringelrennen, und Minnesänger, und Buhlen, deren Köpfe bis zu den Burgen reichen, wo ihre Damen sind; und Alles so eckig, so naiv, so kindlich, Alles in so einfachen Stellungen, mit so großen Augen und so langen, schlanken Fingern! — Diese Dinge charakterisiren das Mittelalter und überzeugen mich von der Wahrheit der Geschichte."

In diesem Augenblick trat Berkley mit einem Schweizerhäuschen ein, das er zum Geschenk für ein Kind in England, und mit einem an seinem Ende ein Gemshorn tragenden Rohr, das er zum Geschenk für sich selbst gekauft hatte. Dieß war das erste Mal, daß der Anblick des gutmüthigen Mannes Flemming unlieb war, denn seine Gegenwart unterbrach die angenehme Unterhaltung, welche er mit Mary Ashburton „unter vier Augen" führte. Er kam ihm jetzt langweilig vor, und er wunderte sich, daß es ihm nicht früher aufgefallen war. Auch Mrs. Ashburton legte ihr Buch weg, und die Unterhaltung ward allgemein. Sonderbarer Weise kam die Schweizer Tischzeit um Ein Uhr Flemming nicht einen Augenblick zu früh. Ja, er wünschte nicht einmal, daß sie später sei, denn er kam neben Mary Ashburton zu sitzen, und bei Tische kann man so Vieles sagen, ohne belauscht zu werden.

Nach Tische, und nach der Weise der besten Kritiker.

Als der gelehrte Thomas Diafoirus um die schöne Angelica warb, zog er aus seiner Tasche eine midiciniſche Abhandlung und überreichte sie ihr als die Erstlingsfrucht seines Genius, und lud sie mit Erlaubniß ihres Vaters zu gleicher

Zeit ein, der Sektion einer Frau beizuwohnen, worüber er eine Vorlesung halten sollte. Paul Flemming verfuhr ziemlich auf gleiche Weise, und hatte es so oft gethan, daß es ihm zur Gewohnheit geworden. Er brachte beständig ein Stück von einem Liede oder einer Geschichte aus seiner Tasche oder Erinnerung hervor und lud eine schöne Angelica mit oder ohne ihres Vaters Erlaubniß ein, der Sektion eines Schriftstellers beizuwohnen, über den er eine Vorlesung halten wollte. Er gab bald Mary Ashburton Beweise davon.

„Welche Bücher haben wir hier für den Nachmittag zu lesen?“ sagte Flemming, ein Buch vom Tisch nehmend, nachdem sie aus dem Speisezimmer zurückgekehrt waren. „Ah, es sind Uhlands Gedichte. Haben Sie etwas davon gelesen? Er und Tieck gelten gewöhnlich für die besten lebenden Dichter Deutschlands. Sie streiten mit einander um die Palme des Vorzugs. Erlauben Sie mir, Ihnen diesen Nachmittag eine Lektion im Deutschen zu geben, Miß Ashburton, und es soll Sie dann Niemand anklagen, „das theure Gut der Zeit verschwendet zu haben, um engelgleich sich zu vergeistigen“. Ich habe zufällig die Ballade vom Schwarzen Ritter aufgeschlagen. Sprechen Sie mir das Deutsche nach, und ich will es Ihnen übersetzen: Pfingsten war, das Fest der Freude! u. s. w.“

„Das ist wirklich eine rührende Ballade“, sagte Miß Ashburton, „allein für diesen traurigen Nachmittag fast zu schrecklich und geisterhaft.“

„Es beginnt ziemlich fröhlich mit dem Pfingstfest und den rothen Fahnen auf der Burg. Dann ist der Kontrast gut angebracht. Der Ritter in schwarzer Rüstung und das Hereinragen des gewaltigen Schattens in den Tag und das Herabfallen der verwelkten Blumen, Alles wird in treffender Weise der Phantasie vorgeführt. Indessen es erzählt selbst seine Geschichte und bedarf keiner Erklärung. Hier ist etwas von andrer Art, obwohl auch melancholisch: „Das Schloß am Meer“. Soll ich es vorlesen?“

„Ja, wenn es Ihnen beliebt.“

Flemming las:

Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte sich niederneigen
In die spiegelklare Fluth,
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Gluth.

„Wohl hab' ich es gesehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber stehen
Und Nebel weit umher."

Der Wind und des Meeres Wallen,
Gaben sie frischen Klang?
Vernahmst du in den Hallen
Saiten und Festgesang?

„Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh,
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu."

Sahest du oben gehen
Den König und sein Gemahl?
Der rothen Mäntel Wehen,
Der goldnen Kronen Strahl?

Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Strahlend im goldnen Haar?

„Wohl sah ich die Eltern Beide
Ohne der Kronen Licht,
Im schwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau sah ich nicht."

„Wie gefällt Ihnen das?"

„Es ist sehr anmuthig und hübsch. Aber Uhland scheint Vieles der Phantasie seines Lesers zu überlassen. Alle seine Leser müssen selbst Dichter sein, sonst werden sie ihn kaum verstehen. Ich verstehe kaum die Stelle, wo er von dem Niederneigen in die spiegelklare Fluth und von dem Streben in die Wolken spricht. Doch vermuthe ich, er will die momentane Illusion bezeichnen, die uns erfaßt, wenn wir einen alten Thurm sich völlig im Meere wiederspiegeln sehen. Wir blicken auf ihn, als wäre er nichts weiter als ein Schatten im Wasser, und doch erhebt sich der wirkliche Thurm fern darüber und scheint in den rothen Abendwolken zu schwimmen. Ist dieß der Sinn?"

„Ich sollte meinen. Für mich ist Alles eine schöne Wolkenlandschaft, was ich begreife und fühle, und was zu erklären mir doch etwas schwer werden dürfte."

„Und weßhalb muß man immer erklären? Manche Gefühle sind völlig unüberfetzbar. Es ist bis jetzt für sie keine Sprache gefunden. Sie leuchten durch die trübe Dämmerung der Phantasie so herrlich auf uns herab und verlieren doch, wenn wir sie uns nahe bringen und sie gegen das Licht der Vernunft halten, mit einem Male ihre Schönheit, wie Johanniswürmchen, welche mit so hehrem Licht in den Abendschatten leuchten, an Orten, wo Lichter angezündet sind, sich nur als Würmer darstellen, gleich so vielen andern."

„Sehr wahr. Wir sollten manchmal mit dem Gefühl zufrieden sein. Hier ist eine vortreffliche Stelle, welche wohlthuend wirkt, wie der sich herabsenkende Abendschatten, — wie die thauige Kühle des Dämmers nach einem schwülen Tage.

Ueber diesen Strom, vor Jahren,
Bin ich einmal schon gefahren.
Hier die Burg im Abendschimmer,
Drüben rauscht das Wehr, wie immer.

Und von diesem Kahn umschlossen
Waren mit mir zween Genossen;
Ach! ein Freund, ein vatergleicher,
Und ein junger, hoffnungsreicher.

Jener wirkte still hienieden,
Und so ist er auch geschieden,
Dieser brausend vor uns allen,
Ist in Kampf und Sturm gefallen.

So, wenn ich vergangner Tage,
Glücklicher, zu denken wage,
Muß ich stets Genossen missen,
Theure, die der Tod entrissen.

Doch, was alle Freundschaft bindet,
Ist, wenn Geist zu Geist sich findet,
Geistig waren jene Stunden,
Geistern bin ich noch verbunden. —

Nimm nur, Fährmann, nimm die Miethe,
Die ich gerne dreifach biete,
Zween, die mit mir überfuhren,
Waren geistige Naturen."

„O, das ist schön, — außerordentlich schön. Und ist Uhland immer so besänftigend und geistig?"

„Ja, er schaut gewöhnlich in die Geisterwelt. Ich suche da ein kleines Gedicht auf den Tod eines Landpfarrers, worin er ein rührendes Gemälde entwirft. Ich kann es jedoch nicht finden. Aber es thut nichts. Er schildert den Geist des guten alten Mannes, der an einem hellen Sommermorgen auf die Erde zurückkehrt und mitten unter dem goldnen Getreide und unter den rothen und blauen Blumen steht und die Schnitter freundlich grüßt, wie in alter Zeit. Doch in Uhlands Geist ist nichts Krankhaftes. Er ist immer frisch und kräftigend, wie ein luftiger Morgen. Hierin unterscheidet er sich gänzlich von Dichtern wie Salis und Matthisson."

„Und wer sind diese?"

„Zwei melancholische Herren, denen das Leben nur ein elender Sumpf war, an dessen Rand sie, mit Cambric-Taschentüchern in den Händen, schluchzend und seufzend wandelten, und dem Tod winkten, daß er kommen und sie über den See fahren

möge. Und nun stehen ihre Geister auf den grünen Gefilden deutschen Sanges wie zwei über ein Grab sich neigende Trauerweiden. Wenn man ihre Gedichte liest, ist es, als durchwandere man einen Dorfkirchhof an einem Sommerabend, lese die Inschriften auf den Grabsteinen und rufe liebliche Bilder der Dahingeschiedenen zurück, während droben

Ihr Himmelsboten, die ihr unsichtbar
Der Menschheit hingesunkne Blumen hebt,
Und um des Aberglaubens Weihaltar
Im Säuseln hoher Friedensahnung schwebt."

„Mit welcher Musik diese Zeilen fließen! Sind sie von Matthisson?"

„Ja, und sie fließen in der That mit Musik. Ich wünschte, ich hätte seine Gedichte hier. Ich möchte Ihnen gern seine „Elegie auf ein altes Schloß" vorlesen. Es ist eine Nachahmung von Gray's Elegie. Sind Sie in Baden-Baden gewesen?"

„Ja, vorigen Sommer."

„Und erinnern Sie sich —"

„Des alten Schlosses? Freilich. Welch herrliche Ruine!"

„Das ist die Scene von Matthissons Gedicht, und scheint den melancholischen Barden zu mehr als gewöhnlicher Begeisterung angeregt zu haben."

„Ich möchte das Gedicht sehr gern kennen. — Ich erinnere mich mit so vieler Freude an jene alte Ruine."

„Ich bedaure, daß ich nicht eine Uebersetzung davon für Sie habe. Statt dessen will ich Ihnen ein schönes düstres Gedicht von Salis geben. Es führt den Titel: Das Lied vom stillen Lande.

„Ins stille Land!
Wer leitet uns hinüber?
Schon wölkt sich uns der Abendhimmel trüber,
Und immer trümmervoller wird der Strand.
Wer leitet uns mit sanfter Hand
Hinüber! ach! hinüber
Ins stille Land?

Ins stille Land!
Zu euch, ihr freien Räume
Für die Veredlung! zarte Morgenträume
Der schönen Seelen! künft'gen Daseins Pfand.
Wer treu des Lebens Kampf bestand,
Trägt seiner Hoffnung Keime
Ins stille Land.

Ach Land! ach Land
Für alle Sturmbedrohten!
Der mildeste von unsres Schicksals Boten
Winkt uns, die Fackel umgewandt,
Und leitet uns mit sanfter Hand
Ins Land der großen Todten,
Ins stille Land!

Ist das nicht ein schönes Gedicht?"

Mary Ashburton antwortete nicht. Sie hatte sich abgewandt, um ihre Thränen zu verbergen. Flemming wunderte sich, daß Berkley sagen konnte, sie sei nicht schön. Doch war er dadurch mehr erfreut als verletzt. Er fühlte in diesem Augenblick, wie süß es sein würde, ein Wesen sein zu nennen, das ihm allein schön dünkte, und doch ihm schöner wäre als die ganze übrige Welt! Wie strahlend war ihm die Welt bei diesem Gedanken! Sie glich einem jener Gemälde, in denen alles Licht von dem Antlitz der Jungfrau ausströmt. O es giebt in diesem unsern Leben nichts Heiligeres als das erste Bewußtwerden der Liebe, — das erste Flattern ihrer Silberschwingen, das erste Ertönen und Wehen jenes Sturmes, welcher so bald durch die Seele ziehen soll, zu reinigen oder zu zerstören!

Alle Ueberlieferungen erzählen uns, Kaiser Karl der Große habe seine Edikte mit dem Gefäß seines Schwertes bezeichnet. Der noch größere Kaiser, der Tod, bezeichnet die seinigen mit der Klinge, und mit demselben Streiche werden sie unterzeichnet und vollstreckt. Flemming erhielt an jenem Abend einen Brief aus Heidelberg, welcher ihm berichtete, daß Emma von Ilmenau gestorben sei. Das Geschick des armen Mädchens ging ihm sehr zu Herzen und er sagte zu sich selbst:

„Vater im Himmel! Warum war das Loos dieses schwachen, irrenden Kindes so hart? Was hatte sie verbrochen, daß sie in ihrer Schwachheit so versucht ward und unterging? Warum ließest du es zu, daß ihre zarten Neigungen sie so irre leiteten?"

Und durch das Schweigen der hehren Mitternacht antwortete die Stimme einer Schneelawine von den fernen Bergen und schien zu sagen: „Still! Still! Warum zweifelst du an Gottes Vorsehung?"

Hüte Dich!

Schön ist das Thal von Lauterbrunnen mit seinen grünen Auen und überhangenden Felsen. Das verfallene Schloß von Unspunnen steht wie ein gewappneter Hüter am Thore des bezauberten Landes. Dahinter ragen die Schneegebirge in stiller Ruhe empor. Schöner als der Felsen von Balmarusa, blickt jener finstere Abgrund auf uns, und vom höchsten Abhang schimmert und wogt der weiße Wimpel des Staubbachs in der sonnigen Luft!

Es war nach dem nächtlichen Regen ein heller schöner Morgen. Jeder Thau- und Regentropfen trug einen ganzen Himmel in sich; und so auch das Herz Paul Flemmings, als er mit Mrs. Ashburton und ihrer dunkeläugigen Tochter das Thal von Lauterbrunnen hinauf fuhr.

„Wie schön die Jungfrau diesen Morgen aussieht!" rief er, auf Mary Ashburton blickend.

Sie glaubte, er meine den Berg, und stimmte ihm bei. Er meinte aber auch sie.

„Und die Berge dahinter", fuhr er fort; „der Mönch und das Silberhorn, das Wetterhorn, das Schreckhorn und das Schwarzhorn, all' jene ehrwürdigen Apostel der Natur, deren Predigten Lawinen sind! Sahen Sie jemals etwas Erhabeneres?"

„O ja! der Montblanc ist erhabener, wenn Sie ihn von den gegenüberliegenden Bergen betrachten. Dort ward ich von

der Pracht der Schweizerlandschaft am meisten bewegt. Es war ein Morgen wie dieser, und die Wolken, welche auf ihren gewaltigen, schattigen Fittichen umherschwebten, machten die Sonne nur um so prächtiger. Vor mir lag das ganze Panorama der Alpen; Fichtenwälder standen dunkel und feierlich am Fuße der Berge, und den halben Weg hinauf ein Nebelschleier, über dem sich die schneeigen Gipfel und scharfen Nadeln des Felsens erhoben, welcher gleich einer Feenwelt in der Luft zu schweben schien. Dann standen auf beiden Seiten die Gletscher, durch die Bergklüfte sich hinabwindend; und hoch über alle ragte der weiße, kuppelförmige Gipfel des Montblanc empor. Und dann und wann erscholl von dem Nebelschleier der hehre Ton einer stürzenden Lawine, und ein fortwährendes Brausen, wie das des Windes durch einen Fichtenwald, erfüllte die Luft. Es war das Brausen der Arve und des Aveiron, die von ihren Eisquellen hervorbrachen. Sodann begannen die Nebel fortzuziehen, und es schien, als ob das ganze Firmament sich zusammenrollte. Es rief mir jene erhabene Stelle der Apokalypse ins Gedächtniß: „Ich sah einen großen weißen Thron, und Ihn, der darauf saß, vor dessen Angesicht Himmel und Erde flohen und keine Stätte fanden!“ Ich kann nicht glauben, daß es auf dieser Erde ein herrlicheres Schauspiel giebt!“

„Es muß in der That großartig sein“, entgegnete Flemming. „Und jene gewaltigen Gletscher, — große Ungeheuer mit sich sträubender Mähne, die in das Thal hinabkriechen! denn sie sollen sich in der That bewegen.“

„Ja, der Gedanke daran erfüllte mich mit einem seltsamen Gefühl der Ehrfurcht. Sie kamen mir vor wie die Drachen der nordischen Sage, welche von den Bergen herabkommen und ganze Dörfer verschlingen. Ein Dörfchen im Chamounithale ward einst von seinen Bewohnern verlassen, welche bei der Annäherung des eisigen Drachen von Schrecken erfaßt wurden. Aber ist es möglich, Sie waren noch nie in Chamouni?“

„Nie. Das große Wunder blieb von mir ungesehen.“

„Wie können Sie da so lange hier verweilen? Wäre ich an Ihrer Stelle, ich würde nicht eine Stunde verlieren.“

Diese Worte zogen über die in Flemmings Seele sich erschließenden Blüthen der Hoffnung wie ein kalter Wind über die Blüthen im Frühling. Er ertrug es, so gut er vermochte, und ging auf einen andern Gegenstand über.

Ich gedenke nicht, das Thal von Lauterbrunnen und den dort verbrachten herrlichen Tag zu beschreiben. Ich weiß, daß der freundliche Leser die göttliche Gabe poetischer Phantasie besitzt und von selbst sieht, wie die Berge emporragen, und die Ströme herabfluthen, und das schöne Thal dazwischen liegt, und wie längs der staubigen Straße der Hirt auf dem Horn bläst und Wanderer in Karawanen kommen und gehen, wie Punch und Judy in einer Schaubude. Er weiß bereits, wie romantische Damen romantische Scenen zeichnen, und wie kalte Küche unter dem Schatten von Bäumen schmeckt, und wie die Zeit flieht, wenn man liebt und der geliebte Gegenstand nahe ist. Doch muß ich eines kleinen Vorfalls erwähnen, den seine Phantasie nicht errathen würde.

Flemming saß noch mit den Frauen auf dem grünen Abhang nahe am Staubbach, als ein grün gekleideter junger Mann das Thal herab kam. Es war ein deutscher Handwerker mit blonden Locken, die über die Schultern hingen, und einer Guitarre in der Hand. Sein Schritt war frei und elastisch, und sein Gesicht trug den fröhlichen Ausdruck der Jugend und Gesundheit. Er näherte sich der Gesellschaft mit höflichem Gruß und bat nach der Weise reisender Handwerksburschen mit dem zuversichtlichen Wesen eines Menschen, der an eine Zurückweisung nicht gewöhnt ist, um eine Gabe. Auch ward er in diesem Augenblick nicht zurückgewiesen. Die Gegenwart derer, die wir lieben, macht uns mitfühlend und freigebig. Flemming gab ihm ein Goldstück, und nach einem kurzen Gespräch setzte er sich in einiger Entfernung auf das Gras und begann zu spielen und zu singen. Wunderbar und mannigfaltig waren die sanften Akkorde und die klagenden Töne, welche der junge Mann dem kleinen Instrument entlockte. Da schien jedes Gefühl des menschlichen Herzens einen Ausdruck zu finden und in den Herzen der Hörer ein verwandtes Gefühl wachzurufen.

Er sang seltsame deutsche Lieder, so voll Sehnsucht und anmuthiger Trauer, und Hoffnung und Furcht, und leidenschaftlichen Verlangens, und herzbezwingenden Schmerzes, daß in Mary Ashburtons Augen Thränen traten, obwohl sie die Worte, die er sang, nicht verstand. Dann erglühte sein Gesicht vor Siegesfreude, er schlug die Saiten wie eine Trommel und sang

„O wie ruft die Trommel so laut!
Mir zur Seiten in der Schlacht
Ruft mein Bruder: Gute Nacht!
Drüben der Kartätschenschuß
Ruft mit lautem Todesgruß;
Doch mein Ohr ist zugebaut:
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut!"

Viele Worte des Lobes wurden laut, als der junge Musiker endete; und als er sich zum Abschied erhob, baten sie ihn um noch ein Lied. Hierauf begann er ein munteres Vorspiel und sang, gerade in Flemmings Gesicht blickend, mit einem schalkhaften Lächeln in deutscher Sprache folgendes Lied:

„Ich kenn' ein Mägdlein wunderfein,
Hüt' Du Dich!
Sie kann so falsch und freundlich sein,
O hüte Dich!
Trau' ihr nicht,
Sie spottet Dein!"

„Sie hat zwei Aeuglein sanft und braun;
Hüt' Du Dich!
Die können seitwärts und nieder schaun;
O hüte Dich!
Trau' ihr nicht,
Sie spottet Dein!"

„Sie hat ein feines goldnes Haar;
Hüt' Du Dich!
Und was sie sagt, das ist nicht wahr,
O hüte Dich,
Trau' ihr nicht,
Sie spottet Dein."

„Weiß wie der Schnee ist ihre Brust;
Hüt' Du Dich!
Sie weiß, wie viel sie zeigen muß,
O hüte Dich!
Trau' ihr nicht,
Sie spottet Dein."

„Sie giebt Dir einen Blumenkranz;
Hüt' Du Dich!
Ein Narrenkäpplein ist's voll Glanz;
O hüte Dich!
Trau' ihr nicht,
Sie spottet Dein!"

Die letzte Strophe sang er mit lachendem, triumphirendem Tone, welcher den lauten Klang seiner Guitarre wie das spottende Lachen Tyll Eulenspiegels übertönte. Dann warf er seine Guitarre über die Schulter, nahm seine grüne Mütze ab, verbeugte sich vor den Frauen nach Art des Gil Blas, schwenkte die Hand in der Luft und ging schnell das Thal hinab, indem er sang: „Ade! ade! ade!"

Die Quelle der Vergessenheit.

Die Macht der Zauberei erzeugte in der Zeit des Mittelalters Ungeheuer, welche dem unglücklichen Zauberer überallhin folgten. Die Macht der Liebe erzeugt zu allen Zeiten Engel, welche nicht minder dem glücklichen oder unglücklichen Liebenden überallhin folgen, selbst in seine Träume. Solch ein Engel erschien jetzt Paul Flemming, er mochte wachen oder schlafen. Er wandelte wie im Traume und war sich kaum der Gegenwart Derer bewußt, die um ihn waren. Ein liebliches Antlitz blickte von jeder Seite jedes Buches, das er las, ihm entgegen: es war das Antlitz Mary Ashburtons; — eine liebliche Stimme sprach in jedem Laute, den er hörte, zu ihm: es war die Stimme Mary Ashburtons! Tag und Nacht folgten auf einander; ihm aber war das Schwinden der Zeit nur wie ein

Traum. Wenn er des Morgens aufstand, dachte er nur an sie und wünschte zu wissen, ob sie wohl schon wach wäre; und wenn er sich Abends niederlegte, dachte er nur an sie, und wie sie gleich der Dame Christabel,

„Entkleidet ihre zarten Glieder,
Und legte sich voll Anmuth nieder".

Und den ganzen lieben Tag war er bei ihr, entweder in der Wirklichkeit oder in wachen Träumen, die kaum minder wirklich waren, denn in jeder verzückten Vision seiner wachen Stunden schritt ihre schöne Gestalt vorüber, wie die Gestalt Beatricens durch Dante's Himmel; und wie er am Sommernachmittage dalag und je zuweilen das Säuseln des Windes in den Bäumen und den zum Himmel emporsteigenden Klang der Sabbathsglocken vernahm, stiegen mit ihnen heilige Wünsche und Gebete empor und flehten, daß er nicht vergebens lieben möchte! Und so oft er schweigend und allein in das schweigende, einsame Antlitz der Nacht schaute, gedachte er der begeisterten Worte Plato's: „Siehst Du in die Sterne? Wenn ich der Himmel wäre, mit allen Himmelsaugen blickt' ich auf Dich herab!"

O wie schön ist es zu lieben! Selbst Du, der Du diese Stelle verhöhnest und in kalter Gleichgültigkeit oder Verachtung lachst, wenn Andere bei Dir sind, — auch Du mußt ihre Wahrheit anerkennen, wenn Du allein bist, und bekennen, daß eine thörichte Welt geneigt ist, das öffentlich zu verlachen, was sie insgeheim als einen der höchsten Impulse unseres Wesens verehrt — die Liebe!

Die Gegenstände unserer Zuneigung scheiden einer nach dem andern von uns. Aber unsere Zuneigung bleibt, und gleich Weinreben streckt sie ihre gebrochenen, verwundeten Schößlinge nach einer Stütze aus. Das blutende Herz bedarf eines Balsams, um zu heilen; und es giebt keinen außer der Liebe seines Geschlechts, — keinen außer der Theilnahme eines menschlichen Herzens! So begann die verwundete, gebrochene Liebe Flemmings sich vom Staube zu erheben und sich um diesen neuen Gegenstand zu schlingen. Tage und Wochen vergingen, und gleich dem Studenten Chrysostomus hörte er auf

zu lieben, weil er anzubeten begann. Und mit dieser Anbetung vermischte sich das Gebet, daß in der Stunde, wo die Welt ruht, und die lobpreisenden Stimmen verstummt sind, und das Nachdenken uns wie der Dämmer beschleicht, und die Jungfrau in ihren wachen Träumen die Zahl ihrer Freunde zählte, eine Stimme in dem heiligen Schweigen ihrer Gedanken seinen Namen flüstern möchte! —

Eines Morgens saßen sie auf der grünen, blumigen Wiese unter der Ruine der Burg Unspunnen beisammen. Sie zeichnete die Ruine. Die Vögel sangen allesammt, als gäbe es kein Weh des Herzens, keine Sünde und Sorge in der Welt. So regungslos war der helle Abend, daß der Schatten der Bäume auf dem Grase begraben lag. Die fernen Schneegipfel funkelten in der Sonne, und nichts blickte trübe, ausgenommen der viereckige Thurm der alten Ruine über ihnen.

„Wie schade", sagte die Dame, als sie die müden Finger ruhen ließ, „wie schade, daß sich an diese Ruine keine alte Sage knüpft!"

„Ich will eine erfinden, wenn Sie es wünschen", entgegnete Flemming.

„Können Sie alte Sagen erfinden?"

„O ja! Ich erfand neulich drei in Bezug auf den Rhein und eine sehr alte über den Schwarzwald. Eine Dame mit fliegenden Haaren, ein Räuber mit einem fürchterlichen, über das Gesicht hereingedrückten Hut, und einen nächtlichen Sturm unter den brausenden Fichten."

Vortrefflich! Erfinden Sie eine für mich."

„Mit dem größten Vergnügen. Wo soll die Scene sein? Hier, oder im Schwarzwald?"

„Jedenfalls im Schwarzwald! Fangen Sie an."

„Ich will die Ruine und den Wald vereinigen. Zuerst aber versprechen Sie, mich nicht zu unterbrechen. Wenn Sie die goldenen Fäden des Gedankens zerreißen, so werden sie wie das Gewebe der Sommerfäden in der Luft fortfliegen, und ich werde sie nicht wieder erfassen können."

„Ich verspreche es."

„So vernehmen Sie die Sage von der Quelle der Vergessenheit.“

„Fangen Sie an.“

Flemming lehnte sich zu den Füßen der Dame auf den blumigen Rasen, mit träumerischen Augen in ihr holdes Gesicht und dann in die Blätter der Lindenbäume über ihr blickend.

„Holde Jungfrau! erinnerst Du Dich der Linden von Bulach — jener hohen, stattlichen Bäume mit Sammetflaum auf ihren glänzenden Blättern und ländlichen Bänken unter ihrem überhangenden Dach? Eine blüthenreiche Wohnung, ein passender Aufenthalt einer Elfe oder Fee, wo ich Dir zuerst meine Liebe gestand, Du kalte und stattliche Hermione! Ein kleines Bauernmädchen stand in der Nähe und hörte die ganze Zeit über zu, mit Augen voll Verwunderung und Lust und mit einem unbewußten Lächeln, wie der Fremde ernst, doch sanft sprach — Niemand war sonst bei uns in jener Stunde, nur Gott allein und jenes kleine Kind!“

„Wie, es ist in Versen?“

„Nein, nein, der Vers besteht nur in Ihrer Einbildung. Sie versprachen, mich nicht zu unterbrechen, und haben schon die Sommerfäden eines so süßen Traumes zerrissen, wie er nur je von dem Verstande eines Dichters gesponnen ward.“

„Das that sicherlich der Vers!“

„In solche Gedanken vertieft, saß der Student Hieronymus um Mitternacht in einem Gemach dieses alten Thurmes, die Hände gefaltet und auf einem offenen Buche ruhend, in dem er eben gelesen. Sein bleiches Gesicht war emporgehoben und die Pupillen erweitert, als ob die Geisterwelt offen vor ihm läge und eine herrliche Vision vor ihm stände und seine Seele durch die Augen hinauf in den Himmel zöge, — wie die Abendsonne durch sich trennende Sommerwolken hindurch die Nebel der Erde in ihren Busen zu ziehen scheint. O, es war eine herrliche Vision! Ich sehe sie jetzt vor mir!

„Vor dem Studenten stand eine antike bronzene Lampe, auf welcher seltsame Figuren eingegraben waren. Es war eine

Zauberlampe, welche einstmals dem arabischen Astrologen El Cheber in Spanien gehört hatte. Ihr Licht war schön wie Sternenlicht, und wie der einsame Mensch Nacht für Nacht allein saß und in diesem einsamen Thurm las, ergoß es sich durch Nebel, Dunkelheit und herabtröpfelnden Regen in die Finsterniß und ward von vielen wachen Augen bemerkt. Für den armen Studenten war es eine Wunderlampe Aladdins; denn in ihren Flammen offenbarte sich ihm eine Gottheit und zeigte ihm Schätze. So oft er ein gewichtiges, altes Buch aufschlug, schien ein Engel ihm die Pforten des Paradieses zu öffnen; und schon kannte man ihn in der Gegend als Hieronymus den Gelehrten.

„Aber ach! er vermochte nicht weiter zu lesen. Der Zauber war gebrochen. Er verbrachte Stunde für Stunde, die Hände vor sich gefaltet und mit den schönen Augen in den leeren Raum starrend. Was konnte die Studien des melancholischen Jünglings so stören? Er liebte! Haben Sie jemals geliebt? Er hatte das Antlitz der schönen Hermione gesehen — und wie, wenn wir gedankenlos in die Sonne geblickt, unsere geblendeten Augen, wenn auch geschlossen, sie noch immer schauen, so schaute er Tag und Nacht ihr strahlendes Bild, auf das er zu unbedacht geblickt hatte. Ach! er war unglücklich, denn die stolze Hermione verschmähte die Liebe eines armen Studenten, dessen einziger Reichthum eine Zauberlampe war. In Marmorsälen und unter der sie anbetenden fröhlichen Menge hatte sie beinahe vergessen, daß ein solches Wesen wie der Student Hieronymus lebte. Die Anbetung seines Herzens war ihr nur der Duft einer wilden Blume gewesen, die sie im Vorübergehen zertreten hatte. Er aber hatte Alles verloren, denn er hatte die Ruhe seines Gemüths verloren, und seine erschütterte Seele warf nur gebrochene und verzerrte Bilder der Dinge zurück. Die Welt verlachte den armen Studenten, der in seinem fadenscheinigen Rock die Augen zu Hermione zu erheben wagte. Er erinnerte sich an Vieles, das er gern vergessen, und dessen er doch, wenn er es vergessen, sich wieder zu erinnern gewünscht hätte. Dazu gehörten die Linden von Bulach, unter deren

lieblichen Schatten er Hermione seine Liebe gestanden. Dies war die Scene, die er am meisten zu vergessen wünschte, an die er sich jedoch am liebsten erinnerte; und von dieser träumte er jetzt, die Hände auf seinem Buch gefaltet und in seinen Gedanken jene Musik, die Sie, Lady, für Verse hielten.

„Plötzlich schlug mit melancholischem Klange die Klosterglocke Zwölf. Sie weckte den Studenten Hieronymus aus seinem Traume und tönte in seine Ohren wie die Eisenhufe der Rosse der Zeit. Die Zauberstunde war gekommen, da die Gottheit der Lampe sich ihrem Geweihten auf das Bereitwilligste offenbarte. Die bronzenen Figuren schienen Leben zu gewinnen; eine weiße Wolke entstieg der Flamme und verbreitete sich durch das Gemach, dessen vier Wände sich zu herrlichen Wolkenansichten erweiterten; ein Duft, wie von wildwachsenden Blumen, erfüllte die Luft, und eine träumerische Musik, gleich fernen, lieblichtönenden Glocken, verkündete das Nahen der mitternächtigen Gottheit. Noch einmal schaute durch seine strömenden Thränen der Student gebrochenen Herzens sie, als sie einen Pfad in den schneeigen Wolkengebirgen herabwandelte, wie am Abend der thauige Hesperus aus dem Innern des Nebels tritt und seine Stellung am Himmel einnimmt. Bei ihrem Nahen ward sein Gemüth ruhiger, denn ihre Gegenwart war seinem fieberhaft bewegten Herzen wie eine Tropennacht, — schön und besänftigend und kräftigend. Endlich stand sie vor ihm in all ihrer Schönheit, und er verstand die sichtbare Sprache ihrer süßen, doch schweigenden Lippen, welche zu sagen schienen: „Was wünschte diese Nacht der Student Hieronymus?“ — „Frieden!“ antwortete er, die gefalteten Hände erhebend und durch Thränen lächelnd. „Der Student Hieronymus fleht um Frieden!“ — „So geh“, sprach der Geist, „zur Quelle der Vergessenheit in die tiefste Einsamkeit des Schwarzwaldes, und wirf die Rolle in seine Gewässer, und Du wirst noch einmal zu Frieden gelangen.“ Hieronymus öffnete seine Arme, die Gottheit zu umarmen, denn ihr Antlitz nahm die Züge Hermionens an; allein sie verschwand. Die Musik endete; das prächtige Wolkenland sank und zerfiel, und der Student war allein in

den vier kalten Mauern seines Gemachs. Als er das Haupt sinken ließ, fiel sein Blick auf eine neben der Lampe liegende Pergamentrolle. Auf ihr stand nur der Name Hermione geschrieben!

„Am folgenden Morgen barg Hieronymus die Rolle in seinem Busen und ging seines Weges, die Quelle der Vergessenheit aufzusuchen. In wenig Tagen gelangte er an den Saum des Schwarzwaldes. Nicht ohne ein Gefühl von Furcht betrat er jenes Schattenland und schritt unter melancholischen Fichten und Cedern hin, deren Zweige sich von einander entfernten und mit einander mischten und im Auf- und Niederwogen die Luft mit feierlichem Dämmer und einem Schmerzenslaut erfüllten. Als er weiter in den Wald drang, hing das wogende Moos gleich Vorhängen von den Zweigen herab und verbarg immer mehr das Licht des Himmels, und er wußte, daß die Quelle der Vergessenheit nicht fern war. Da mischte sich der Ton herabstürzender Gewässer mit dem Rauschen der Fichten über ihm; und bald kam er an einen Fluß, der sich in feierlicher Majestät durch den Wald bewegte und mit trägem, dumpfem Ton in einen regungslosen, stillstehenden See fiel, über welchem die Zweige des Waldes sich in einander mischten und eine beständige Nacht bildeten. Das war die Quelle der Vergessenheit.

„An ihrem Rande blieb der Student stehen und starrte festen Blickes in das dunkle Gewässer. Es war klares Wasser, nur vom Schatten verdunkelt. Und wie er hinblickte, gewahrte er weit unten in der schweigenden Tiefe dunkle, unbestimmt begrenzte Umrisse, hin und her wogend, wie die Falten eines weißen Gewandes im Dämmer. Dann zeigten sich deutlichere, dauernde Formen, — Formen, die seiner Seele bekannt waren, deren er aber vergessen und sich wieder erinnert hatte, wie der Bruchstücke eines Traumes, bis er endlich weit, weit unter sich die große Stadt der Vergangenheit erblickte, mit schweigenden Marmorstraßen und moosbewachsenen Mauern und in wogenähnlicher, schwankender Bewegung aufsteigenden Spitzen. Und unter der in jenen Straßen sich drängenden Menge schaute er

ihm einst traute und theure Züge und hörte bekümmerte, süße Stimmen singen: „O vergiß uns nicht! vergiß uns nicht!“ Und dann vernahm er den fernen, klagenden Ton von Todtenglocken, die unten in der Stadt der Vergangenheit läuteten. In den Gärten jener Stadt aber spielten Kinder, und unter ihnen eines, das seine Züge trug, wie sie in der Kindheit gewesen. Er führte ein kleines Mädchen an der Hand und liebkoste sie oft, und schmückte sie mit Blumen. Dann wechselte die Scene, gleich einem Traum, und der Knabe war älter geworden und stand allein und blickte in den Himmel; und wie er so hinblickte, änderten sich seine Züge abermals, und Hieronymus kam es vor, als wäre es sein eigenes Bild in dem klaren Wasser gewesen; und vor ihm stand eine schöne Jungfrau, deren Gesicht dem Hermionens glich, und er fürchtete, die Rolle wäre in das Wasser gefallen, als er sich darüber beugte. Wie aus einem Traum aufspringend, fuhr er mit der Hand in seinen Busen, und athmete wieder frei, als er die Rolle noch dort fühlte. Er zog sie heraus und las den gesegneten Namen Hermionens, und die Stadt unter ihm verschwand, und die Luft duftete wie vom Hauche der Blumen des Mai, und ein heller Schein strömte durch den schattigen Wald und erglänzte auf dem See. Und der Student Hieronymus preßte den theuren Namen an seine Lippen und rief mit überströmenden Augen: „O spotte, so viel Du willst, dennoch, dennoch will ich Dich lieben; und Dein Name soll das Dunkel meines Lebens erleuchten und die Gewässer der Vergessenheit lächeln lassen!“ Und der Name war fortan nicht Hermione, sondern verwandelte sich in Mary; und der Student Hieronymus — liegt zu Ihren Füßen, holdselige Lady!

Ich hörte Deine Stimme
Fern wie Gesang; nachdem Du fortgegangen,
Ward ich vertraut mit meinem Herzen, forschte,
Was es erregte — Ach! ich fand, es liebte!“

Ein Gespräch auf der Treppe.

Nein, ich will jene Scene nicht schildern, und nicht, wie bleich die stattliche Jungfrau auf dem Saume der grünen, sonnigen Wiese saß! Die Herzen mancher Frauen erzittern wie Blätter bei jedem Hauch der Liebe, der sie erreicht, und sind dann wieder ruhig. Andere werden, gleich dem Ocean, nur durch das Brausen eines Sturmes bewegt und nicht so leicht in Ruhe gewiegt. Und so war das stolze Herz Mary Ashburtons. Es war bei der Gegenwart dieses Fremden unbewegt geblieben, und der Laut seiner Fußtritte und seine Stimme bewirkten in ihm keine Wallung. Er hatte sich getäuscht! Schweigend wanderten sie durch die grüne Wiese heimwärts. Selbst der Sonnenschein war düster, und der Wind, der sich eben erhob und durch die alte Ruine über ihnen strich, erklang in ihren Ohren wie dumpfes Lachen!

Flemming ging unverweilt auf sein Zimmer. Auf dem Wege dahin kam er an den Wallnußbäumen vorüber, unter denen er zuerst das Antlitz Mary Ashburtons erblickt hatte. Unwillkürlich schloß er die Augen. Sie waren voll Thränen. Ach, es giebt in dieser schönen Welt Orte, die wir, so theuer sie uns sein mögen, nie wieder zu sehen wünschen! Die Thürme des alten Franciskanerklosters sahen nie so düster aus als damals, obgleich die helle Sommersonne sie voll beschien.

In seinem Zimmer traf er Berkley. Er sah pfeifend aus dem Fenster.

„Heut Abend verlasse ich Interlaken für immer", sagte Flemming ziemlich abgebrochen. Berkley starrte ihn an.

„Wahrhaftig? Nun, was giebt's? Sie sehen geisterbleich aus."

„Und habe guten Grund, bleich auszusehen", erwiederte Flemming bitter. „Hoffmann sagt in einem seiner Anmerkungsbücher, am elften März just halb neun Uhr sei er ein Esel gewesen. Und das war ich diesen Morgen gerade halb elf Uhr, und ich bin es jetzt und werde es, wie ich vermuthe, immer sein."

Er versuchte zu lächeln, konnte es aber nicht. Darauf erzählte er Berkley die ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende.

„Das ist eine klägliche Geschichte", rief Berkley, als Flemming geendet hatte. „Sonderbar genug! Und doch wundere ich mich schon längst nicht mehr über Weiberlaunen. Fesselte nicht Pan die keusche Diana? Liebte nicht Titania den Nick Bottom mit seinem Eselskopf? Glauben Sie, daß Mädchenaugen nicht mehr vom Saft des Blümchens „Liebe in Müßiggang" berührt werden? Mein Wort darauf, sie liebt einen Andern. Es muß ein Grund dazu vorhanden sein. Nein, Weiber haben nie einen Grund außer ihrem Willen. Doch achten Sie nicht darauf. Bewahren Sie ein starkes Herz. Kummer macht graue Haare. Und am Ende — was ist sie? Wer ist sie? Nur eine —"

Still! still!" rief Flemming in großer Aufregung. „Nicht ein Wort mehr, ich bitte Sie. Versuchen Sie nicht, mich dadurch zu trösten, daß Sie sie herabsetzen. Sie ist mir noch immer sehr theuer — ein schönes, hochherziges, edles Weib!"

„Ja", versetzte Berkley, „so seid Ihr jungen Leute alle. Ihr seht ein liebes Gesicht, oder ein Etwas, Ihr wißt nicht was, und die davonflatternde Vernunft sagt Gute Nacht. Leb wohl, gesunder Menschenverstand! Die Phantasie schmückt den geliebten Gegenstand mit tausend vorzüglichen Reizen, stattet ihn mit allem Purpur und feinen Linnen, mit allem reichen Putz und Zubehör menschlicher Natur aus. Ich machte es ebenso, als ich jung war. Ich war einst so verzweifelt verliebt, wie Sie jetzt sind, und litt alle „wonnevollen Tode und tausend unbekannte selige Schmerzen". Ich betete an, und ward zurückgewiesen. „Sie sind in gewisse Attribute verliebt", sagte die Dame. „Zum Henker mit Ihren Attributen, Madame", sagte ich; „ich weiß nichts von Attributen." „Mein Herr", sagte sie mit Würde, „Sie haben getrunken." So trennten wir uns. Sie heirathete später einen Anderen, der etwas von Attributen verstand, wie ich glaube; ich selbst habe sie noch einmal, nur ein einziges Mal gesehen. Sie hatte ein kleines Kind in einem gelben Kleide. Ich hasse ein Kind in einem gelben Kleide.

Wie froh bin ich, daß sie mich nicht heirathete! Sie werden nächster Tage froh sein, daß Sie abgewiesen wurden. Mein Wort darauf!"

„Trotz alledem ist mein Loos ein höchst trauriges", sagte Flemming bekümmert.

„Ach, kümmern Sie sich nicht um das Loos", rief Berkley lachend, „so lange Sie nicht Lots Weib bekommen. Wenn die Gurke bitter ist, so werfen Sie sie weg, wie der Philosoph Mark Antonin in seinen Betrachtungen sagt. Vergessen Sie sie, und es wird gerade so sein, als hätten Sie sie nicht gekannt."

„Ich werde sie nie vergessen", erwiederte Flemming ziemlich ernst. „Nicht mein Stolz, sondern meine Liebe ist verletzt; und die Wunde ist zu tief, als daß sie je heilen könnte. Ich werde sie stets in mir tragen. Ich begebe mich nie wieder in die Welt, sondern werde nur in der Welt meiner Gedanken weilen. Alle großen und ungewöhnlichen Ereignisse, der Freude wie des Schmerzes, erheben uns über die Erde; und wir würden immer wohl daran thun, diese Erhebung zu wahren. Bisher that ich es nicht. Doch jetzt will ich nicht mehr herabsteigen; ich will mit meinen traurigen, doch heiligen Gedanken fern und über der Welt weilen."

„Hoho! Sie thäten besser, Sie gingen in Gesellschaft; der Strudel und Aberwitz wird Sie in einer Woche heilen. Wenn Sie ein Mädchen finden, das Ihnen sehr gefällt, und Sie wünschen sie zu heirathen, und sie will von so etwas Schrecklichem nichts hören, so sehe ich nur Ein Mittel, nämlich eine Andere zu finden, die Ihnen besser gefällt und die davon hören will."

„Nein, mein Freund; Sie verstehen meinen Charakter nicht", sagte Flemming kopfschüttelnd. „Ich liebe dieses Weib mit tiefer und dauernder Liebe. Ich werde nie aufhören, sie zu lieben. Das mag eine Tollheit sein, aber es ist so. Wehe! und nochmals wehe! Paracelsus verbrachte vor Alters sein Leben mit dem Versuch, das Lebenselixir zu entdecken, das sich endlich als Alkohol herausstellte; und anstatt auf Erden Unsterblichkeit zu erlangen, starb er betrunken auf dem Fuß-

boden eines Wirthshauses. Gleiches widerfährt Vielen von uns. Wir verbringen unsere besten Jahre damit, die süßesten Lebensblüthen zu Liebestränken auszuziehen, die am Ende nicht unsterblich machen, sondern uns nur berauschen. Beim Himmel, wir sind alle toll."

„Sind Sie aber dessen gewiß, daß der Fall ganz hoffnungslos ist?"

„Ganz! ganz!"

„Und dennoch merke ich, daß Sie nicht alle Hoffnung aufgegeben haben. Sie schmeicheln sich noch immer, der Sinn des Mädchens könne sich ändern. Das große Geheimniß des Glücks besteht nicht im Genießen, sondern im Entsagen. Aber es ist hart, sehr hart. Die Hoffnung hat ein so mannigfaches Leben, wie eine Katze oder ein König. Ich glaube wohl, Sie haben den alten Spruch gehört: „Der König stirbt nie." Vielleicht haben Sie aber noch nicht gehört, daß am Hofe von Neapel, wenn die Leiche eines Fürsten auf dem Paradebett liegt, sein Mahl ihm wie gewöhnlich gebracht wird, der Leibarzt es kostet, um sich zu überzeugen, daß es nicht vergiftet ist, und die Diener es dann mit den Worten wieder forttragen: „Der König speist heute nicht." Die Hoffnung in unserer Seele ist ein König, und auch wir sagen: „Der König stirbt nie." Selbst wenn er wirklich in uns todt ist, bieten wir ihm mit ernstem Spott seine gewohnte Nahrung, müssen aber sagen: „Der König speist heute nicht." Es muß in der That ein unseliger Tag sein, wenn ein König von Neapel keinen Sinn für sein Mahl hat; aber Sie selbst sind ein Beweis dafür, daß der König nie stirbt. Sie bieten Ihrem König Nahrung, obgleich Sie sagen, er ist todt."

„Um Ihnen zu zeigen, daß ich nicht die Hoffnung zu nähren wünsche", entgegnete Flemming, „werde ich morgen früh Interlaken verlassen. Ich gehe nach Tirol."

„Sie haben Recht", sagte Berkley; „es ist nichts so gut gegen Kummer, als schnelle Bewegung in freier Luft. Ich werde Sie begleiten, obgleich Ihre Unterhaltung nicht sehr mannigfaltig sein wird; nichts als Eduard und Kunigunde."

„Was meinen Sie damit?“

„Gehen Sie nach Berlin, und Sie werden es erfahren. Doch Scherz bei Seite, ich will alles Mögliche thun, um Sie aufzuheitern und die schwarze Dame und den widrigen Zufall vergessen zu machen.“

„Zufall!“ rief Flemming. „Dies ist kein Zufall, sondern Gottes Vorsehung, welche uns zusammenführte, um mich für meine Sünden zu strafen.“

„O mein Freund“, unterbrach ihn Berkley, „wenn Sie den Finger der Vorsehung so deutlich in jedem Vorfall Ihres Lebens sehen, so werden Sie zuletzt sich für einen Apostel und außerordentlichen Abgesandten halten. Ich sehe in dem, was Ihnen begegnet ist, nicht etwas so gar Ungewöhnliches.“

„Wie? nicht, da unsere Seelen einander so verwandt sind? da wir so für einander geschaffen — so Eins zu sein schienen?“

„Ich habe schon oft bemerkt“, erwiederte Berkley kalt, „daß Diejenigen, welche verwandte Seelen haben, einander selten heirathen; fast so selten als die, welche durch Blut verwandt sind. Denke deßhalb nicht daran, bethörter Liebhaber, Dich und Deine übermüthige Dame zu überreden, daß Ihr verwandte Seelen besitzt; vielmehr das Gegentheil, — daß Ihr einander sehr unähnlich seid, und daß Jedem die Eigenschaften mangeln, die den Andern am meisten kennzeichnen und unterscheiden. Glaube mir, Deine Werbung wird dann erfolgreicher sein. Doch guten Morgen! Ich muß zu dieser plötzlichen Reise meine Vorbereitungen treffen.“

Am folgenden Morgen machten sich Flemming und Berkley auf die Fahrt nach Innsbruck, wie Huon von Bordeaux und Scherasmin nach Babylon. Berkley's selbstübernommene Aufgabe war, seinen Gefährten zu trösten; und er löste sie wie eine ehemalige spanische Despenadora, deren Geschäft darin bestand, die Kranken zu pflegen und den Ellbogen auf den Magen der Sterbenden zu legen, um ihren Todeskampf abzukürzen.

Sagen von der Alhambra.

Von

Waſhington Irving.

Sage von des Mauren Vermächtniß.

Inmitten der Festung der Alhambra, vor dem königlichen Palast, ist eine breite, offene Esplanade, genannt der Platz der Cisternen (La Plaza de los Algibes), weil sie von Wasserbehältern, die dem Auge verborgen sind und noch aus der Zeit der Mauren herstammen, untergraben ist. In der einen Ecke dieses Platzes ist ein maurischer Brunnen, der bis zu beträchtlicher Tiefe in den lebendigen Fels gehauen und dessen Wasser kalt ist wie Eis und klar wie Krystall. Die von den Mauren gebauten Brunnen sind stets in Ansehen; denn es ist bekannt, welche Mühe sie sich gaben, um zu den reinsten und besten Quellen und Brunnen durchzudringen. Der, von dem wir hier reden, ist in ganz Granada berühmt, da die Wasserträger, bald mit großen Wassergefäßen auf ihren Schultern, bald Esel mit irdenen Krügen beladen vor sich hertreibend, die steilen buschigen Zugänge der Alhambra vom frühesten Morgen bis zu später Abendstunde auf- und niedersteigen.

Brunnen und Quellen sind, von den Tagen der heiligen Schrift her, in den heißen Himmelsstrichen als Plauderplätze bekannt, und an dem besagten Brunnen wird den lieben langen Tag von den Invaliden, den alten Weibern und anderem neugierigen und müßigen Volke der Festung ein ständiger Klub gehalten. Sie sitzen da auf den steinernen Bänken, unter einem Dache, mit dem der Brunnen überdeckt ist, um die Zolleinnehmer vor der Sonne zu schützen, und beschwatzen die Vorfälle der Festung und fragen jeden Wasserträger, der da kommt, über die Stadtneuigkeiten, und machen lange Betrach-

tungen über Alles, was sie sehen und hören. Es vergeht keine Stunde des Tages, daß man nicht zögernde Weiber und müßige Mägde mit dem Krug in der Hand oder auf dem Kopfe hier weilen sieht, um den Schluß des endlosen Gewäsches dieser würdigen Leute zu hören.

Unter den Wasserträgern, welche einst zu diesem Brunnen kamen, war ein starker, breitschultriger, krummbeiniger kleiner Kerl, Namens Pedro Gil, den man jedoch der Kürze wegen Peregil hieß. Als Wasserträger war er natürlich ein Gallego oder Galicier. Die Natur scheint Geschlechter von Menschen, wie von Thieren, für verschiedene Arten von Plackerei geschaffen zu haben. In Frankreich sind alle Schuhputzer Savoyarden, alle Thürhüter Schweizer, — und in den Tagen der Reifröcke und des Haarpuders konnte Niemand eine Sänfte gehörig in Gang bringen, als ein langbeiniger Irländer. So sind in Spanien die Wasser- und Lastträger sämmtlich stämmige kleine Leute aus Galicien. Niemand sagt: „Schafft mir einen Träger", — sondern: „Ruft einen Gallego".

Um von dieser Abschweifung zurückzukommen, Peregil, der Gallego, hatte sein Geschäft mit nichts als einem großen irdenen Krug angefangen, den er auf seiner Schulter trug; allmählig hob er sich in der Welt und war im Stande, sich einen Gehülfen von einer entsprechenden Klasse von Thieren anzuschaffen, — nämlich einen starken, zottelhaarigen Esel. Auf jeder Seite dieses langöhrigen Adjutanten waren in einer Art Korb seine Wasserkrüge, auf welchen Feigenblätter lagen, um sie vor der Sonne zu bedecken. Es gab keinen fleißigern Wasserträger in ganz Granada, und auch keinen fröhlichern. Die Straßen hallten von seiner lustigen Stimme wieder, während er seinem Esel nachtrabte und das gewöhnliche Sommerlied sang, das man in allen spanischen Städten hört: „Quien quiere agua — agua mas fria que la nieve?" — „Wer will Wasser — Wasser kälter als Schnee? Wer will Wasser vom Brunnen der Alhambra, kalt wie Eis und klar wie Krystall?" Wenn er einem Kunden das klare Glas darreichte, that er es stets mit einem freundlichen Worte, das zum Lächeln zwang, und wenn es

vielleicht eine hübsche Dame oder eine schmucke Maid mit Grübchen in den Wangen war, geschah es nicht ohne ein schlaues Lächeln und ein Kompliment über ihre Schönheit, das unwiderstehlich war. So war Peregil der Gallego in ganz Granada als einer der höflichsten, lustigsten und glücklichsten Menschen bekannt. Allein Der hat nicht immer das leichteste Herz, der am lautesten singt und am meisten scherzt. Bei allem diesem vergnügten Aeußern hatte der ehrliche Peregil seine Noth und Sorgen. Er hatte einen großen Haufen zerlumpter Kinder zu ernähren, die hungrig und lärmend waren, wie ein Nest voll junger Schwalben, und ihn jeden Abend bei seiner Rückkehr mit ihrem Geschrei nach Brod umringten. Er hatte auch eine Gehülfin, aber er hatte nichts weniger als Hülfe von ihr. Sie war vor ihrer Verheirathung eine Dorfschönheit gewesen — berühmt wegen ihrer Geschicklichkeit, den Bolero zu tanzen und die Kastagnetten zu rühren; und sie behielt ihre früheren Liebhabereien bei, vergeudete den mühsamen Erwerb des ehrlichen Peregil in Putz, und nahm sogar den Esel in Beschlag, um Lustpartien auf das Land zu machen, so oft ein Sonntag oder Festtag oder einer der zahllosen Feiertage kam, die in Spanien fast häufiger sind als die Tage der Woche. Bei allem dem war sie auch ein wenig von einer Schlumpe, etwas mehr von einer Faulenzerin und vor allem eine Klatsche von der ersten Sorte, die ihr Haus, ihren Haushalt und alles Uebrige vernachlässigte, um in den Häusern ihrer geschwätzigen Nachbarn herumzuliegen.

Er aber, der dem geschornen Lamme den Wind mischt, paßt auch das Ehestandsjoch dem sich beugenden Nacken an. Peregil trug alle die schweren Lasten von Weib und Kindern mit so mildem Sinne, wie sein Esel die Wasserkrüge, und obgleich er seine Ohren wohl für sich schüttelte, wagte er es doch nie, die haushälterischen Tugenden seines schlumpigen Weibchens in Zweifel zu ziehen.

Er liebte seine Kinder auch, wie eine Eule ihre Eulchen liebt, weil sie in ihnen ihr eigenes Bild vervielfältigt und fortgepflanzt sieht; denn es war eine starke, breitschultrige, krumm-

beinige kleine Brut. Die größte Freude des ehrlichen Peregil aber war, wenn er sich zuweilen einen Feiertag machen konnte und einige Maravedis auszugeben hatte, das ganze Nest mit sich hinaus zu nehmen — einige auf dem Arm, einige an seinem Rockschooß hängend, und einige ihm auf den Fersen nachtrollend — und in den Gärten der Vega zu bewirthen, während seine Frau mit ihren Feiertagsfreundinnen in den Angosturas des Darro tanzte.

Es war spät in einer Sommernacht, und die meisten Wasserträger hatten sich schon aus den Straßen entfernt. — Der Tag war ungewöhnlich heiß gewesen; die Nacht war eine jener köstlichen Mondscheinnächte, welche die Bewohner der südlichen Länder einladen, sich für die Hitze und Unthätigkeit des Tages zu entschädigen, indem sie im Freien bleiben und die gemäßigte Milde der Luft bis nach Mitternacht genießen. Es waren daher noch Leute draußen, die Wasser verlangten. Peregil dachte, als ein besonnener, arbeitsamer, kleiner Vater, an seine hungrigen Kinder und sagte zu sich: „Noch einen Gang zum Brunnen, um einen Puchero für die Kleinen auf den Sonntag zu verdienen.“ Bei diesen Worten schritt er muthig den steilen Pfad zu der Alhambra hinan, sang unterwegs und gab dann und wann seinem Esel einen tüchtigen Schlag mit einem Prügel in die Seite, entweder als Takt zu dem Lied, oder als Ermunterung für das Thier; denn tüchtige Schläge dienen bei allen Lastthieren Spaniens statt des Hafers.

Als er an den Brunnen kam, fand er ihn von Allen verlassen, einen einsamen Fremden in maurischem Gewand ausgenommen, der auf der Steinbank im Mondscheine saß. Peregil hielt erst an und betrachtete ihn mit einem Erstaunen, das nicht ganz ohne Furcht war; aber der Maure winkte ihm leise, sich zu nähern, und sagte: „Ich bin schwach und krank; hilf mir, in die Stadt zurück zu kommen, und ich will dir das Doppelte von dem bezahlen, was du mit deinen Wasserkrügen verdient hättest.“

Das biedere Herz des kleinen Wasserträgers war bei dieser Bitte des Fremden von Mitleid durchdrungen. „Gott verhüte“,

sagte er, „daß ich einen Lohn oder eine Gabe für eine Handlung der Menschlichkeit verlange.“ Er half also dem Mauren auf seinen Esel und zog langsam nach Granada hinab; der arme Moslem war so schwach, daß er ihn auf dem Thiere halten mußte, damit er nicht herabfiel.

Als sie in die Stadt kamen, fragte der Wasserträger, wohin er ihn führen solle. „Ach“, sagte der Maure schwach, „ich habe weder Haus noch Wohnung; ich bin ein Fremdling in dem Lande. Laß mich mein Haupt diese Nacht unter deinem Dache niederlegen, und du sollst reichlich dafür belohnt werden.“

Der ehrbare Peregil sah sich auf diese Art unerwartet mit einem ungläubigen Gaste belastet, war aber zu menschlich, um einem Manne, der in einer so verlassenen Lage war, ein Nachtlager zu versagen; er führte den Mauren daher in seine Wohnung. Die Kinder, die, wie gewöhnlich, wenn sie den Tritt des Esels hörten, mit offnem Munde herauskamen, liefen erschreckt zurück, als sie den beturbanten Fremden sahen, und versteckten sich hinter ihre Mutter. Die letztere schritt unerschrocken heraus, wie eine gluckende Henne vor ihrer Brut, wenn ein verlaufener Hund naht.

„Welchen ungläubigen Gefährten“, sagte sie, „bringst du in dieser nächtlichen Stunde in das Haus, um die Augen der Inquisition auf uns zu ziehen?“

„Sei ruhig, Frau!“ sagte der Gallego; „es ist ein armer, kranker Fremdling, ohne Freund und Obdach. Möchtest du ihn abweisen, damit er auf der Straße sterbe?“

Das Weib hätte sich noch gesträubt, denn obgleich sie in einer elenden Hütte lebte, so war sie doch eine eifrige Kämpferin für den Kredit ihres Hauses; aber der kleine Wasserträger war dieses Mal hartnäckig und wollte sich nicht unter das Joch beugen. Er half dem armen Moslem absteigen und breitete eine Matte und ein Schaffell für ihn in dem kühlsten Theile des Hauses auf den Boden — ein besseres Bett konnte seine Armuth nicht bieten.

Nach einer kleinen Weile bekam der Maure die heftigsten Krämpfe, die aller hülfreichen Geschicklichkeit des einfachen

Wasserträgers trotzten. Das Auge des armen Kranken sprach seine Erkenntlichkeit aus. In einem schmerzenfreien Augenblick rief er ihn an seine Seite und sagte mit leiser Stimme zu ihm: „Mein Ende, fürchte ich, ist nahe. Wenn ich sterbe, vermache ich dir diese Kapsel als Lohn für deine Güte.“ Bei diesen Worten öffnete er seinen Albornoz oder das Ueberkleid, und zeigte eine kleine Kapsel von Sandelholz, die mit einem Riemen um seinen Leib gebunden war. „Gott gebe, mein Freund“, versetzte der würdige kleine Gallego, „daß Ihr viele Jahre lebt, um Euch Eures Schatzes zu erfreuen, welcher Art er auch sein mag.“ Der Maure schüttelte den Kopf; er legte seine Hand auf die Kapsel und schien noch etwas in Bezug auf dieselbe sagen zu wollen, aber seine Krämpfe kamen mit erhöhter Heftigkeit zurück, und nach einer kleinen Weile war er todt.

Des Wasserträgers Weib war jetzt wie wahnsinnig. „Das kommt von deiner thörichten Gutmüthigkeit“, sagte sie; „immer stürzest du dich ins Unglück, um Andern zu helfen. Was wird aus uns werden, wenn man diese Leiche in unserm Hause findet? Man wird uns als Mörder ins Gefängniß stecken, und wenn wir mit dem Leben davon kommen, werden uns die Advokaten und Gerichtsdiener zu Grunde richten.“

Der arme Peregil war in gleicher Unruhe und bereute es beinahe, eine gute That gethan zu haben. Endlich durchkreuzte ihn ein Gedanke. „Es ist noch nicht Tag“, sagte er, „und ich kann die Leiche aus der Stadt bringen und sie in dem Sand an den Ufern des Xenil begraben. Niemand sah den Mauren in unser Haus kommen, und Niemand soll etwas von seinem Tode erfahren.“

Wie gesagt, so gethan. Die Frau half ihm. Sie wickelten die Leiche des unglücklichen Moslem in die Matte, auf welcher er gestorben war, legten sie über den Esel, und Peregil zog mit ihr an das Ufer des Flusses.

Zum Unglück wohnte dem Wasserträger gegenüber ein Barbier, Namens Pedrillo Pedrugo, einer der Neugierigsten, Schwatzhaftesten und Boshaftesten seiner klatschhaften Zunft. Es war ein wieselköpfiger, spinnenbeiniger Schurke, geschmeidig und zudring-

lich; der berühmte Barbier von Sevilla konnte ihn in umfassender Kenntniß der Angelegenheiten Anderer nicht übertreffen, und er konnte nicht mehr bei sich behalten wie ein Sieb. Man sagte, er schliefe immer nur mit Einem Auge, und habe Ein Ohr unbedeckt, damit er selbst im Schlafe Alles hören und sehen könnte, was vorging. So viel ist gewiß, er war eine Art Läster-Chronik für die Neuigkeitskrämer von Granada, und hatte mehr Kunden als alle übrigen Barbiere der Stadt.

Dieser ruhelose Barbier hörte den Peregil zu einer ungewöhnlichen Stunde der Nacht ankommen, ebenso das Geschrei seines Weibes und der Kinder. Alsbald steckte er auch seinen Kopf aus dem kleinen Fenster, das ihm als ein Lug-ins-Land diente, und sah seinen Nachbarn einem Manne in maurischem Gewand in seine Wohnung helfen. Das war ein so auffallendes Ereigniß, daß Pedrillo diese Nacht nicht einen Moment schlief. Alle fünf Minuten war er an seinem Fensterchen; er gewahrte das Licht, das durch die Spalten der Thüre des Nachbars flimmerte, und sah vor Anbruch des Tages Peregil mit seinem ungewöhnlich beladenen Esel abziehen.

Der neugierige Barbier war außer sich; er schlüpfte in seine Kleider, stahl sich schweigend fort und folgte in einiger Entfernung dem Wasserträger, wo er ihn denn auf dem Sandufer des Xenil eine Grube graben und Etwas in dieselbe verscharren sah, das wie die Leiche eines Menschen aussah.

Der Barbier eilte nach Haus, polterte in seiner Bude umher und warf Alles drunter und drüber, bis der Tag kam. Jetzt nahm er das Becken unter den Arm und eilte in das Haus seines täglichen Kunden, des Alcalden.

Der Alcalde war eben aufgestanden. Pedrillo Pedrugo setzte ihm einen Stuhl hin, band ihm eine Serviette um den Hals, steckte ihm ein Becken mit heißem Wasser unter das Kinn und fing an, ihm den Bart mit den Fingern zu erweichen.

„Seltsame Vorfälle!“ sagte Pedrugo, der zugleich den Neuigkeitskrämer und den Barbier spielte: „Seltsame Vorfälle! Raub — Mord — und — Begräbniß — Alles in einer Nacht.“

„Oho! — Wie? Was sagt Ihr da?“ rief der Alcalde.

„Ich sage", versetzte der Barbier, indem er dem Würdenträger ein Stück Seife über die Nase und den Mund rieb, denn ein spanischer Barbier verachtet es, einen Pinsel zu brauchen, — „ich sage, Peregil, der Gallego, hat einen maurischen Muselmann in dieser gebenedeiten Nacht beraubt, gemordet und begraben. Maldita sea la noche — verflucht sei die Nacht!"

„Aber wie habt Ihr das Alles erfahren?" fragte der Alcalde.

„Habt Geduld, Señor, und Ihr sollt Alles hören", erwiederte Pedrillo, nahm ihn bei der Nase und ließ das Rasirmesser über seine Wange gleiten. Er erzählte dann Alles, was er gesehen hatte, und machte beide Operationen zu gleicher Zeit ab, indem er ihm den Bart abkratzte, das Kinn wusch, und ihn mit einer schmutzigen Serviette abtrocknete, während er den Moslem beraubte, mordete und begrub.

Nun traf es sich, daß der Alcalde einer der hochfahrendsten und zugleich einer der habsüchtigsten, schlechtesten Geizhälse in ganz Granada war. Gleichwohl konnte nicht geleugnet werden, daß er einen hohen Werth auf die Gerechtigkeit setzte; denn er verkaufte sie nach ihrem Gewichte in Gold. Er dachte sich, der vorliegende Fall sei ein Raubmord; ohne Zweifel habe es reiche Beute dabei abgesetzt. Wie war diese in die rechtmäßige Hand des Gerichtes zu bringen? — Denn den Verbrecher bloß zu ertappen, — das hieß nur den Galgen füttern; — aber den Raub ertappen, — das hieß den Richter bereichern, und dieß war, seiner Ansicht nach, der große Zweck der Gerechtigkeit. So dachte er und rief seinen treuesten Alguacil, — einen ausgetrockneten, hungrig aussehenden Schurken, nach der Sitte seines Standes in die altspanische Tracht gekleidet: ein breiter schwarzer Hut nach allen Seiten aufgestülpt, ein sauberer Kragen, ein kleiner schwarzer Mantel von den Schultern flatternd, alte schwarze Unterkleider, welche seine schwanke, drähterne Gestalt noch mehr hervorhoben, während er in seiner Hand einen dünnen, weißen Stab trug, das gefürchtete Abzeichen seines Amtes. Dieser Art war der Spürhund des Gesetzes von altspanischer Zucht, den er auf die

Spuren des unglücklichen Wasserträgers hetzte; und so groß war dessen Eile, daß er dem armen Peregil, ehe derselbe noch sein Haus erreicht hatte, bereits auf den Fersen war, und ihn nebst seinem Esel vor den Spender der Gerechtigkeit brachte.

Der Alcalde warf einen seiner fürchterlichsten Blicke auf ihn. „Hörst du, Verbrecher!“ brüllte er in einem Tone, daß dem armen Gallego die Knie aneinander klapperten, — „hörst du, Verbrecher, du brauchst deine Schuld nicht zu leugnen, ich weiß bereits Alles. Ein Galgen ist der beste Lohn für das Verbrechen, das du begangen hast; aber ich bin mitleidig und lasse gern mit mir reden. Der Mann, den du in deinem Hause ermordet hast, war ein Maure, ein Ungläubiger, ein Feind unserer Religion. Ohne Zweifel hast du ihn in einem Anfall religiösen Eifers todt geschlagen. Ich will daher nachsichtig sein; gieb die Habe heraus, welche du ihm genommen hast, und wir wollen die Sache vertuschen.“

Der arme Wasserträger rief alle Heiligen als Zeugen seiner Unschuld an, aber ach, keiner von ihnen kam; und wenn sie gekommen wären, der Alcalde hätte alle Heiligen des Kalenders Lügen gestraft. Der Wasserträger erzählte die ganze Geschichte von dem sterbenden Mauren mit der ungeschmückten Einfachheit der Wahrheit; aber Alles war umsonst. „Wirst du auf deiner Aussage bestehen“, fragte der Richter, „daß dieser Moslem weder Gold noch Juwelen hatte, welche ein Gegenstand deiner Habgier waren?“

„So gewiß ich selig zu werden hoffe, Euer Gnaden“, versetzte der Wasserträger; „er hatte nichts als eine kleine Kapsel von Sandelholz, die er mir als Lohn für meine Dienste vermachte.“

„Eine Kapsel von Sandelholz? Eine Kapsel von Sandelholz?“ rief der Alcalde, und seine Augen funkelten bei den Gedanken an Edelsteine. „Und wo ist diese Kapsel? wo hast du sie versteckt?“

„Euer Gnaden zu dienen!“ sagte der Wasserträger, „sie ist in einem der Körbe meines Esels und steht Euer Gnaden herzlich gern zu Diensten.“

Er hatte diese Worte kaum gesprochen, so schoß der treffliche Alguacil schon fort und erschien in einem Augenblick wieder mit der geheimnißvollen Kapsel von Sandelholz. Der Alcalde öffnete sie mit hastiger und zitternder Hand; Alles drängte sich herzu, um die Schätze zu sehen, welche sie, wie man hoffte, enthielt; aber zu ihrem Mißmuth zeigte sich nichts als eine Pergamentrolle mit arabischen Buchstaben bedeckt und ein Stück von einer Wachskerze.

Wenn nichts durch die Ueberführung eines Gefangenen zu gewinnen ist, so ist die Gerechtigkeit sogar in Spanien manchmal unparteiisch. Als sich der Alcalde von seinem Verdruß erholt hatte und sah, daß wirklich nichts Namhaftes in der Kapsel war, hörte er leidenschaftslos auf die Auseinandersetzung des Wasserträgers, welche durch das Zeugniß seiner Frau bekräftigt ward. So von seiner Unschuld überzeugt, entließ er ihn aus seiner Haft; ja, er erlaubte ihm sogar, sein maurisches Vermächtniß, die Kapsel von Sandelholz und deren Inhalt als wohlverdienten Lohn für seine Dienste mit nach Hause zu nehmen; den Esel aber behielt er, statt Geldes, für Kosten und Gebühren.

Da war denn der unglückliche kleine Gallego wieder in die Nothwendigkeit versetzt, sein eigener Wasserträger zu werden und mit einem großen irdenen Krug auf seiner Schulter zu dem Brunnen der Alhambra hinauf zu kriechen.

Wenn er in der Hitze eines Sommernachmittags die Höhe hinaufkeuchte, verließ ihn seine gewöhnliche gute Laune. „Verdammter Alcalde!“ rief er dann wohl aus, „der einem armen Manne die Mittel seines Unterhalts, den besten Freund raubte, den er auf der Welt hatte!“ Und bei der Erinnerung an den geliebten Gefährten seiner Mühen brach dann die ganze Zärtlichkeit seines Wesens hervor: „Ach, Esel meines Herzens!“ rief er aus, indem er seinen Krug auf einen Stein stellte und sich den Schweiß von der Stirne wischte, — „ach, Esel meines Herzens! Ich weiß es gewiß, du denkst an deinen alten Herrn! Ich weiß es gewiß, du vermissest die Wasserkrüge — armes Thier!“

Um seinen Kummer zu vermehren, empfing ihn seine Frau, wenn er nach Hause kam, mit Murren und Schelten. Sie hatte nun offenbar den Vortheil über ihn, denn sie hatte ihn gewarnt, die edle Handlung der Gastfreundschaft, welche all dieses Unheil über sie brachte, nicht zu üben, und als eine kluge Frau nahm sie jede Gelegenheit wahr, ihm ihren überlegneren Scharfsinn vorzuhalten. Wenn ihre Kinder kein Brod hatten oder ein neues Kleid brauchten, sagte sie wohl höhnisch: „Geht zu eurem Vater, — er ist der Erbe des Königs Chico von der Alhambra, — sagt ihm, er solle euch mit der Büchse des Mauren helfen."

Wurde je ein armer Erdenmensch so arg gestraft, weil er eine gute That vollbracht hatte? Der unglückliche Peregil war an Leib und Seele niedergeschlagen, dennoch ertrug er den Hohn seiner Frau mit Gelassenheit. Endlich aber, als er eines Abends nach saurer Tagesarbeit heimkehrte, und sie ihn wieder in der gewöhnlichen Weise ausschalt, riß ihm die Geduld. Er wagte es nicht, sie es entgelten zu lassen, aber sein Auge fiel auf die Kapsel von Sandelholz, die mit halb offenem Deckel, als spotte sie über seine Noth, auf einem Brette lag. Er ergriff sie und warf sie zornig auf den Boden. „Verflucht der Tag", rief er, „an welchem ich dich zuerst erblickte und deinen Besitzer unter meinem Dache aufnahm!"

Als das Kistchen auf den Boden fiel, öffnete sich der Deckel weit und die Pergamentrolle fiel heraus. Peregil betrachtete die Rolle eine Zeitlang mit düsterem Schweigen. Endlich sammelte er seine Gedanken — „Wer weiß", dachte er, „vielleicht ist diese Schrift nicht unwichtig, da der Maure sie so sorgfältig bewahrte!" Er nahm sie daher und steckte sie in seine Brust; und als er am nächsten Morgen Wasser in den Straßen ausrief, blieb er an dem Laden eines Mauren stehen, eines Eingebornen von Tanger, der Wohlgerüche und andere Kleinigkeiten verkaufte, und bat ihn, ihm den Inhalt zu erklären.

Der Maure las die Rolle aufmerksam, strich dann den Bart und lächelte. „Diese Handschrift", sagte er, „enthält eine Zauberformel, um verborgene Schätze, welche gebannt liegen, aufzufinden. Es heißt, sie habe eine solche Kraft, daß die

stärksten Riegel und Bande, ja selbst Demantfelsen ihr weichen müssen."

„Pah", sagte der kleine Gallego, „was nützt mich das Alles? Ich bin kein Beschwörer und weiß nichts von begrabenen Schätzen." Bei diesen Worten nahm er seinen Wasserkrug auf die Schulter, ließ die Rolle in den Händen des Mauren und machte seine gewöhnliche Runde.

Als er aber am Abend in der Dämmerstunde an dem Brunnen der Alhambra ausruhte, fand er eine Gesellschaft von Plaudertaschen versammelt, deren Unterhaltung, wie das in diesen abendlichen Stunden nicht ungewöhnlich ist, sich um alte Märchen und Sagen von übernatürlichen Ereignissen drehte. Da sie Alle arm waren wie Kirchenmäuse, verweilten sie mit Vorliebe bei dem vielbeliebten Stoffe — bei bezauberten Schätzen, welche die Mauren in verschiedenen Theilen der Alhambra zurückgelassen. Vor allem stimmten sie in dem Glauben überein, es lägen tief in der Erde unter dem Thurme der sieben Stockwerke große Schätze verborgen.

Diese Geschichten machten einen ungewöhnlichen Eindruck auf den Geist des guten Peregil und senkten sich tiefer und tiefer in seine Gedanken, als er durch die dunkeln Pfade einsam zurückkehrte. „Wenn nun wirklich ein Schatz unter diesem Thurme begraben läge", sagte er bei sich, „und wenn die Rolle, die ich bei dem Mauren gelassen habe, mich in den Stand setzte, sie zu heben?" In der plötzlichen Ekstase dieses Gedankens hätte er beinahe seinen Wasserkrug fallen lassen.

Er wälzte sich diese Nacht ruhelos in seinem Bette und konnte vor allen den Gedanken, die sein Gehirn beunruhigten, nicht einen Augenblick schlafen. Mit dem frühesten Morgen eilte er in die Bude des Mauren und erzählte ihm Alles, was ihm in dem Kopfe herumgegangen war. „Ihr könnt Arabisch lesen", sagte er; „laßt uns miteinander in den Thurm gehen und die Wirkung der Zauberformel versuchen. Schlägt es fehl, so sind wir nicht schlimmer daran als vorher; gelingt es, so theilen wir den ganzen Schatz, den wir finden, in gleiche Theile."

„Halt", versetzte der Moslem; „die Schrift allein reicht

nicht hin; sie muß um Mitternacht, bei dem Licht einer Kerze gelesen werden, welche auf besondere Art zusammengesetzt und hergerichtet ist und wozu das Erforderliche nicht in meinem Bereiche liegt. Ohne diese Kerze ist die Rolle von keinem Nutzen."

„Kein Wort mehr!" rief der kleine Gallego; „ich habe eine solche Kerze zur Hand und werde sie den Augenblick herbringen." Damit eilte er nach Haus, und kam bald mit dem Ende der gelben Wachskerze zurück, die er in der Kapsel gefunden hatte.

Der Maure fühlte und roch daran. „Hier sind seltene und kostbare Wohlgerüche mit diesem gelben Wachse verbunden", sagte er. „Dieß ist die Art Kerze, wie sie in der Rolle bezeichnet ist. So lange sie brennt, werden die stärksten Mauern und geheimsten Höhlen offen bleiben. Aber wehe dem, der wartet, bis sie verloschen ist. Er bleibt verzaubert bei dem Schatze."

Sie kamen nun überein, den Zauber noch in derselben Nacht zu versuchen. Als daher in später Stunde sich nichts mehr regte als Eulen und Fledermäuse, bestiegen sie die waldbewachsene Anhöhe der Alhambra und näherten sich dem erwähnten Thurme, der von Bäumen umgeben war und durch so viele Sagen etwas Schauerliches hatte. Bei dem Licht einer Laterne tappten sie sich durch Büsche und über Steine zum Thor eines Gewölbes unter dem Thurme fort. Mit Furcht und Zittern stiegen sie eine in den Felsen gehauene Treppe hinab. Sie führte zu einer leeren, feuchten und öden Kammer, aus welcher eine zweite Treppe in ein tieferes Gewölbe ging. Auf diese Art stiegen sie vier verschiedene Treppen hinab, welche in eben so viele Gewölbe, eines unter dem andern, führten. Aber der Boden des vierten war fest; und obgleich der Sage nach noch drei Gewölbe tiefer unten waren, so war es doch, wie man behauptete, unmöglich, weiter einzudringen, da ein starker Zauber diese unteren Theile verschloß. Die Luft dieses Gewölbes war feucht und kalt und roch nach Erde, und das Licht verbreitete nur einen schwachen Strahl. In athemloser Ungewißheit standen sie eine Zeitlang hier, bis sie die Glocke des Wachtthurms schwach Zwölf schlagen hörten; da zündeten sie

die Wachskerze an, welche einen Geruch von Myrrhen, Weihrauch und Storax verbreitete.

Der Maure begann schnell zu lesen. Er hatte kaum geendigt, als ein Geräusch wie unterirdischer Donner entstand. Die Erde bebte, der Boden that sich auf und zeigte eine Treppe. Zitternd und bebend stiegen sie hinab und sahen sich bei dem Lichte der Laterne in einem anderen, mit arabischen Inschriften bedeckten Gewölbe. In der Mitte stand eine große Kiste, welche mit sieben Stahlbanden befestigt war, und an deren Enden zwei bezauberte Mauren in voller Rüstung, aber regungslos wie Statuen saßen, denn sie waren in der Gewalt des Bannes. Vor der Kiste standen mehrere mit Gold und Silber und Edelsteinen gefüllte Krüge. In den größten derselben steckten sie ihre Arme bis zum Ellbogen und holten sich mit jedem Griffe Hände voll breite gelbe Stücke maurischen Goldes, oder Spangen und Schmuck desselben kostbaren Metalls, wobei manchmal ein Halsband von orientalischen Perlen sich an ihre Finger hängte. Sie bebten und athmeten fieberhaft, während sie ihre Taschen mit der Beute füllten; und manchen furchtsamen Blick warfen sie auf die bezauberten Mauren, die bewegungslos und grimmig da saßen und sie mit starren Augen ansahen. Endlich faßte sie bei einem eingebildeten Geräusch ein panischer Schrecken, und sie stürzten Beide, einer über den andern stolpernd, die Treppe hinauf, in das obere Gemach, warfen die Wachskerze um und löschten sie aus und der Boden schloß sich wieder mit einem donnernden Schall.

Von Furcht erfüllt, standen sie nicht eher still, als bis sie sich aus dem Thurme hinausgetastet hatten und die Sterne durch die Bäume glänzen sahen. Jetzt setzten sie sich auf das Grab und theilten den Fund, entschlossen, für jetzt mit dieser bloß oberflächlichen Untersuchung der Krüge sich zu begnügen, aber in einer der nächsten Nächte wieder zu kommen, und sie bis auf den Grund zu leeren. Damit einer des andern sicher wäre, theilten sie die Zaubermittel unter sich; der eine behielt die Rolle, der andere die Kerze; als dieß gethan war, brachen sie mit leichten Herzen und wohlgespickten Taschen nach Granada auf.

Als sie den Hügel hinabstiegen, flüsterte der verschlagene Maure dem einfachen kleinen Wasserträger ein Wort guten Rathes zu.

„Freund Peregil", sagte er, „dieser ganze Handel muß ein tiefes Geheimniß bleiben, bis wir uns den ganzen Schatz zugeeignet und ihn in gute Verwahrung gebracht haben. Wenn der Alcalde auch nur eine Sylbe davon erfährt, sind wir verloren."

„Gewiß", versetzte der Gallego, „nichts kann wahrer sein."

„Freund Peregil", sagte der Maure, „du bist ein kluger Mann, und wirst gewiß ein Geheimniß für dich behalten können; aber du hast eine Frau."

„Kein Wort soll sie davon erfahren", erwiederte der Wasserträger barsch.

„Genug", sagte der Maure; „ich verlasse mich auf deine Klugheit und dein Wort."

Nie war ein Wort in bestimmter und redlicherer Absicht gegeben worden; welcher Mann kann aber vor seiner Frau ein Geheimniß behalten? Gewiß keiner wie Peregil, der Wasserträger, der einer der liebevollsten und gutmüthigsten Ehemänner war. Als er nach Hause kam, fand er seine Frau noch auf, die gedankenvoll in einem Winkel saß.

„Recht schön", rief sie, als er eintrat; „endlich bist du da, nachdem du bis in diese Stunde der Nacht umherschwärmtest. Mich wundert, daß du nicht wieder einen Mauren als Hausgenossen heimgebracht hast." Darauf brach sie in Thränen aus, rang ihre Hände und schlug sich die Brust. „Unglückliche Frau, die ich bin", rief sie, „was soll aus mir werden? Mein Haus von Advokaten und Alguacils beraubt und geplündert; mein Mann ein Taugenichts, der kein Brod mehr für seine Familie heimbringt, sondern mit ungläubigen Mauren Tag und Nacht herumstreicht! O meine Kinder! meine Kinder! was wird aus uns werden? Wir werden alle in den Straßen betteln gehen müssen!"

Der ehrliche Peregil ward durch den Gram seiner Frau so gerührt, daß er sich nicht enthalten konnte, auch zu schluchzen.

Sein Herz war so voll wie seine Tasche, — es mußte sich ausschütten. Er steckte seine Hand in die letztere, that drei oder vier dicke Goldstücke heraus und ließ sie in ihren Busen gleiten. Die arme Frau war starr vor Erstaunen und wußte nicht, was dieser goldne Regen bedeuten sollte. Ehe sie sich von ihrem Erstaunen erholen konnte, zog der kleine Gallego eine goldene Kette hervor und ließ sie vor ihr baumeln, während er vor Freude sprang und den Mund von einem Ohr zum andern aufriß.

„Die heilige Jungfrau schütze uns!“ rief die Frau. „Was hast du gethan, Peregil? Du hast doch nicht Raub und Mord begangen?“

Dieser Gedanke war der armen Frau kaum durch den Kopf geflogen, so war er auch schon Gewißheit bei ihr. Sie sah schon einen Kerker und einen Galgen vor sich, und einen kleinen krummbeinigen Gallego, der an demselben aufgehängt war; und von den durch ihre Phantasie heraufbeschwornen Schauern überwältigt, verfiel sie in Krämpfe.

Was sollte der arme Mann thun? Er hatte kein anderes Mittel, seine Frau zu beruhigen und die Trugbilder ihrer Phantasie zu verscheuchen, als daß er ihr die ganze Geschichte seines Glückes erzählte. Er that dieß jedoch nicht eher, als bis er ihr das feierliche Versprechen abgedrungen hatte, keinem lebenden Wesen ein Wort von der ganzen Sache zu erzählen.

Es würde unmöglich sein, ihre Freude zu beschreiben. Sie schlang ihre Arme um den Hals ihres Gatten, und erstickte ihn bald mit ihren Liebkosungen. „Jetzt, Frau“, rief der kleine Mann mit offener Freude, „was sagst du jetzt zu dem Vermächtnisse des Mauren? Fortan schilt mich nicht mehr, wenn ich einem unglücklichen Mitmenschen beistehe!“

Der ehrliche Gallego legte sich auf seine Schafpelzmatte und schlief so gesund wie auf einem Flaumbette. Nicht so seine Frau. Sie schüttelte den ganzen Inhalt seiner Taschen auf die Matte und zählte die ganze Nacht Goldstücke von arabischem Gepräge, probirte Halsbänder und Ohrringe, und

dachte, wie sie eines Tages aussehen würde, wenn sie sich ihrer Schätze erfreuen dürfte.

Am folgenden Morgen nahm der ehrliche Gallego ein dickes Goldstück und ging damit in die Bude eines Juwelenhändlers auf dem Zacatin, um ihm es zum Kauf anzubieten, indem er vorgab, er habe es in den Trümmern der Alhambra gefunden. Der Juwelier sah, daß es eine arabische Umschrift hatte und von dem reinsten Golde war; er bot aber nur den dritten Theil des Werthes, womit der Wasserträger vollkommen zufrieden war. Peregil kaufte jetzt neue Kleider für seine kleine Heerde, sowie alle Arten von Spielzeug, und reichen Vorrath für ein tüchtiges Mahl, worauf er heimkehrte und alle seine Kinder um sich her tanzen ließ, während er, der glücklichste der Väter, in ihrer Mitte hüpfte!

Die Frau des Wasserträgers hielt ihr Versprechen, zu schweigen, mit überraschender Pünktlichkeit. Anderthalb Tage ging sie umher mit geheimnißvollem Blick und einem Herzen, das zum Bersten voll war; aber sie schwieg, obgleich sie von ihren Gevatterinnen umgeben war. Es ist wahr, sie konnte nicht umhin, sich einiges Ansehen zu geben, entschuldigte ihre zerrissenen Kleider, sprach von dem Bestellen einer Basquina, mit goldenen Borten und Korallen besetzt, und einer neuen Spitzen-Mantilla. Sie ließ auch Winke von der Absicht ihres Mannes fallen, sein Gewerbe als Wasserträger aufgeben zu wollen, da es nicht mehr ganz seine Gesundheitsumständen vertrügen. Sie hoffte fest, daß sie sich Alle den Sommer auf das Land zurückziehen würden, wo die Kinder die Bergluft genießen könnten; denn es sei unmöglich, in der heißen Jahreszeit die Stadt zu bewohnen.

Die Nachbarinnen starrten einander an, und glaubten, die arme Frau habe ihren Verstand verloren; und ihr aufgeblasenes Wesen, ihr Schönthun und ihre vornehmen Ansprüche waren der allgemeine Gegenstand des Spottes und der Belustigung ihrer Freundinnen, sobald sie ihnen den Rücken gewendet hatte.

Wenn sie sich jedoch draußen zurückhaltend verhielt, so ent-

schädigte sie sich dafür zu Hause und legte eine Schnur reicher, orientalischer Perlen um ihren Hals, maurische Spangen um ihre Arme, und einen Schmuck von Diamanten um ihre Haare, und segelte in der Stube rückwärts und vorwärts in ihren schlumpigen Fetzen, und stand dann und wann still, um sich in einem Stück zerbrochenen Spiegelglases zu betrachten. Ja, in dem Drange ihrer lächerlichen Eitelkeit konnte sie einmal nicht widerstehen, sich an dem Fenster zu zeigen, um sich des Eindrucks ihres Putzes auf die Vorübergehenden zu erfreuen.

Das Unglück wollte aber, daß Pedrillo Pedrugo, der zudringliche Barbier, in diesem Augenblicke müßig in seiner Bude auf der entgegengesetzten Seite der Straße saß, als das Funkeln eines Diamants sein Auge traf. Augenblicks war er an seinem Lugloch und sah die schlumpige Frau des Wasserträgers in der Pracht einer morgenländischen Braut herausgeputzt. Er hatte nicht sobald ein genaues Verzeichniß ihres Schmuckes aufgenommen, so flog er auch schon in aller Hast zu dem Alcalden. Nach einer kleinen Weile war der hungrige Alguacil wieder auf der Spur; und ehe der Tag vorüber war, wurde der unglückliche Peregil wieder vor den Richter geschleppt.

„Wie ist's, Schurke!" rief der Alcalde mit einer fürchterlichen Stimme. „Du sagtest mir, der in deinem Hause verstorbene Ungläubige habe nichts als ein leeres Kistchen hinterlassen, und jetzt höre ich, deine Frau stolzire in ihren Lumpen einher, geschmückt mit Perlen und Diamanten. Elender, der du bist! Bereite dich, die Beute deines unglücklichen Opfers herauszugeben und an dem Galgen zu baumeln, der bereits müde ist, länger auf dich zu warten."

Der erschrockene Wasserträger fiel auf seine Kniee und gab eine vollständige Erzählung von der wunderbaren Art, auf welche er zu seinem Reichthume gekommen war. Der Alcalde, der Alguacil und der neugierige Barbier lauschten mit offenen Ohren auf dieses arabische Märchen von verzauberten Schätzen. Der Alguacil wurde abgeschickt, den Mauren herzubringen, der bei der Beschwörung zugegen gewesen war. Der Moslem trat ein, halb entseelt vor Schrecken, sich in den Händen der Harpyien der

Gerechtigkeit zu sehen. Als er den Wasserträger mit seinen Schafsaugen und der niedergeschlagenen Miene dastehen sah, begriff er Alles. „Elendes Geschöpf", sagte er, als er an ihm vorüber ging, „habe ich dich nicht vor dem Plaudern deiner Frau gewarnt?"

Die Geschichte des Mauren stimmte genau zu der seines Genossen; aber der Alcalde stellte sich hartgläubig und drohte mit Gefängniß und strenger Untersuchung.

„Langsam, guter Señor Alcalde", sagte der Muselmann, der unterdessen seine gewöhnliche Verschlagenheit und Selbstbeherrschung wieder erlangt hatte. „Laßt uns die Gaben des Glücks nicht durch Streit um sie vergeuden. Niemand weiß von dieser Sache etwas als wir, — bewahren wir das Geheimniß. Es sind Schätze genug in der Höhle, uns Alle zu bereichern. Versprecht eine gewissenhafte Theilung, und Alles soll bekannt werden, — verweigert sie, und die Höhle wird für immer geschlossen bleiben."

Der Alcalde berieth sich heimlich mit dem Alguacil. Der Letztere war ein alter Fuchs in seinem Gewerbe. „Versprecht Alles", sagte er, „bis Ihr im Besitz des Schatzes seid. Ihr könnt dann das Ganze nehmen; und wenn er und sein Mitfrevler zu murren wagen, so droht ihnen, als Ungläubigen und Hexenmeistern, mit dem Scheiterhaufen und dem Pfahl."

Dem Alcalden gefiel der Rath. Er glättete seine Stirne und sagte, zu dem Mauren gewendet: „Diese Geschichte ist wunderbar, und mag wahr sein; — allein ich muß mich mit eigenen Augen davon überzeugen. Noch in dieser Nacht müßt Ihr die Beschwörungen in meiner Gegenwart wiederholen. Wenn wirklich ein solcher Schatz da ist, wollen wir ihn freundschaftlichst unter uns theilen, und nicht ferner von der Sache sprechen; habt Ihr mich aber getäuscht, so erwartet von mir keine Gnade. Mittlerweile müßt Ihr im Gefängniß bleiben."

Der Maure und der Wasserträger stimmten diesen Bedingungen freudig bei; zufrieden, daß der Ausgang die Wahrheit ihrer Worte bewähren würde.

Gegen Mitternacht machte sich der Alcalde, begleitet von

dem Alguacil und dem Barbier, allesammt gut bewaffnet, in aller Stille auf den Weg. Sie führten den Mauren und den Wasserträger als Gefangene mit sich und hatten sich den starken Esel des Letztern noch zugesellt, um ihm den gehofften Schatz aufzubürden. Ohne bemerkt zu werden, kamen sie an den Thurm, banden den Esel an einen Feigenbaum und stiegen in das vierte Gewölbe des Thurmes hinab.

Die Rolle wurde hervorgeholt, die gelbe Wachskerze angezündet, und der Maure las die Beschwörungsformel. Die Erde bebte wie früher, der Boden öffnete sich mit einem donnernden Schall, und die schmale Treppe ward sichtbar. Der Alcalde, der Alguacil und der Barbier waren schreckenbleich und konnten nicht so viel Muth finden, hinabzusteigen. Der Maure und der Wasserträger traten in das untere Gewölbe und fanden die zwei Mauren stumm und regungslos, wie früher, dasitzen. Sie hoben zwei große, mit Goldmünzen und kostbaren Steinen gefüllte Gefäße weg. Der Wasserträger schleppte sie, eines nach dem andern, auf seinen Schultern hinauf; obgleich er aber ein sehniger kleiner Mann und an das Tragen von Lasten gewöhnt war, wankte er doch unter ihrem Gewichte und fand, als er sie auf den beiden Seiten seines Esels befestigt hatte, daß sie so viel ausmachten, als sein Esel nur tragen konnte.

„Laßt uns für jetzt zufrieden sein", sagt der Maure, „wir haben hier so viel Kostbares, als wir, ohne bemerkt zu werden, fortschaffen können, und genug, um uns Alle so reich zu machen, als das Herz es nur verlangen kann."

„Ist der Schatz noch nicht ganz in unsern Händen?" fragte der Alcalde.

„Das Kostbarste", sagte der Maure, „ist noch zurück, — eine große, mit Stahlbanden geschlossene Kiste voller Perlen und Edelsteine."

„Wir müssen diese Kiste haben, es koste, was es wolle", rief der habsüchtige Alcalde.

„Ich werde nicht mehr hinabgehen", sagte der Maure verdrießlich; „genug ist genug für einen Vernünftigen, — mehr ist überflüssig."

„Und ich", sagte der Wasserträger, „werde keine Last mehr heraufstragen, meines armen Esels Rücken zu brechen."

Da der Alcalde Befehle, Drohungen und Bitten gleich vergeblich fand, wendete er sich zu seinen Getreuen. „Helft mir", sagte er, „die Kiste heraufbringen, und ihr Inhalt soll unter uns getheilt werden." Bei diesen Worten stieg er die Treppen hinab, und zitternd und widerstrebend folgten ihm der Alguacil und der Barbier.

Der Maure sah sie kaum in der Tiefe, so verlöschte er die gelbe Kerze; der Boden schloß sich mit dem gewöhnlichen Schall, und die drei Helden blieben im Schooße der Erde vergraben.

Er eilte jetzt die verschiedenen Treppen hinauf und holte erst Athem, als er unter freiem Himmel war. Der kleine Wasserträger folgte ihm so schnell, als seine kurzen Beine es gestatteten.

„Was hast du gethan", rief Peregil, sobald er Athem geholt hatte. „Der Alcalde und die andern Zwei sind in dem Gewölbe eingeschlossen."

„Es ist der Wille Allahs!" sagte der Maure fromm.

„Und willst du sie nicht wieder befreien?" fragte der Gallego.

„Gott bewahre!" versetzte der Maure und strich sich den Bart. „Es steht in dem Buche des Schicksals geschrieben, sie sollen verzaubert bleiben, bis irgend ein künftiger Abenteurer den Bann bricht. Der Wille Gottes geschehe!" Mit diesen Worten schleuderte er das Ende der Wachskerze weit weg in das dunkle Dickicht des Thales.

Jetzt war nicht mehr zu helfen, und der Maure und der Wasserträger schritten denn mit dem reich beladenen Esel der Stadt zu. Der gute Peregil konnte sich nicht enthalten, seinen langöhrigen Arbeitsgenossen, den er so aus den Krallen der Gerechtigkeit gerettet sah, zu streicheln und zu küssen, und es steht wirklich dahin, was dem einfältigen Burschen in dem Augenblicke mehr Freude machte, das Gewinnen des Schatzes oder das Wiederfinden seines Esels.

Die zwei Glücksbrüder theilten ihre Beute freundschaftlich und redlich, nur daß der Maure, der einige Liebhaberei an Flitterstaat hatte, es einzurichten wußte, daß die Perlen, Edel-

steine und anderer Tand stets auf seinen Haufen kamen; aber dann gab er dem Wasserträger immer statt der kostbarsten Edelsteine gediegenes Gold, fünfmal so viel, womit der Letztere herzlich zufrieden war. Sie waren bedacht, sich keinen Unannehmlichkeiten auszusetzen, sondern begaben sich in andere Länder, um sich ihres Reichthums zu erfreuen. Der Maure kehrte nach Afrika in seine Vaterstadt Tetuan zurück, und der Gallego begab sich mit Frau und Kindern und seinem Esel nach Portugal. Hier wurde er unter dem Schutz und Schirm seiner Frau ein Mann von einiger Wichtigkeit; denn sie sorgte, daß der lange Körper und die kurzen Beine des würdigen kleinen Mannes mit Wamms und Hosen geschmückt wurden, setzte ihm einen Federhut auf, steckte ihm ein Schwert an die Seite und ließ ihn seinen vertraulichen Namen Peregil mit dem wohlklingenderen Titel Don Pedro Gil vertauschen. Seine Nachkommenschaft wuchs gedeihlich und fröhlichen Herzens heran, während Señora Gil, von Kopf bis zu den Füßen befranzt, bespitzt und betrottelt, und mit Ringen an allen Fingern einherging, das Muster einer schlumpigen Mode- und Putzdame wurde.

Was den Alcalden und seine Getreuen betrifft, so blieben sie unter dem großen Thurme der sieben Stockwerke vergraben und sind dort heute noch festgebannt. Wenn es jemals in Spanien an kupplerischen Barbieren, gaunerhaften Alguacils und bestechlichen Alcalden fehlt, kann man sie dort suchen; wenn sie aber so lange auf ihre Erlösung warten sollen, dann droht ihre Verzauberung bis zum jüngsten Tage zu währen.

Sage von der Rose der Alhambra, oder der Page und der Geierfalk.

Nachdem die Mauren Granada übergeben hatten, war diese herrliche Stadt eine Zeitlang der Lieblingsaufenthalt der spanischen Könige, bis sie durch rasch auf einander folgende Erdbeben, welche viele Häuser niederstürzten und die alten moslemitischen Thürme bis in ihre Tiefe erschütterten, von dort verscheucht wurden.

Viele, viele Jahre vergingen nun, und Granada wurde während der Zeit nur selten mit einem königlichen Besuche beehrt. Die Paläste des Adels standen leer und verschlossen, und die Alhambra saß, wie eine vernachlässigte Schönheit, traurig und verlassen in den aller Pflege beraubten Gärten. Der Thurm der Prinzessinnen, einst der Wohnsitz der drei schönen maurischen Königstöchter, theilte die allgemeine Verödung; die Spinne spann ruhig ihr Gewebe über die vergoldete Decke aus, und Fledermäuse und Eulen nisteten in den Gemächern, welche die Gegenwart Zayda's, Zorayda's und Zorahayda's verschönert hatte. Die Vernachlässigung dieses Thurmes mag zum Theil ihren Grund in den abergläubischen Ansichten der Bewohner haben. Es ging das Gerücht, der Geist der jungen Zorahayda, welche in diesem Thurme starb, werde oft bei Mondschein gesehen, wie er an dem Brunnen in dem Saale sitze oder trauernd um die Zinnen wandle, und die Klänge ihrer Silberlaute seien von Wanderern, die durch die Schlucht kamen, oft um Mitternacht gehört worden.

Da erhielt endlich Granada wieder königlichen Besuch. Es ist allbekannt, daß Philipp V. der erste Bourbon war, der den spanischen Scepter führte; es ist allbekannt, daß er Elisabetha oder Isabella (denn es ist dasselbe), die schöne Prinzessin von Parma, in zweiter Ehe heirathete; und es ist allbekannt, daß durch diese Kette von Begebnissen ein französischer Prinz und eine italienische Prinzessin die Insassen des spanischen Thrones wurden. Zum Empfange dieses hohen Paares wurde die Alhambra eingerichtet und in aller Eile ausgeschmückt. Die Ankunft des Hofes änderte das ganze Aussehen des kürzlich noch öden Palastes. Der Klang der Trommeln und Trompeten, das Stampfen der Rosse in den Zugängen und äußern Höfen, der Glanz der Waffen, das Flattern der Fahnen um Warte und Zinnen rief den alten, kriegerischen Ruhm der Veste zurück. Ein milderer Geist herrschte jedoch in dem königlichen Palaste. Hier rauschten seidene Gewänder und klang der vorsichtige Tritt und die leise Stimme der ehrerbietigen Höflinge in den Vorzimmern; in den Gärten wandelten Pagen und Staatsfräulein, und aus offenen Fenstern stahl sich der Klang der Musik.

In dem Gefolge der Monarchen befand sich ein Lieblingspage der Königin, Namens Ruyz de Alarcon. Wenn man ihn den Lieblingspagen der Königin nennt, so heißt dieß ihm eine Lobrede halten; denn Alle im Gefolge der schönen Elisabeth waren durch Anmuth, äußeren Reiz und geistige Gaben ausgezeichnet. Er hatte eben sein achtzehntes Jahr erreicht, war leichten, geschmeidigen Wuchses und anmuthig wie ein junger Antinous. Gegen die Königin war er ganz Ehrerbietung und Unterwürfigkeit, in seinem Herzen aber war er ein spitzbübischer Geselle, eigensinnig und von den Damen am Hofe verwöhnt, und wußte mit den Frauen weit besser umzugehen, als seine Jahre erwarten ließen.

Dieser Page streifte eines Morgens in den Lusthainen des Generalife, welche das Gebiet der Alhambra umgeben, müßig umher. Er hatte zu seiner Unterhaltung einen Lieblingsfalken der Königin mitgenommen. Da sah er bei seinem Umherschlendern einen Vogel aus dem Gebüsch auffliegen, nahm

dem Falken die Haube ab und ließ ihn fliegen. Der Falke schwang sich hoch in die Luft, stieß auf seinen Raub und schoß, da er ihn verfehlte, taub gegen den Ruf des Pagen, davon. Letzterer folgte dem flüchtigen Vogel auf seinem launenhaften Fluge mit den Augen, bis er sah, daß er auf den Zinnen eines einsamen, fernen Thurmes in den äußeren Mauern der Alhambra, an dem Rande eines Abhanges erbaut, der die königliche Veste von dem Gebiete des Generalife trennte, sich niederließ. Es war der „Thurm der Prinzessinnen".

Der Page stieg in die Schlucht hinab und näherte sich dem Thurm; aber dieser hatte keinen Eingang von dem Thälchen, und seine große Höhe machte jeden Versuch, ihn zu ersteigen, erfolglos. Er machte daher, indem er eines der Thore der Veste suchte, einen weiten Umweg gegen die innerhalb der Mauern gelegene Seite des Thurmes.

Vor dem Thurme war ein Garten, von einem Zaun von Schilf umschlossen, der mit Myrten überhangen war. Der Page öffnete ein Pförtchen und ging durch Blumenbeete und Rosengebüsch zu der Thüre. Sie war verschlossen und verriegelt; aber eine Ritze in der Thüre ließ ihn in das Innere blicken. Da sah er einen kleinen maurischen Saal mit Wänden in Stuccoarbeit, leichten Marmorsäulen und einem Alabasterbrunnen, den Blumen umgaben. In der Mitte hing ein vergoldeter Käfig mit einem Singvogel, darunter lag auf einem Stuhle eine gesprenkelte Katze, daneben eine Seidenwinde nebst andern Gegenständen weiblicher Arbeit, und eine Guitarre, mit Bändern geziert, war an den Brunnen gelehnt.

Ruyz de Alarcon staunte über diese Spuren weiblicher Zierlichkeit und Anmuth in einem einsamen und, wie er geglaubt hatte, verlassenen Thurme. Sie erinnerten ihn an die in der Alhambra umlaufenden Märchen von verzauberten Sälen, und die gesprenkelte Katze mochte wohl eine bezauberte Prinzessin sein.

Er klopfte leise an der Thüre. Ein schönes Gesicht schaute oben aus einem kleinen Fenster, zog sich aber schnell wieder zurück. Er wartete, in der Hoffnung, die Thüre würde geöffnet

werden; allein sein Harren war umsonst, kein Fußtritt ließ sich drinnen hören, — Alles blieb stumm. Hatten ihn seine Augen getäuscht, oder war die holde Erscheinung die Fee des Thurmes? Er klopfte wiederholt und lauter. Nach einer kleinen Weile blickte das strahlende Gesicht wieder heraus; es war das eines blühenden fünfzehnjährigen Mädchens.

Der Page nahm augenblicklich seine mit Federn geschmückte Mütze ab und bat in den höflichsten Ausdrücken um die Erlaubniß, den Thurm besteigen zu dürfen, um seinen Falken zu holen.

„Ich darf die Thüre nicht öffnen, Señor", erwiederte das kleine Mädchen erröthend; „meine Tante hat es verboten."

„Ich bitte Euch, schöne Maid, — es ist der Lieblingsfalke der Königin; ich darf ohne ihn nicht in den Palast zurückkehren."

„Ihr seid also einer der Hofkavaliere?"

„So ist's, schöne Maid; allein ich werde um die Gunst der Königin und um meine Stelle kommen, wenn ich den Falken verliere."

„Santa Maria! Vor euch Hofkavalieren hat mir meine Tante ganz absonderlich befohlen, die Thüre zu verriegeln."

„Ohne Zweifel vor schlechten Kavalieren; aber ich bin kein solcher, sondern ein einfacher, harmloser Page, der unglücklich und elend sein wird, wenn Ihr mir die kleine Bitte versagt."

Das Unglück des Pagen rührte das Herz des kleinen Mädchens. Es wäre doch gar zu Schade gewesen, wenn er durch die Verweigerung einer so unbedeutenden Bitte um seine Stelle gekommen wäre. Er konnte auch gewiß keines jener gefährlichen Wesen sein, welche ihre Tante als eine Art Kannibalen, stets bereit, gedankenlose Mädchen zu ihrem Raube zu machen, geschildert hatte; er war sanft und bescheiden, und stand so bittend da mit der Mütze in der Hand, und sah so schön aus.

Der schlaue Page sah, daß die Besatzung zu wanken anfing, und verdoppelte seine Bitten in so rührenden Ausdrücken, daß es nicht in der Natur eines sterblichen Mädchens gewesen wäre, ihn abzuweisen. So kam denn die kleine erröthende Wächterin des Thurmes herab und öffnete die Thüre mit bebender Hand; und war der Page bei dem flüchtigen Anschauen ihres Gesichtes

vom Fenster herab entzückt gewesen, so wurde er jetzt, als die ganze Gestalt sich ihm darstellte, ganz hingerissen.

Ihr andalusisches Leibchen und die hübsche Basquina hoben das volle, aber zarte Ebenmaß ihrer Gestalt hervor, die ihre jungfräuliche Ausbildung eben erreicht hatte. Ihr glänzendes Haar war auf der Stirn mit gewissenhafter Genauigkeit getheilt und, dem allgemeinen Gebrauche des Landes zufolge, mit einer frisch gepflückten Rose geschmückt. Es ist wahr, ihr Gesicht war von Glut einer südlichen Sonne etwas gebräunt, aber dieß diente nur dazu, die reiche Blüthe ihrer Wangen zu zeigen und den Glanz ihrer schmelzenden Augen zu erhöhen.

Ruyz de Alarcon sah alles dieß auf einen Blick; denn es kam ihm nicht zu, zu zögern; er murmelte nun seinen Dank und sprang leicht die Wendeltreppe hinauf, um nach seinem Falken zu sehen.

Bald kam er, den flüchtigen Vogel auf seiner Faust, zurück. Das Mädchen hatte sich indessen an den Brunnen im Saale gesetzt und wand Seide; aber in ihrer Erregung ließ sie die Winde auf die Erde fallen. Der Page sprang herzu und hob sie auf, ließ sich anmuthig auf die Kniee nieder und bot sie ihr dar; aber er faßte die danach langende Hand und drückte einen glühendern und inbrünstigern Kuß darauf, als er je der schönen Hand seiner Gebieterin aufgedrückt hatte.

„Ave Maria, Señor!" rief das Mädchen, vor Verwirrung und Ueberraschung noch höher erröthend; denn sie war nie auf diese Weise begrüßt worden.

Der bescheidene Page entschuldigte sich tausendmal, und versicherte sie, dieß sei bei Hofe die Weise, die tiefste Ehrfurcht und Achtung zu bezeigen.

Ihr Zorn, wenn sie ja zornig war, wurde leicht besänftigt; allein ihre Erregung und Verlegenheit blieb, und sie saß da, höher und höher erröthend, die Augen auf ihre Arbeit niedergeschlagen, und den Seidenfaden, den sie aufwinden wollte, verwirrend. Der listige Page sah die Verwirrung in dem feindlichen Lager, und hätte gern davon Gewinn gezogen, aber die schönen Reden, die er hören lassen wollte, starben ihm auf den

Lippen, und seine Artigkeitsversuche waren linkisch und ohne Erfolg; und zu seinem Befremden fand sich der gewandte Page, der mit solcher Anmuth und Ungezwungenheit mit den klügsten und erfahrensten Hofdamen verkehrt hatte, vor einem einfachen, fünfzehnjährigen Mädchen beschämt und verblüfft.

Das kunstlose Mädchen hatte in der That in ihrer Bescheidenheit und Unschuld einen bessern Schirm, als in den Riegeln und Schlössern, welche ihre sorgsame Tante vorgeschrieben hatte. Indeß wo ist die weibliche Brust, die gegen das erste Flüstern der Liebe gestählt ist? Das kleine Mädchen verstand bei aller ihrer Kunstlosigkeit Alles, was die stotternde Zunge des Pagen nicht auszudrücken im Stande war, und ihr Herz zitterte, als sie zum ersten Mal einen Liebhaber — und gar einen solchen Liebhaber, zu ihren Füßen sah.

Die Schüchternheit des Pagen war zwar ungeheuchelt, aber nur kurz, und er erlangte seine gewöhnliche Ruhe und sein Selbstbewußtsein wieder, als in der Ferne eine gellende Stimme gehört ward.

„Meine Tante kommt aus der Messe zurück!“ rief das Mädchen erschreckt: „Ich bitte, Señor, entfernt Euch!“

„Nicht eher, als bis Ihr mir die Rose in Eurem Haar als Andenken gebt.“

Sie machte die Rose hastig aus ihrem Rabenhaare los. „Nehmt“, sagte sie, verwirrt und erröthend, „aber geht, ich bitte.“ Der Page nahm die Rose und bedeckte zu gleicher Zeit die schöne Hand, welche sie gab, mit Küssen. Dann steckte er die Blume auf seine Mütze, nahm den Falken auf seine Faust und sprang durch den Garten fort, das Herz der holden Jacinta mit sich nehmend.

Als die wachsame Tante in den Thurm kam, bemerkte sie die Bewegung ihrer Nichte und eine Art Unordnung in dem Saal; allein ein erklärendes Wort genügte. „Ein Geierfalke hatte seinen Raub bis in den Saal verfolgt.“

„Gott sei uns gnädig! Ein Falke, der in den Thurm fliegt! Hat man je von einem so frechen Thiere gehört! Ei, unser Vogel im Käfig ist nicht mehr sicher.“

Die wachsame Fredegonda war eine der vorsichtigsten alten Jungfern. Sie hatte einen gehörigen Schrecken und passendes Mißtrauen in das, was sie „das entgegengesetzte Geschlecht" nannte, — Gefühle, die durch ein langes unverheirathetes Leben noch gesteigert worden waren. Nicht als wenn die gute Frau je durch die Tücken der Männer gelitten hätte, die Natur hatte ihr eine Schutzwehr in das Gesicht geprägt, welches jedes Eindringen in ihr Gebiet abhielt; aber die Frauen, die am wenigsten Grund haben, für sich besorgt zu sein, sind am ersten bereit, reizendere Nachbarinnen streng zu bewachen.

Die Nichte war die Waise eines Offiziers, der im Kriege gefallen war. Sie war in einem Kloster erzogen und neulich aus ihrem heiligen Asyl geholt und unter die unmittelbare Aufsicht ihrer Tante gegeben worden, unter deren schirmender Pflege sie in der Einsamkeit aufwuchs, wie die sich öffnende Rose unter einem Dornbusch erblüht. Diese Vergleichung ist nicht ganz zufällig; denn, die Wahrheit zu sagen, ihre Frische und sich entfaltende Schönheit hatte selbst in dieser Abgeschlossenheit das öffentliche Auge auf sich gezogen, und das umwohnende Landvolk hatte ihr mit der dem Andalusier eignen poetischen Ausdrucksweise den Namen „die Rose der Alhambra" gegeben.

Die bedächtige Tante fuhr fort, über die verführerische kleine Nichte so lange die treueste Wache zu halten, als der Hof zu Granada weilte, und sie schmeichelte sich, daß ihre Wachsamkeit erfolgreich sei. Es ist wahr, die gute Frau wurde dann und wann über das Klimpern von Guitarren und das Singen von Liedchen, die leise aus dem mondbeglänzten Gebüsch unten am Thurme heraufklangen, mürrisch und ärgerlich; aber sie ermahnte dann stets ihre Nichte, das Ohr gegen solche eitle Singerei zu schließen, indem sie sie versicherte, dieß sei einer der Kunstgriffe des „entgegengesetzten Geschlechtes", durch welche einfache Mädchen oft in ihr Verderben gelockt würden. Ach! was vermag bei einem einfachen Mädchen eine trockene Predigt gegen ein Mondschein-Ständchen.

Endlich hob König Philipp seinen Aufenthalt zu Granada auf und reiste plötzlich mit seinem ganzen Gefolge ab. Die wach-

same Fredegonda gab auf den königlichen Zug Acht, wie er aus dem Thore der Gerechtigkeit herauskam und den großen Weg, der in die Stadt führt, hinabging. Als die letzte Fahne aus ihrem Auge entschwand, wendete sie sich freudig zu dem Thurme, denn alle ihre Sorgen waren nun vorüber. Zu ihrem Erstaunen scharrte ein leichtes arabisches Pferd den Boden am Gartenpförtchen, — zu ihrem Schrecken sah sie durch das Rosengebüsch einen Jüngling in buntschmuckem Kleide zu den Füßen ihrer Nichte. Bei dem Schalle von Fußtritten bot er ihr ein zärtliches Lebewohl, sprang leicht über den Myrten- und Schilfzaun, schwang sich auf sein Roß und war augenblicklich verschwunden.

Die zärtliche Jacinta verlor in der Heftigkeit ihres Kummers jeden Gedanken an den Unwillen ihrer Tante. Sie stürzte sich in ihre Arme und brach in Seufzer und Thränen aus.

„Ay de mi!“ rief sie; „er ist fort! — er ist fort! — er ist fort! — und ich werde ihn nie wieder sehen!“

„Fort? — Wer ist fort? Was war das für ein Jüngling, den ich zu deinen Füßen sah?“

„Ein Page der Königin, Tante, der mir Lebewohl gesagt hat.“ — „Ein Page der Königin, Kind?“ wiederholte die wachsame Fredegonda schwach. „Und wann wurdest du mit einem Pagen der Königin bekannt?“

„Am Morgen, an welchem der Geierfalke in den Thurm kam. Es war der Königin Geierfalke, und er suchte ihn bei uns.“

„O albernes, albernes Mädchen! Wisse, daß es keine Geierfalken gibt, die halb so gefährlich sind, wie diese jungen windigen Pagen, und gerade so einfältige Vögel, wie du einer bist, fassen sie am ersten mit ihren Krallen.“

Die Tante war anfangs unwillig, als sie erfuhr, daß, trotz ihrer gerühmten Wachsamkeit, ein zärtlicher Verkehr von dem jungen Liebespaar fast unter ihren Augen unterhalten worden war. Als sie aber fand, daß ihre arglose Nichte, obgleich sie so, ohne den Schutz von Riegel und Schloß, den Ränken des entgegengesetzten Geschlechtes ausgesetzt war, die Feuerprobe unversengt bestanden hatte, tröstete sie sich mit der Ueberzeugung, daß solches nur den keuschen, vorsichtigen Grundsätzen zuzu-

schreiben sei, in welche sie sich so zu sagen bis an die Lippen getaucht hatte.

Während die Tante diese lindernde Salbe auf ihren Stolz legte, erinnerte sich die Nichte der oft wiederholten Schwüre der Treue des Pagen. Aber was ist die Liebe des rastlosen, umstreifenden Mannes? Ein irrer Strom, der eine Zeitlang mit jeder Blume an seinem Ufer tändelt, dann dahinfließt und sie alle in Thränen zurückläßt!

Tage, Wochen, Monden verflossen, und keine Kunde kam von dem Pagen. Die Granate reifte, die Rebe bot ihre Frucht, die Herbstregen stürzten in Strömen von den Bergen nieder; die Sierra Nevada umkleidete sich mit ihrem schneeigen Mantel, und die Winterstürme heulten durch die Säle der Alhambra — immer kam er nicht. Der Winter verging. Wieder brach der muntere Frühling hervor, von Gesang, Blüthen und duftigen Zephyren begleitet; der Schnee schmolz auf den Bergen, bis keiner mehr blieb als der auf dem luftigen Gipfel der Nevada, der durch die warme Sommerluft glänzte. Allein immer ließ sich nichts von dem vergeßlichen Pagen hören.

Unterdessen wurde die arme kleine Jacinta blaß und gedankenvoll. Sie gab ihre früheren Beschäftigungen und Vergnügen auf, ihre Seide lag verwirrt da, die Guitarre unbezogen, ihre Blumen wurden vergessen, die Töne ihres Vogels überhört und ihre sonst so glänzenden Augen waren von heimlichem Weinen getrübt. Wenn irgend eine Einsamkeit geeignet ist, die Leidenschaft eines liebesiechen Mädchens zu nähren, so ist es ein Ort wie die Alhambra, wo Alles dazu beiträgt, zärtliche, romantische Träumereien zu erzeugen. Sie ist ein wahres Paradies für Liebende: wie traurig daher, in einem solchen Paradies allein zu sein, — und nicht nur allein, sondern verlassen!

„Ach, albernes Kind", — sagte wohl die gesetzte, unbefleckte Fredegonda, wenn sie ihre Nichte in ihrer trüben Laune sah, — „habe ich dich nicht vor den Listen und Tücken dieser Männer gewarnt? Was konntest du denn auch von dem Abkömmling einer stolzen ehrgeizigen Familie erwarten? — Du, eine Waise, der Sprößling eines gesunkenen, verarmten Geschlechtes? Sei überzeugt,

wenn der Jüngling auch treu wäre, würde sein Vater, einer der stolzesten Edeln am Hofe, seine Verbindung mit einem so niedrigen, armen Wesen, wie du bist, untersagen. Fasse daher Muth und scheuche diese eiteln Gedanken aus deinem Kopfe."

Die Worte der unbefleckten Fredegonda dienten nur, die Schwermuth ihrer Nichte zu vermehren, aber sie suchte ihr im Stillen nachzuhängen. Als sich einst spät in einer Sommernacht ihre Tante zur Ruhe begeben hatte, blieb sie allein in dem Saale des Thurmes an dem Alabasterbrunnen sitzen. Hier hatte der treulose Page zuerst geknieet und ihre Hand geküßt; hier hatte er ihr so oft ewige Treue geschworen. Des armen kleinen Mädchens Herz war übervoll von traurigen und zärtlichen Erinnerungen, ihre Thränen begannen zu fließen und fielen langsam, Tropfen um Tropfen, in den Brunnen. Allmählich bewegte sich das Wasser, sprudelte auf, wogte hin und her, bis eine weibliche Gestalt, reich in maurische Gewänder gekleidet, sich langsam emporhob.

Jacinta erschrak so, daß sie aus dem Saale floh und nicht mehr zurückzukehren wagte. Am nächsten Morgen erzählte sie ihrer Tante, was sie gesehen hatte; aber die gute Frau betrachtete es für ein Schattenbild ihres beunruhigten Geistes oder dachte, sie sei eingeschlafen und habe an dem Brunnen geträumt. „Du hast an die Geschichte der drei maurischen Prinzessinnen gedacht, welche einst in diesem Thurme wohnten", fuhr sie fort, „und dieß ging in deine Träume über."

„Welche Geschichte, Tante? Ich weiß nichts davon."

„Du hast gewiß von den drei Prinzessinnen Zayda, Zorayda und Zorahayda gehört, welche von dem König, ihrem Vater, in diesen Thurm gesperrt wurden und mit drei christlichen Rittern zu fliehen beschlossen. Die zwei ersten flohen auch wirklich, aber die dritte verließ der Muth, und man sagt, sie sei in diesem Thurme gestorben."

„Ich erinnere mich jetzt, davon gehört zu haben", sagte Jacinta; „ja, ich habe über das Schicksal der holden Zorahayda oft geweint."

„Wohl magst du über ihr Schicksal weinen", fuhr die Tante

fort; „denn Zorahayda's Geliebter war dein Vorfahr. Er trauerte lange um seine maurische Liebe, aber die Zeit heilte ihn von seinem Gram, und er heirathete eine spanische Dame, von welcher du abstammst."

Jacinta dachte über diese Worte nach. „Was ich gesehen habe, ist kein Hirngespinnst", sagte sie zu sich, „ich weiß es gewiß. Wenn es in der That der Geist der holden Zorahayda ist, der, wie ich höre, in diesem Thurme wandert, — wovor sollte mir bangen? Ich will heute Nacht am Brunnen bleiben, — vielleicht erscheint sie mir noch einmal."

Gegen Mitternacht, als Alles ruhig war, setzte sie sich wieder in den Saal. Wie die Glocke in dem fernen Wartthurme der Alhambra die Stunde der Mitternacht verkündete, bewegte sich das Wasser des Brunnens abermals, es sprudelte und wogte, bis das maurische Weib wieder emporstieg. Sie war jung und schön; ihr Kleid war reich an Juwelen, und in der Hand hielt sie eine silberne Laute. Jacinta zitterte und war einer Ohnmacht nahe. Aber die sanfte, klagende Stimme der Erscheinung und der liebliche Ausdruck ihres blassen schwermüthigen Gesichtes beruhigten sie.

„Tochter der Sterblichen", sagte sie, „was fehlt dir? Warum trüben deine Thränen meinen Brunnen, und stören deine Seufzer und Klagen die friedlichen Stunden der Nacht?"

„Ich weine über die Treulosigkeit eines Mannes und klage um mein einsames, verlassenes Loos."

„Tröste dich; deine Sorgen können noch ein Ende finden. Du siehst eine maurische Prinzessin vor dir, welche, wie du, in ihrer Liebe unglücklich war. Ein christlicher Ritter, dein Ahnherr, gewann mein Herz und würde mich in sein Heimatland und den Schooß seiner Kirche gebracht haben. In meinem Herzen war ich eine Bekehrte, aber mir fehlte ein Muth, der meinem Glauben gleich gewesen wäre, und ich zauderte, bis es zu spät war. Deßwegen haben die bösen Geister Gewalt über mich und halten mich in diesem Thurm gebannt, bis ein reiner Christ den Zauber bricht. Willst du dieß unternehmen?"

„Ich will", antwortete das Mädchen zitternd.

„So komm hierher und fürchte nichts, tauche deine Hand in den Brunnen, besprenge mich mit dem Wasser und taufe mich nach der Sitte deines Glaubens; so wird der Zauber vernichtet werden und mein irrer Geist Ruhe finden."

Das Mädchen näherte sich wankenden Schrittes, tauchte ihre Hand in den Brunnen, nahm Wasser in die hohle Hand und sprengte es über das blasse Antlitz der Erscheinung.

Diese lächelte mit unaussprechlicher Milde. Sie ließ ihre Silberlaute zu Jacinta's Füßen fallen, faltete ihre weißen Arme über ihren Busen und verschwand; es war bloß, als wenn ein Schauer von Thautropfen in den Brunnen gefallen wäre.

Voll Staunen und Schrecken verließ Jacinta den Saal. Sie schloß diese Nacht kaum ein Auge, und als sie mit Tagesanbruch aus einem unruhigen Schlaf erwachte, schien ihr das Ganze einem Fiebertraum ähnlich. Als sie aber in den Saal hinab ging, zeigte sich die Wahrheit der Erscheinung; denn sie sah neben dem Brunnen die Silberlaute im Morgensonnenscheine glänzen.

Sie eilte zu ihrer Tante, um ihr Alles zu erzählen, was ihr begegnet war, und forderte sie auf, die Laute als Beweis der Wirklichkeit ihrer Erzählung zu betrachten. Wenn die gute Frau ja noch einige Zweifel hatte, so wurden diese zerstreut, als Jacinta das Instrument berührte; denn sie entlockte demselben so hinreißende Töne, daß selbst die eisige Brust der unbefleckten Fredegonda, diese Region ewigen Winters, aufthaute und sich freudig erschloß. Nur eine übernatürliche Musik vermochte eine solche Wirkung hervorzubringen.

Die außerordentliche Macht der Laute wurde täglich bemerkbarer. Der Wanderer, der an dem Thurme vorbeikam, blieb in athemlosem Entzücken so zu sagen festgezaubert. Selbst die Vögel sammelten sich auf den benachbarten Bäumen und lauschten, ihrer eigenen Lieder vergessend, in stummem Entzücken.

Das Gerücht verbreitete die Neuigkeit bald weiter. Die Bewohner Granada's strömten zu der Alhambra, um einige Töne der herrlichen Musik zu erhaschen, die um den Thurm der Prinzessinnen erscholl.

Die liebliche kleine Künstlerin wurde endlich ihrer Einsam-

keit entrückt. Die Reichen und Mächtigen des Landes stritten sich, sie zu bewirthen und mit Ehren zu überhäufen, oder vielmehr, sich den Zauber ihrer Laute zu sichern, um die Modewelt in Schaaren in ihre Säle zu locken. Wohin sie ging, hielt ihre sorgsame Tante die Wache eines Drachen an ihrer Seite und schreckte den Strom verliebter Bewunderer, die entzückt an ihrem Gesange hingen, zurück. Die Sage von ihrer wundervollen Gabe ging von Stadt zu Stadt. Malaga, Sevilla, Cordova, — alle wurden nach und nach in den Strudel hineingerissen, und man sprach in ganz Andalusien von nichts mehr als von der schönen Künstlerin der Alhambra. Wie konnte es auch bei einem so musikalischen und verliebten Volke, wie die Andalusier, anders sein, — da die Macht der Laute magisch und die Künstlerin von Liebe begeistert war?

Während ganz Andalusien so musiktoll war, herrschte an dem spanischen Hofe eine ganz andere Stimmung. Philipp V. war, wie wohl bekannt ist, ein unglücklicher Hypochondrist und allen Arten von Grillen unterworfen. Manchmal blieb er wochenlang im Bette und ächzte in eingebildeten Schmerzen. Ein anderes Mal bestand er darauf, dem Throne entsagen zu wollen, zum großen Aerger seiner königlichen Gemahlin, die für den Glanz des Hofes und die Glorie einer Krone ziemlich viel Neigung hatte und das Scepter ihres kindlichen Gemahls mit kluger und fester Hand führte.

Nichts zeigte sich wirksamer, die königlichen Schwindel zu verscheuchen, als die Macht der Musik; der König sorgte daher, die besten Sänger und Tonkünstler zur Hand zu haben, und behielt den berühmten italienischen Sänger Farinelli als eine Art königlichen Leibarztes bei Hofe.

In dem Augenblicke jedoch, von welchem wir sprechen, hatte sich in dem Kopfe dieses weisen und erlauchten Bourbons eine Grille festgesetzt, welche alle früheren Einfälle übertraf. Nach einer langen, eingebildeten Krankheit, die allen Arien Farinell's und den Berathungen eines ganzen Orchesters von Hofgeigern Trotz bot, gab der Monarch in Gedanken den Geist auf und hielt sich für maustodt.

Dieß wäre ziemlich harmlos, ja der Königin und den Höflingen selbst ganz gelegen gewesen, wenn er sich bequemt hätte, in der für einen Todten passenden Ruhe zu bleiben. Zu ihrer Qual bestand er darauf, die Leichenceremonien mit sich vorgenommen sehen zu wollen, und begann zu ihrer unaussprechlichen Verwirrung ungeduldig zu werden und über ihre Nachlässigkeit und Geringschätzung, ihn so lange unbegraben zu lassen, bitter zu schelten. Was war zu thun? Den bestimmten Befehlen des Königs nicht zu gehorchen, war in den Augen der dienstwilligen Höflinge etwas Abscheuliches, — aber ihnen zu gehorchen und ihn lebendig zu begraben, wäre doch offenbarer Königsmord gewesen.

Mitten in dieser fürchterlichen Verlegenheit erreichte das Gerücht von einer Künstlerin, die ganz Andalusien den Kopf verdrehte, den Hof. Die Königin sandte in aller Eile Boten ab, sie nach St. Ildefonso zu bescheiden, wo damals der Hof residirte.

Als einige Tage darauf die Königin mit ihren Staatsdamen in jenen prächtigen Gärten lustwandelte, welche mit ihren Gängen, Terrassen und Brunnen den Ruhm von Versailles auszustechen bestimmt waren, wurde die weitberühmte Künstlerin vor sie geführt. Die königliche Elisabeth blickte erstaunt auf das jugendliche, anspruchslose Aeußere des kleinen Wesens, welches der Welt den Kopf verrückte. Sie war in ihrer malerischen andalusischen Tracht, hielt ihre Silberlaute in der Hand und stand mit bescheiden gesenkten Augen, aber in einer Einfachheit und Frische der Schönheit da, welche in ihr stets noch „die Rose der Alhambra" ankündigte.

Wie gewöhnlich war sie von der immer wachsamen Fredegonda begleitet, welche der wißbegierigen Königin die ganze Geschichte ihrer Abstammung und Herkunft erzählte. Wenn die hohe Elisabeth von Jacinta's Aeußerem freundlich angesprochen worden war, so freute sie sich noch mehr, als sie erfuhr, daß sie aus einem verdienten, obgleich herabgekommenen Geschlechte stammte, und daß ihr Vater im Dienste der Krone als braver Krieger gefallen war. „Wenn dein Talent deinem Rufe gleich kommt", sagte sie, „und du diesen bösen Geist bannen kannst, der

in deinem Könige wohnt, soll fortan dein Glück meine Sorge sein, und Ehren und Reichthum werden dich erwarten."

Ungeduldig, ihre Geschicklichkeit zu erproben, begab sie sich alsbald in das Gemach ihres launenvollen Gemahls.

Durch Reihen von Wachen und Schaaren von Höflingen folgte Jacinta mit gesenktem Auge. Sie kamen endlich in ein großes Gemach, das schwarz ausgelegt war. Die Fenster waren geschlossen, um kein Taglicht eindringen zu lassen; eine Anzahl gelber Wachskerzen auf silbernen Leuchtern verbreiteten ein düsteres Licht und zeigten schwach die Gestalten von Dienern in Trauerkleidern und von Höflingen, die mit geräuschlosem Schritt und verzweifeltem Gesi chte umher schlichen. In der Mitte lag auf einem Paradebett, die Hände auf der Brust gefaltet und bis zur Spitze der Nase verhüllt, der gern begraben-sein-wollende Monarch ausgestreckt.

Die Königin trat schweigend in das Gemach, zeigte auf einen Schemel in einem dunkeln Winkel und winkte Jacinta, sich niederzulassen und die Wirkung ihres Spiels zu versuchen.

Anfangs rührte sie die Laute mit bebender Hand, dann aber faßte sie Muth, und erregt während des Spiels, ließ sie eine so himmlische Musik hören, daß alle Anwesenden vor Staunen und Entzücken außer sich waren. Der Monarch aber, der sich bereits in der Welt der Geister glaubte, dachte die Musik der Engel oder der Sphären zu hören. Allmählich wechselte der Vortrag, und die Stimme der Künstlerin begleitete das Instrument. Sie sang eine der alten Balladen von dem ehemaligen Ruhm der Alhambra und den Thaten der Mauren. Ihre ganze Seele ging in den Vortrag ein; denn mit den Erinnerungen an die Alhambra war die Geschichte ihrer Liebe verwebt. Das Todtengemach hallte von dem belebenden Gesange wieder, — er fand den Weg in das düstere Herz des Königs. Er hob sein Haupt und schaute rund um; er richtete sich in seinem Bette auf, sein Auge begann zu glänzen, — endlich sprang er auf den Boden und rief nach Schild und Schwert.

Der Triumph der Musik, oder vielmehr der bezauberten Laute, war vollkommen; der Geist der Schwermuth war

verscheucht, und gewissermaßen ein Todter in das Leben zurückgerufen worden. Die Fenster des Gemaches wurden geöffnet; der strahlende Glanz spanischen Sonnenscheins drang in die gewesene Todtenkammer; alle Augen suchten die holde Zauberin; aber die Laute war aus ihrer Hand gefallen, sie selbst war zu Boden gesunken, und im nächsten Augenblick drückte sie Ruyz de Alarcon an seine Brust.

Die Hochzeit des glücklichen Paares wurde bald darauf mit großem Glanze gefeiert; doch still — ich höre den Leser fragen, wie Ruyz de Alarcon sein langes Schweigen entschuldigte? O, daran war allein der Widerstand eines stolzen, eigensinnigen, alten Vaters Schuld; außerdem aber kommen junge Leute, die einander wirklich lieb haben, bald zu einem freundlichen Einverständniß und vergessen beim Wiedersehen alle frühern Beschwerden.

Aber wie kam es, daß der stolze, eigensinnige Vater in die Heirath willigte?

Nun, ein oder zwei Worte der Königin verscheuchten bald alle seine Bedenklichkeiten, besonders da es Würden und Belohnungen auf den blühenden Liebling der Königin regnete. Ueberdieß besaß, wie Ihr wißt, Jacinta's Laute eine Zaubermacht, welche über den eigensinnigsten Kopf und die härteste Brust gebieten konnte.

Und was wurde aus der bezauberten Laute?

Ja, dieß ist das Allermerkwürdigste bei der Sache und beweist offenbar die Wahrheit der ganzen Geschichte. Diese Laute blieb eine Zeitlang in der Familie, wurde dann aber von dem großen Sänger Farinelli, wie man glaubte, aus bloßer Eifersucht entwendet und weggebracht. Nach seinem Tode kam sie in Italien an andere Besitzer, welche mit ihrer geheimnißvollen Macht unbekannt waren, das Silber einschmolzen und mit den Saiten eine alte Cremoneser Geige bezogen. Die Saiten haben noch etwas von ihrer magischen Kraft. Ein Wort in des Lesers Ohr, aber erzählt es nicht weiter, — diese Geige bezaubert jetzt die ganze Welt, — es ist die Geige Paganini's.

Sage von den zwei verschwiegenen Statuen.

In einem öden Gemache der Alhambra wohnte einst ein lustiger kleiner Bursche, Namens Lope Sanchez, der in den Gärten arbeitete und so munter und lebendig war wie ein Grashüpfer und den ganzen Tag sang. Er war das Leben und die Seele der Veste. Wenn seine Arbeit vollbracht war, saß er auf einer der steinernen Bänke der Esplanade, klimperte auf seiner Guitarre und sang lange Lieder auf Cid und Bernardo del Carpio und Fernando del Pulgar und andere spanische Helden, zur Unterhaltung der alten Soldaten der Veste, oder er schlug einen fröhlicheren Ton an und ließ die Mädchen Boleros und Fandangos tanzen.

Wie die meisten kleinen Leute hatte Lope Sanchez eine große dralle Person zur Frau, welche ihn fast in ihre Tasche stecken konnte; allein das gewöhnliche Loos der Armen war ihm nicht zu Theil geworden, — statt zehn Kinder hatte er nur eines. Es war ein kleines, schwarzäugiges Mädchen von zwölf Jahren, Sanchica genannt, so lustig wie er und die Freude seines Herzens. Sie spielte um ihn, wenn er in dem Garten arbeitete, tanzte zu den Tönen seiner Guitarre, wenn er im Schatten saß, und lief so wild wie ein junges Reh in dem Gebüsch, den Alleen und den verfallenen Sälen der Alhambra umher.

Es war jetzt St. Johannes-Abend, und die feiertagfrohen Plaudermäuler der Alhambra, Männer, Weiber und Kinder, kamen mit der Nacht den Sonnenberg, der sich über das Generalife erhebt, herauf, um auf dem abgeplatteten Gipfel ihre Mitte-Sommer-Nachtwache zu feiern. Es war eine glänzende

Mondscheinnacht, und alle Berge waren grau und silbern, und die Stadt lag mit ihren Kuppeln und Kirchthürmen im Schatten drunten, und die Vega glich einem Feenland mit bezauberten Bächen, welche aus dem düstern Laubwerk hervorglänzten. Auf der höchsten Höhe des Berges zündeten sie, nach einer alten Landessitte, die sich von den Mauren herschrieb, Freudenfeuer an. Die Bewohner der umliegenden Gegend hielten eine ähnliche Nachtwache, und auf der Vega und den Seiten der Berge entlang glänzten da und dort Feuer blaß empor.

Lope Sanchez, der nie vergnügter war als bei einer Festlichkeit dieser Art, spielte Guitarre, man tanzte dazu, und der Abend verging sehr heiter. Während getanzt wurde, spielte die kleine Sanchica mit einigen ihrer Genossinnen in den Trümmern einer alten maurischen Veste, welche den Berg krönt, und fand, während sie Steinchen in dem Graben suchte, eine kleine, sorgfältig in Gagat geschnittene Hand, die Finger geschlossen und den Daumen fest auf sie gedrückt. Ueberfroh über ihr Glück, lief sie mit ihrem Funde zu der Mutter. Er wurde sogleich ein Gegenstand klugen Nachdenkens, und Manche betrachteten ihn mit abergläubischem Mißtrauen. „Wirf's weg", — sagte der Eine, — „es ist maurisch, — sei überzeugt, da ist Unheil und Hexerei dabei." — „Ich dachte!" sagte ein Anderer; „geh hin und verkauf' es den Juwelieren des Zacatins." Mitten in dieser Verhandlung trat ein dunkelbrauner, alter Soldat herzu, der in Afrika gedient hatte und einem Mohren glich. Er untersuchte die Hand mit einem Kennerblick. „Ich habe Dinge dieser Art bei den Mauren der Berberei gesehen", sagte er: „es ist ein kräftiges Mittel gegen das Scheelauge*) und alle Arten von Zauber- und Hexenwerk. Ich wünsche Euch Glück, Lope, das bedeutet Eurem Kinde etwas Gutes."

Als Sanchez' Weib dieß hörte, band sie die kleine Gagathand an ein Band und hing es ihrem Töchterchen um den Hals.

Der Anblick dieses Talismans erinnerte an alle die beliebten abergläubischen Märchen von den Mauren. Der Tanz

*) Das Scheelauge schadet, als bezaubernder Blick, den Kindern. Sehr verbreiteter Aberglauben im Morgenlande.

wurde vernachlässigt, und sie setzten sich in Gruppen auf den Boden und erzählten sich alte Geschichten, die sie von ihren Voreltern gehört hatten. Einige dieser Erzählungen drehten sich um die Wunder eben dieses Berges, auf welchem sie saßen und der als Zauber- und Hexenrevier berühmt ist. Eine alte Frau gab eine weitläufige Schilderung von dem Palaste in den Eingeweiden dieses Berges, wo der Sage nach Boabdil und sein ganzer maurischer Hof festgebannt sind. „Unter jenen Trümmern", sagte sie; auf einige zerfallene Mauern und Erdwälle an einem fernen Theil des Berges deutend, „ist ein tiefes, dunkles Loch, das weit, weit in das Herz des Berges niedergeht. Um alles Geld von Granada möchte ich nicht hineinsehen. Eines Tages hütete ein armer Mann auf der Alhambra Ziegen auf diesem Berg und kletterte in das Loch hinab einem Zieglein nach, das hinein gefallen war. Ganz wild und stier kam er wieder heraus und erzählte von dem, was er gesehen hatte, Dinge, daß Jeder glaubte, er sei toll geworden. Er faselte einige Tage von den gespenstischen Mauren, die ihn in der Höhle verfolgt hätten, und konnte kaum überredet werden, seine Ziegen wieder auf den Berg zu treiben. Er that dieß endlich, aber ach, der arme Mann! er kam nie wieder herab. Die Nachbarn fanden seine Ziegen um die maurischen Trümmer weiden, sein Hut und Mantel lagen in der Nähe des Loches, aber von ihm war nichts mehr zu hören.

Die kleine Sanchica lauschte dieser Geschichte mit athemloser Aufmerksamkeit. Sie war neugierigen Charakters und fühlte sogleich ein mächtiges Sehnen, in diese gefährliche Tiefe zu schauen. Sie stahl sich von ihren Gespielinnen weg, suchte die entfernten Trümmer, und nachdem sie eine Zeitlang unter ihnen herumgekrochen war, kam sie an eine kleine Aushöhlung oder Becken, nahe der Spitze des Berges, wo er sich steil in das Thal des Darro hinabsenkt. In der Mitte dieses Beckens gähnte die Oeffnung jenes Loches. Sanchica wagte sich an den Rand und schaute hinein. Alles war schwarz wie Pech und bot ein Bild unermeßlicher Tiefe. Ihr Blut ward zu Eis; sie ging zurück, blickte wieder hin, wollte weglaufen und warf noch einen Blick

hinein, — selbst das Schauderhafte der Sache war anlockend. Zuletzt rollte sie einen großen Stein herbei und warf ihn über den Rand. Eine Zeilang fiel er lautlos; dann traf er auf felsige Vorsprünge, und sie hörte ein starkes Krachen, dann sprang er rumpelnd und polternd von einer Seite zur andern, mit donnerähnlichem Lärm, fiel endlich tief, tief unten in das Wasser — und Alles war wieder still. Dieses Schweigen dauerte aber nicht lange. Es schien, als wäre Etwas in diesem öden Schlunde wach geworden. Ein murmelnder Ton erhob sich nach und nach aus der Tiefe, wie das Summen eines Bienenstocks. Es wurde lauter und lauter; es war ein Getös von Stimmen, wie das Murmeln einer fernen Menge, und ein schwaches Klirren von Waffen, Cymbelnklang und Trompetenschall, als wenn der Herr in den Eingeweiden des Berges sich zur Schlacht fertig mache.

Mit stummen Schrecken ging das Kind weg und eilte zu der Stelle, wo es seine Eltern und Gespielinnen gelassen hatte. Alle waren fort. Das Freudenfeuer war am Erlöschen, und die letzten Rauchwolken kräuselten sich im Mondschein empor. Die fernen Feuer, welche auf der Vega und den Bergen entlang gelodert hatten, waren alle erloschen, und rings schien Alles in Ruhe versunken zu sein. Sanchica rief ihre Eltern und einige ihrer Gespielinnen bei den Namen, erhielt aber keine Antwort. Sie lief die Seite des Berges hinab und die Gärten des Generalife entlang, bis sie in die Baumgänge kam, welche zur Alhambra führen, und wo sie sich auf eine Bank im Gebüsch setzte, um Athem zu schöpfen. Die Glocke in dem Wartthurm der Alhambra schlug Mitternacht. Es herrschte eine tiefe Ruhe, als wenn die ganze Natur schliefe, nur daß ein ungesehener Bach, der unter der Halle des Buschwerks dahinfloß, einen leisen Klang hören ließ. Die ruhige Lieblichkeit der Nachtluft wiegte sie in Schlaf, als ihr Auge von einem Glanze in der Entfernung getroffen ward, und sie zu ihrem Staunen einen langen Reiterzug maurischer Krieger erblickte, welche die Bergseite hinab und die laubigen Gänge entlang eilten. Einige waren mit Lanzen und Schildern bewaffnet, andere mit Säbeln und Hellebarden

und mit polirten Harnischen, welche im Mondschein glänzten. Ihre Rosse hoben sich stolz und knirschten auf ihr Gebiß, aber ihr Schritt brachte nicht mehr Klang hervor, als wenn ihre Hufe mit Filz belegt gewesen wären, und die Reiter waren alle blaß wie der Tod. Unter ihnen ritt eine schöne Dame mit einer Krone auf dem Haupt und langen, goldnen, mit Perlen durchflochtnen Locken. Die Schabracke ihres Zelters war von Scharlachsammt mit Gold gestickt und schleifte auf dem Boden. Aber sie ritt ganz trostlos dahin und heftete ihre Augen stets auf den Boden.

Dann folgte ein Zug von prachtvoll in Gewänder und Turbane von verschiedenen Farben gekleideten Höflingen, und in ihrer Mitte ritt auf einem weißen Rosse König Boabdil el Chico, in einem königlichen, mit Juwelen bedeckten Mantel und eine von Diamanten funkelnde Krone auf dem Haupte. Die kleine Sanchica erkannte ihn an seinem gelben Bart und an der Aehnlichkeit mit seinem Porträt, das sie oft in der Gemälde-Gallerie des Generalife gesehn hatte. In Staunen und Bewunderung sah sie auf dieses königliche Gepränge. das glänzend unter den Bäumen vorüber zog; aber obgleich sie wußte, daß diese Monarchen und Höflinge und Krieger, die so blaß aussahen, außer dem gewöhnlichen Kreis der Natur standen und nichts als Zauber- und Hexenwerk waren, schaute sie doch kühnen Herzens auf sie; solchen Muth gab ihr der geheimnißvolle Talisman der Hand, der um ihren Hals hing.

Als der Reiterzug vorüber war, stand sie auf und folgte. Er ging durch das große Thor der Gerechtigkeit, das weit offen stand; die alten Invaliden, welche die Wache hatten, lagen auf den Steinbänken des Thurmes, in tiefen, augenscheinlich bezauberten Schlaf begraben, und das Schattengepränge schwebte geräuschlos mit fliegendem Banner und stattlicher Haltung an ihnen vorüber. Sanchica war ihnen gefolgt; aber zu ihrem Staunen sah sie in dem Thurm eine Oeffnung in der Erde, welche in die Tiefe desselben hinabführte. Sie trat ein wenig näher und wurde ermuthigt, weiter zu schreiten, als sie rohe Tritte in den Felsen gehauen und einen gewölbten Gang fand,

welcher da und dort mit silbernen Lampen erhellt war, die Licht und lieblichen Duft zugleich ausströmten. Sie wagte sich weiter und kam zuletzt an einen großen Saal, welcher in der Tiefe des Berges eingehauen und prachtvoll im maurischen Stile ausgeschmückt und durch Lampen von Silber und Krystall erleuchtet war. Hier saß auf einer Ottomane ein alter Mann in maurischer Tracht, mit einem langen, weißen Barte, schläfrig nickend und einen Stab in der Hand haltend, der ihm stets aus den Fingern schlüpfen zu wollen schien. In einiger Entfernung saß eine schöne Dame in altspanischer Tracht, mit einer kleinen, von Diamanten ganz funkelnden Krone, die Locken mit Perlen durchflochten und einer silbernen Laute sanfte Töne entlockend. Die kleine Sanchica erinnerte sich nun einer Geschichte, welche sie von den alten Leuten der Alhambra hatte erzählen hören, und welche eine gothische Prinzessin betraf, die ein alter arabischer Zauberer in die Mitte des Berges eingeschlossen hatte, wo sie ihn durch die Gewalt der Musik in einen magischen Schlaf gebannt hielt.

Die Dame hielt erstaunt inne, als sie eine Sterbliche in dem bezauberten Saal sah. „Ist es der heilige Johannis-Abend?“ sagte sie.

„So ist's“, versetzte Sanchica.

„Dann ist für eine Nacht der magische Zauber aufgehoben. Komm hierher, Kind, und fürchte dich nicht! Ich bin eine Christin, wie du, obgleich mich ein Zauber hier fesselt. Berühre mit dem Talisman, der an deinem Halse hängt, meine Fesseln, und ich werde diese Nacht frei sein.“

Bei diesen Worten öffnete sie ihre Gewänder und zeigte einen breiten goldnen Ring, der ihren Leib umschloß, und eine goldene Kette, welche sie an den Boden fesselte. Das Kind zauderte nicht, die kleine Gagathand an den goldnen Ring zu halten, und augenblicklich fiel die Kette zu Boden. Bei dem Klang erwachte der Alte und rieb sich die Augen; aber die Dame ließ ihre Finger über die Saiten der Harfe gleiten, und er fiel wieder in Schlaf und begann zu nicken und sein Stab in seiner Hand zu schwanken. „Jetzt“, sagte die Dame, „berühre seinen

Stab mit deiner zauberreichen Gagathand.“ Das Kind that so, und er fiel aus seiner Hand, und der Alte sank in tiefen Schlaf auf die Ottomane. Die Dame legte ihre Laute nun auf die Ottomane und lehnte sie gegen den Kopf des schlafenden Zauberers; dann berührte sie die Saiten, bis die Töne an seinem Ohr anschlugen, und sagte: „O mächtiger Geist der Musik, halte seine Sinne so gefangen, bis der Tag wiederkehrt! Nun folge mir, mein Kind“, fuhr sie fort, „und du sollst die Alhambra sehen, wie sie war in ihren glorreichen Tagen, denn du hast einen magischen Talisman, der allen Zauber enthüllt.“ Stumm folgte Sanchica der Dame. Sie gingen durch die Oeffnung der Höhle in den Gang des Thores der Gerechtigkeit und von da auf die Plaza de los Algibes, oder die Esplanada innerhalb der Veste. Diese war mit maurischen Kriegern, Fußvolk und Reiterei, in Schaaren geordnet und die Fahnen entrollt, angefüllt. Auch standen an dem Portal königliche Wachen und Reihen afrikanischer Schwarzen mit gezogenen Säbeln. Niemand sprach ein Wort, und Sanchica folgte ihrer Führerin furchtlos. Ihr Staunen wuchs, als sie in den königlichen Palast trat, in welchem sie aufgewachsen war. Der helle Mondschein erleuchtete alle Säle und Höfe und Gärten, als wär' es Tag, zeigte aber ein Schauspiel, das sich von dem, was sie hier zu sehen gewöhnt war, sehr unterschied. Die Wände der Gemächer waren nicht mehr von der Zeit befleckt und aufgerissen. Statt der Spinnenweben hingen reiche Seidenzeuge von Damaskus hier, und die Vergoldungen und arabischen Malereien hatten ihren ursprünglichen Glanz und ihre Frische wieder. Statt der leeren, schmucklosen Säle standen nun Divane und Ottomanen von den reichsten Stoffen da, mit Perlen besetzt und mit köstlichen Steinen ausgelegt, und alle Brunnen in den Höfen und Gärten sprangen.

Die Küchen waren wieder in voller Thätigkeit, die Köche bereiteten geschäftig Schattengerichte und rösteten und brieten die Phantome von Hühnern und Schnepfen; Diener eilten aus und ein, Silberschüsseln mit Leckereien tragend und ein kostbares Mahl herrichtend. Der Löwenhof war voller Wachen und

Höflinge und Alfaquis*), wie in den alten Zeiten der Mauren; und an dem obern Ende des Saales der Gerechtigkeit saß Boabdil auf seinem Throne, von seinem Hofe umgeben und diese Nacht ein Schattenscepter schwingend. Ungeachtet dieses Gedränges und scheinbaren Durcheinanders war keine Stimme, kein Fußtritt zu hören; nichts unterbrach das mitternächtliche Schweigen als das Plätschern der Brunnen. Die kleine Sanchica folgte ihrer Führerin in stummem Staunen durch den Palast, bis sie an ein Thor kamen, welches zu den gewölbten Gängen unter dem großen Thurme des Comares führte. An jeder Seite des Thores saß die Gestalt einer Nymphe von Alabaster. Ihre Köpfe waren seitwärts gewendet und ihre Blicke auf dieselbe Stelle in dem Gewölbe gerichtet. Die bezauberte Dame stand still und winkte das Kind zu sich. „Hier", sagte sie, „ist ein großes Geheimniß, und ich will es dir zum Lohn für deine Treue und deinen Muth enthüllen. Diese verschwiegenen Statuen bewachen einen großen Schatz, den ein alter Maurenkönig hier verborgen hat. Sage deinem Vater, er soll die Stelle suchen, auf welche ihre Augen gerichtet sind, und er wird etwas finden, das ihn reicher machen wird, als irgend ein Mann zu Granada ist. Deine unschuldigen Hände aber allein können, da du auch in dem Besitze des Talismans bist, den Schatz heben. Heiß deinen Vater ihn klug anwenden und einen Theil davon zum Lesen täglicher Messen für die Befreiung meiner Seele aus diesem unheiligen Zauber bestimmen."

Als die Dame diese Worte gesprochen hatte, führte sie das Kind weiter zu dem kleinen Garten der Lindarara, der nahe bei dem Gewölbe der Statuen ist. Der Mond zitterte auf den Wellen des einsamen Brunnens in der Mitte des Gartens und goß ein zartes Licht auf die Orangen- und Citronenbäume. Die schöne Dame riß einen Myrtenzweig ab und flocht ihn um den Kopf des Kindes. „Laß dir dieß ein Andenken an das sein", sagte sie, „was ich dir entdeckt habe, und ein Beweis von dessen Wahrheit. Meine Stunde ist gekommen, — ich muß in den

*) Maurische Priester.

bezauberten Saal zurückkehren; folge mir nicht, damit dir kein Unglück begegne, — lebe wohl. Gedenke meiner Worte und laß Messen für meine Erlösung lesen!" Bei diesen Worten ging die Dame in einen dunklen Gang, der unter den Thurm des Comares führte, und war nicht mehr zu sehen.

Aus den Hütten unten an der Alhambra, in dem Darrothale, wurde jetzt das Krähen eines Hahnes schwach gehört, und ein blasser Lichtstreifen begann sich über den östlichen Bergen zu zeigen. Ein leichter Wind erhob sich, und es klang wie das Rascheln dürrer Blätter in den Höfen und Gängen, und Thüre um Thüre schloß sich mit knarrendem Tone.

Sanchica kehrte durch die Räume zurück, welche sie vor Kurzem noch mit der Schattenmenge angefüllt sah, aber Boabdil und sein Scheinhof waren verschwunden. Der Mond schien in die Säle und Gallerien, die ihres vorübergehenden Glanzes beraubt und wieder leer waren, befleckt und verderbt von der Zeit, und mit Spinnengeweben rings behangen. In dem ungewissen Licht flatterte die Fledermaus umher, und in dem Fischteich quakte der Frosch.

Sanchica eilte nun, so viel sie konnte, zu einer fernen Treppe, welche zu der ärmlichen Wohnung führte, die ihre Familie einnahm. Die Thüre war wie gewöhnlich offen, denn Lope Sanchez war zu arm, um Riegel oder Schloß zu bedürfen. Sie suchte still ihr Lager, legte den Myrtenkranz neben sich und versank alsbald in Schlaf.

Am Morgen erzählte sie ihrem Vater Alles, was ihr begegnet war. Lope Sanchez aber betrachtete das Ganze als einen bloßen Traum und lachte das Kind wegen seiner Leichtgläubigkeit aus. Er ging seiner gewöhnlichen Arbeit in dem Garten nach, war aber noch nicht lange da, als sein Töchterchen fast athemlos gelaufen kam: „Vater, Vater!" rief sie; „sieh den Myrtenkranz, den mir die maurische Dame um den Kopf gewunden hatte."

Lope Sanchez sah mit Erstaunen hin, denn der Stengel der Myrte war von lauterm Gold, und jedes Blatt war ein funkelnder Smaragd! Da er nicht viel mit Edelsteinen zu schaffen gehabt hatte, kannte er den wirklichen Werth des

Kranzes nicht, sah aber genug, um sich für überzeugt zu halten, daß er etwas Wesentlicheres sei als die Dinge, aus denen Träume gewöhnlich bestehen, und daß das Kind auf jeden Fall nicht ganz vergeblich geträumt habe. Seine erste Sorge war, seiner Tochter das unbedingteste Stillschweigen anzubefehlen; in dieser Beziehung war er jedoch sicher, denn sie war verschwiegener, als ihre Jahre und ihr Geschlecht erwarten ließen. Er ging nun in das Gewölbe, in welchem die Statuen der zwei Nymphen von Alabaster standen. Er sah, daß ihre Köpfe von dem Eingang abgewendet, und daß die Blicke einer jeden auf dieselbe Stelle in dem Innern des Gebäudes gerichtet waren. Lope Sanchez konnte diese sehr kluge Erfindung, ein Geheimniß zu bewahren, nur bewundern! Er zog eine Linie von den Augen der Statuen zu dem Punkte, auf den ihr Blick geheftet war, machte ein heimliches Zeichen auf die Wand und ging weg.

Lope Sanchez' Geist war jedoch den ganzen Tag von tausend Sorgen beunruhigt. Er konnte nicht umhin, die Statuen von fern im Auge zu behalten, und wurde fast krank aus Angst, das goldene Geheimniß möchte entdeckt werden. Jeder Fußtritt, welcher sich dem Orte näherte, machte ihn beben. Er hätte Alles darum gegeben, hätte er die Köpfe der Statuen nur wenden können, und vergaß ganz, daß sie schon mehre Jahrhunderte in derselben Richtung blickten, ohne daß darum Jemand klüger geworden wäre.

„Hol' sie der Teufel", sagte er zu sich selbst; „sie werden Alles verrathen. Hat je ein Mensch gehört, daß man ein Geheimniß so bewahrt?" Wenn er dann Jemand kommen hörte, stahl er sich weg, als ob sein Weilen so nahe an diesem Orte Verdacht erregen könnte. Dann kehrte er vorsichtig zurück, schaute von ferne hin, um zu sehen, ob noch Alles beim Alten wäre; aber der Anblick der Statuen erweckte wieder seinen ganzen Unwillen. „Ach, da stehen sie", sagte er, „und sehen und sehen und sehen immer dahin, wohin sie nicht sehen sollten. Wären sie beim Henker! Sie sind wie alle ihres Geschlechtes; wenn sie keine Zungen haben, mit denen sie plaudern können, so thun sie's gewiß mit ihren Augen."

Endlich näherte sich zu seiner Freude der ängstliche Tag seinem Ende. Man vernahm keine Fußtritte mehr in den hallenden Sälen der Alhambra; der letzte fremde Besucher überschritt die Schwelle, das große Thor wurde verriegelt und verschlossen, und die Fledermaus und der Frosch und die heulende Eule übernahmen allmählich wieder ihre nächtlichen Geschäfte in dem verlassenen Palast.

Lope Sanchez wartete gleichwohl, bis die Nacht weit vorgeschritten war, ehe er sich mit seiner kleinen Tochter in den Saal der zwei Nymphen wagte. Er fand sie so verschwiegen und geheimnißvoll wie immer auf den verborgenen Schein seines Glückes schauend. „Mit Eurer Erlaubniß, holde Damen", dachte Lope Sanchez, als er zwischen ihnen durchging, „ich will Euch von Eurem Dienste, der die vergangenen zwei oder drei Jahrhunderte so schwer auf Euern Herzen gelastet haben mag, erlösen." Er begann sodann an dem von ihm bezeichneten Theil der Mauer seine Arbeit und öffnete nach einer kleinen Weile eine versteckte Vertiefung, in welcher zwei große Porzellankrüge standen. Er versuchte sie herauszunehmen, aber sie waren unbeweglich, bis die unschuldige Hand seines Töchterchens sie berührte. Mit ihrer Hülfe brachte er sie aus der Nische und sah zu seiner größten Freude, daß sie mit maurischen Goldstücken nebst Juwelen und Edelsteinen gefüllt waren. Vor Tagesanbruch wußte er sie in seine Stube zu bringen und verließ die zwei wachthabenden Statuen mit ihren auf die leere Wand gerichteten Augen.

So war Sanchez plötzlich ein reicher Mann geworden; aber der Reichthum brachte, wie gewöhnlich, eine Welt voll Sorgen mit sich, denen er bisher gänzlich fremd gewesen war. Wie sollte er seinen Schatz in Sicherheit bringen? Wie sollte er desselben genießen, ohne Verdacht zu erregen? Zum ersten Mal in seinem Leben erwachte jetzt auch die Furcht vor Räubern in seiner Seele. Er blickte mit Schauer und Schrecken auf die Unsicherheit seiner Wohnung und machte sich daran, Thüren und Fenster zu verschließen und zu verrammeln; gleichwohl konnte er nach allen diesen Vorsichtsmaßregeln nicht ruhig schlafen.

Seine gewöhnliche Heiterkeit war dahin, er hatte für seine Nachbarn keinen Scherz und keine Lieder mehr, — kurz, er wurde das unglücklichste Geschöpf in der Alhambra. Seine alten Kameraden bemerkten seine Veränderung, bemitleideten ihn von Herzen und fingen an, sich von ihm zurückzuziehen, indem sie vermutheten, er möchte in Noth gerathen sein und Gefahr laufen, sie um Hülfe ansprechen zu müssen. Der Gedanke, daß sein ganzes Elend Reichthum sei, lag ihnen sehr fern.

Die Frau unseres Lope Sanchez theilte seine Angst, aber sie hatte dafür geistlichen Trost. Wir hätten schon früher erwähnen sollen, daß, da Lope ein etwas leichter, unbesonnener, kleiner Mann war, seine Frau sich gewöhnt hatte, in allen wichtigen Gegenständen den Rath und Beistand ihres Beichtvaters, des Pater Simon, zu suchen, eines starken, breitschultrigen, blaubärtigen, rundköpfigen Mönchs aus dem nahen Franciskanerkloster, welcher in der That der geistliche Tröster der Hälfte der guten Weiber in der Umgegend war. Er stand außerdem in großer Achtung in verschiedenen Nonnenklöstern, welche ihm seine geistlichen Dienste durch häufige Geschenke von allerlei Leckereien und Spielereien, wie sie in Klöstern gemacht werden, belohnten, als da sind köstliches Eingemachtes, Zuckerbrod und Flaschen voll würziger Herzstärkungen, welche sich nach Fasten und Wachen als treffliche Erquickung auswiesen.

Pater Simon gedieh in der Ausübung seiner Pflichten. Sein öliges Gesicht glänzte in dem Sonnenschein, wenn er sich an einem heißen Tag den Hügel der Alhambra hinauf arbeitete. Bei allen Annehmlichkeiten seiner Lage zeigte aber doch das knotige Seil um seinen Leib die Strenge der Zucht, die er gegen sich selbst übte, die Menge zog die Mützen vor ihm als einem Spiegel der Frömmigkeit, und selbst die Hunde spürten den Geruch der Heiligkeit, welcher seiner Kutte entströmte, und heulten aus ihren Löchern, wenn er vorüberging.

Dieser Art war Pater Simon, der geistliche Rathgeber des holdseligen Weibes von Lope Sanchez; und da der Beichtvater der innigste Vertraute der Frauen in Spanien ist, so war er bald,

natürlich ganz im Geheimen, mit der Geschichte des verborgenen Schatzes bekannt.

Der Mönch sperrte Mund und Augen auf und bekreuzte sich zwölfmal bei dieser Nachricht. Nach einer kurzen Pause sagte er: „Tochter meiner Seele! Wisse, dein Mann hat eine doppelte Sünde begangen, — eine Sünde gegen den Staat und gegen die Kirche. Der Schatz, den er so für sich behalten hat, ist in den Besitzungen des Königs gefunden worden und steht folglich der Krone zu; da er aber den Ungläubigen gehörte und gewissermaßen den Klauen des Satans entrissen worden ist, sollte er der Kirche geweiht sein. Doch läßt sich die Sache immer noch beilegen. Bringe den Myrtenkranz hierher."

Als der gute Pater diesen sah, glänzten seine Augen mehr denn je vor Bewunderung der Größe und Schönheit der Smaragde. „Da dieses die ersten Früchte der Entdeckung sind", sagte er, „sollte es billig frommen Zwecken geweiht sein. Ich will es in einem Schrein vor dem Bilde des heiligen Franciskus in unsrer Kapelle aufhängen und ihn noch in dieser Nacht angelegentlich bitten, daß dein Mann im ruhigen Besitze eures Reichthumes bleibe."

Die gute Frau war froh, daß sie so wohlfeilen Kaufes ihren Frieden mit dem Himmel machen konnte, und der Mönch, der den Kranz unter seinen Mantel steckte, schritt dem Kloster mit eiligen Schritten zu.

Als Lope Sanchez nach Hause kam, erzählte ihm seine Frau, was vorgegangen war. Er war sehr ärgerlich; denn ihm fehlte der fromme Sinn seiner Frau, und er seufzte schon seit einiger Zeit über die vertraulichen Besuche des Mönchs. „Frau", sagte er, „was hast du gethan? Du hast durch dein Plaudern Alles auf das Spiel gesetzt."

„Was?" rief die gute Frau; „willst du mir verbieten, mein Gewissen vor meinem Beichtvater zu entladen?"

„Nein, Frau! Beichte von deinen Sünden, so viel du nur willst; aber dieses Schatzgraben ist meine Sünde, und mein Gewissen ist sehr leicht unter der Last derselben."

Allein das Klagen half jetzt nichts mehr, das Geheimniß

war nun einmal ausgeplaudert und ließ sich, wie auf den Sand gegossenes Wasser, nicht wieder zurücknehmen. Ihre einzige Hoffnung gründete sich auf die Verschwiegenheit des Mönchs.

Während Lope Sanchez am nächsten Tage draußen war, ließ sich ein leises Klopfen an der Thüre hören, und Pater Simon trat mit freundlicher, sittsamer Miene ein.

„Tochter", sagte er, „ich habe inbrünstig zu dem heiligen Franciskus gebetet, und er hat mein Gebet erhört. In der Mitte der Nacht ist mir der Heilige im Traume erschienen, aber sein Antlitz zürnte. „Höre", sagte er, „du betest zu mir, um Vergebung wegen dieses heidnischen Schatzes zu erhalten, während du die Armuth meiner Kapelle siehst? Gehe in das Haus des Lope Sanchez, bitte ihn in meinem Namen um einen Theil des maurischen Goldes, um zwei Leuchter für den Hauptaltar zu kaufen, und laß ihn das Uebrige in Frieden besitzen."

Als die gute Frau von dieser Erscheinung hörte, kreuzte sie sich ehrerbietig, ging zu dem geheimen Plätzchen, wo Lope seinen Schatz verborgen hatte, und füllte einen großen ledernen Beutel mit Stücken maurischen Goldes und gab ihn dem Mönch. Dagegen ertheilte der Mönch Segen genug, um, wenn der Himmel ihn auslöst, ihr Geschlecht bis in die spätesten Zeiten zu bereichern, ließ dann den Beutel in den Aermel seiner Kutte gleiten, faltete seine Hände über seiner Brust und schied mit einer Miene demüthiger Dankbarkeit.

Als Lope Sanchez von diesem zweiten der Kirche gemachten Geschenke hörte, gerieth er fast außer sich. „Ich unglücklicher Mann", rief er, „was soll aus mir werden? Ich werde stückweise beraubt; ich werde zu Grunde gerichtet und an den Bettelstab gebracht werden!"

Nur mit großer Mühe konnte ihn seine Frau beruhigen, indem sie ihn an den ungeheuern Reichthum erinnerte, welcher ihm noch verblieb, und ihn fühlen ließ, wie gütig es von dem heiligen Franciskus sei, sich mit einem spärlichen Antheil zu begnügen.

Unglücklicherweise hatte Pater Simon eine Anzahl armer Verwandte, für welche gesorgt werden mußte, einiger halben

Dutzend starker, rundköpfiger Waisen- und verlassener Findelkinder nicht zu gedenken, die er unter seinen Schutz genommen hatte. Er wiederholte daher von Tag zu Tag seine Besuche und seine Bitten zum Besten des heiligen Dominikus, des heiligen Andreas, des heiligen Jakob, bis der arme Lope in Verzweiflung gerieth und fand, daß, wenn er sich dem Bereich des frommen Mönchs nicht entzöge, er jedem Heiligen des Kalenders Sühnopfer würde bringen müssen. Er beschloß daher, den ihm noch bleibenden Schatz zusammenzupacken, heimlich in der Nacht aufzubrechen und in einen andern Theil des Königreichs zu ziehen.

Voll von diesem Plane kaufte er ein starkes Maulthier und band es in einem dunkeln Gewölbe unten in dem Thurme der sieben Stockwerke an, an derselben Stelle, wo der Belludo, d. h. das Kobold-Pferd ohne Kopf, um Mitternacht herauskommen und durch die Straßen von Granada, gefolgt von einer Meute Höllenhunde, rennen soll. Lope Sanchez schenkte der Geschichte wenig Glauben, benutzte aber die dadurch erweckte Furcht; denn er wußte wohl, daß sich Niemand leicht in den unterirdischen Stall des Gespenster-Rosses wagen würde. Im Laufe des Tages schickte er seine Familie mit dem Befehle weg, ihn in einem entfernten Dorfe der Vega zu erwarten. Als die Nacht vorrückte, brachte er seinen Schatz in das Gewölbe unter dem Thurm, belud sein Maulthier damit, führte es heraus und leitete es vorsichtig den dunkeln Weg abwärts.

Der ehrliche Lope hatte diese Maßregeln in der größten Stille genommen und sie Niemandem als dem treuen Weibe seines Herzens mitgetheilt. Durch irgend eine wunderbare Offenbarung jedoch waren sie dem Pater bekannt geworden. Der eifrige Mönch sah diese heidnischen Schätze auf dem Punkte, seinen Krallen auf immer entrissen zu werden, und beschloß, zum Besten der Kirche und des heiligen Franciskus noch einen Griff in dieselben zu thun. Als daher die Glocken zu den animas*) geläutet hatten und die ganze Alhambra still war,

*) Animas, das Abendgeläute, um an die Fürbitte für die Seelen im Fegfeuer zu erinnern.

schlich er sich aus seinem Kloster, eilte durch das Thor der Gerechtigkeit nieder und verbarg sich im Dickicht der Rosen und Lorbeeren, welche den großen Zugang säumen. Hier blieb er und zählte die Viertelstunden, wenn die Uhr auf dem Wartthurme schlug, und lauschte auf das schauerliche Geheul der Eulen und das ferne Bellen der Hunde aus den Zigeunerhöhlen.

Endlich hörte er Fußtritte und sah durch das Düster der überschatteten Bäume etwas, das wie ein Lastthier aussah, den Weg herabkommen. Der stämmige Mönch schmunzelte bei dem Gedanken, welchen klugen Streich er dem guten Lope zu spielen im Begriffe stehe.

Er band seine Kutte auf und krümmte sich wie eine Katze, die eine Maus auf dem Korne hat, und harrte so, bis sein Raub gerade vor ihm war, wo er aus seinem laubigen Versteck hervorbrach, eine Hand auf das Schulterblatt, die andere auf das Kreuz des Esels legte, einen Sprung machte, der dem geübtesten Stallmeister zur Ehre gereicht hätte, und sich rittlings auf dem Thiere festsetzte. „Aha", sagte der Mönch, „jetzt wollen wir sehen, wer das Spiel am besten versteht." Er hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als das Thier anfing auszuschlagen, sich zu bäumen und Sätze zu machen, und dann in vollem Laufe den Berg hinabschoß. Der Mönch versuchte das Thier aufzuhalten, aber vergebens. Es sprang von Fels zu Fels, von Busch zu Busch; des Mönchs Kutte war in Fetzen zerrissen und flatterte im Winde; sein geschorner Schädel erhielt manchen harten Schlag von den Baumästen und manche Schramme von dem Gesträuch. Um seinen Schrecken und Jammer zu vermehren, sah er eine Meute von sieben Hunden in vollem Bellen an seinen Ferſen, und bemerkte zu spät, daß er sich wirklich auf den schrecklichen Belludo geschwungen hatte.

Fort stürmten sie in Windeseile den großen Weg hinab, über die Plaza Nueva, den Zacatin entlang, um die Vivairambla, — nie flogen Jäger und Hund so pfeilschnell dahin, oder machten einen so höllischen Lärm. Vergebens rief der Mönch jeden Heiligen des Kalenders an und die gebenedeite Jungfrau obendrein: so oft er einen Namen dieser Art nannte,

wirkte es wie ein frischer Spornstoß und verursachte, daß der Belludo einen haushohen Satz machte. Den übrigen Theil der Nacht hindurch wurde der unglückliche Pater Simon dahin und dorthin und wohin er nicht wollte geführt, bis jeder Knochen an seinem Leibe mürbe war und er sich so schändlich wund geritten hatte, daß man es kaum zu sagen vermag. Wieder ging es über die Vivairambla, den Zacatin, die Plaza Nueva und den Brunnenweg, und die sieben Hunde heulten und bellten und schnappten nach den Fersen des erschreckten Paters. Der erste Morgenstrahl schoß empor, als sie den Thurm erreichten; hier schlug das Kobold-Pferd kräftig hinten aus, schickte den Mönch mit einem Purzelbaum durch die Luft und stürzte, gefolgt von der höllischen Meute, in das dunkle Gewölbe, und ein tiefes Schweigen folgte dem eben noch so betäubenden Lärm.

Ist jemals einem Mönche solch ein verteufelter Streich gespielt worden? Ein Bauer, der mit der Dämmerung an seine Arbeit ging, fand den unglücklichen Pater Simon am Fuße des Thurmes unter einem Feigenbaume liegen, aber so zerquetscht und zerschellt, daß er weder sprechen, noch sich regen konnte. Er wurde mit aller Sorgfalt und Aufmerksamket in seine Zelle geführt, und das Gerücht verbreitete sich, Räuber hätten ihn angegriffen und mißhandelt. Ein oder zwei Tage vergingen, ehe er wieder zum Gebrauche seiner Glieder kam; er tröstete sich mittlerweile mit dem Gedanken, daß er, obgleich ihm das Maulthier mit dem Schatz entgangen war, doch vorläufig einen guten Theil von der heidnischen Beute wegbekommen hätte. Als er sich wieder bewegen konnte, war es seine erste Sorge, unter seinem Lager zu suchen, wo er den Myrtenkranz und die ledernen Beutel mit Gold, die er der Frömmigkeit der Frau Sanchez abgezwungen, verborgen hatte. Wie groß aber war sein Jammer, als er sah, daß der Kranz wirklich nur ein verwelkter Myrtenkranz und die ledernen Beutel mit Sand und Geröll gefüllt waren!

Pater Simon hatte bei all seinem Schmerze die Klugheit zu schweigen, da das Verrathen des Geheimnisses ihn bei dem Publikum nur lächerlich gemacht und die Strafe seines Vorgesetzten auf ihn herabgezogen haben würde. Erst viele Jahre

später, auf seinem Todesbett, entdeckte er seinem Beichtvater seinen nächtlichen Ritt auf dem Belludo.

Von Lope Sanchez hörte man lange nach seinem Abzug aus der Alhambra durchaus nichts. Man erinnerte sich seiner stets gern als eines fröhlichen Genossen, obgleich man aus dem Gram und der Schwermuth, welche er kurz vor seiner geheimnißvollen Abreise in seinem Benehmen zeigte, schließen zu müssen glaubte, Armuth und Unglück habe ihn zu einem verzweifelten Entschluß gebracht. Einige Jahre später wurde einer seiner alten Freunde, ein invalider Soldat, der zu Malaga war, von einem sechsspännigen Wagen umgeworfen und fast überfahren. Der Wagen hielt an; ein alter, reich gekleideter Herr, mit einem Degen und Haarbeutel, stieg aus, um dem armen Invaliden beizustehn. Wie groß war des Letztern Erstaunen, als er in diesem vornehmen Kavalier seinen alten Freund Lope Sanchez erkannte, der eben die Vermählung seiner Tochter Sanchica mit einem der ersten Granden des Landes feierte!

In dem Wagen saß das Brautpaar. Da war auch Frau Sanchez, die jetzt so rund geworden war wie ein Faß und Federn und Juwelen und Halsbänder von Perlen und Diamantschmuck und Ringe an jedem Finger und einen Kleiderputz trug, den man seit den Zeiten der Königin von Saba nicht mehr gesehen hatte. Die kleine Sanchica war jetzt zur Frau herangewachsen, und nach ihrer Anmuth und Schönheit hätte man sie für eine Herzogin, ja geradezu für eine Prinzessin halten können. Der Bräutigam saß neben ihr, — ein etwas abgelebter, spindelbeiniger kleiner Mann, aber das bewies schon, daß er von ächtem Geblüte war, — denn ein wahrer spanischer Grande hat selten mehr als vier Fuß Höhe. Die Mutter hatte die Heirath zuwege gebracht.

Der Reichthum hatte das Herz des ehrlichen Lope nicht verderbt. Er behielt seinen alten Kameraden mehrere Tage bei sich, bewirthete ihn wie ein König, nahm ihn mit in Schauspiele und Stiergefechte und sandte ihn endlich ganz beglückt nach Haus, mit einem dicken Sacke Geldes für sich und einem andern, den er unter seine alte Freunde in der Alhambra vertheilen sollte.

Lope pflegte zu erzählen, ein reicher Bruder sei ihm in Amerika gestorben und habe ihm eine Kupfermine hinterlassen; aber die verschlagenen Plaudertaschen der Alhambra bestanden darauf, sein Reichthum rühre von nichts Anderm her als dem Umstande, daß er das von den zwei alabasternen Nymphen der Alhambra bewahrte Geheimniß entdeckt habe. Es wird bemerkt, daß diese zwei höchst verschwiegenen Statuen bis auf den heutigen Tag ihre Augen sehr bedeutungsvoll auf dieselbe Stelle in der Wand gefesselt halten, was Manchen glauben läßt, es sei noch irgend ein Schatz, welcher der Aufmerksamkeit eines unternehmenden Reisenden werth sein möchte, dort verborgen; obgleich andere, und vorzüglich weibliche Besucher sie mit großem Wohlgefallen als stete Monumente der Thatsache betrachten, daß Frauen ein Geheimniß zu bewahren vermögen.

Inhalt.

	Seite
Dolph Heyliger. Von Washington Irving	9
Die Maske des rothen Todes. Von Edgar Allan Poe . . .	81
Nachgelassene Denkwürdigkeiten über mich selbst. Von H. Smith	91
Die Legende von der Schlafhöhle. Von Washington Irving	149
Aus Hyperion. Von Henry Wadsworth Longfellow	185
Sagen von der Alhambra. Von Washington Irving . . .	239

Druck vom Bibliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.

(Rou)

4421

75 мл 1.50 д